

Zilllich

250

Randbemerkungen

er aus richtigen theoretischen Erkenntnissen den Nutzen zieht. Aber der Inhalt des dritten Teils „Der Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft“ ist zu sehr das Ergebnis sorgfältiger Arbeit, als daß man ihn, auch von seiten des Staates, als praktischen Vorschlag unbeachtet lassen könnte, wie tausend andere Programme. Wesentlich für die heutige Wirtschaftsform ist das Auseinanderklaffen von Volkswirtschaft und Privatinteresse. Wenn sich volkswirtschaftlicher Wert und Eigeninteresse nicht mehr decken, so ist notwendige Folge die Staatswirtschaft. Auf diesem Grundgedanken beruhen die Vorschläge Grünigs. Er betrachtet allerdings die Einschränkung des privaten Gewinnstrebens immer nur als notwendiges Übel, das vermieden werden muß, wo es vermieden werden kann. Diese Einstellung erklärt auch das vorgelegte Programm, das sich zwar aus den theoretischen Untersuchungen ergibt, sich aber vielleicht auch in anderer, mehr gemeinschaftlicher Form hätte ergeben können. Grünig stellt z. B. die Möglichkeit einer Krisenbekämpfung von der Produktion der Verbrauchsartikel her ausdrücklich fest, bestreitet aber wegen der dann notwendigen direkten Eingriffe in die Produktion ihre alleinige und vollständige Durchführbarkeit. Er stellt lieber ein im wesentlichen staatliches Investitionsprogramm auf, das mittelbar Produktion und Verbrauch beeinflussen soll, und finanziert es durch ein staatlich geregeltes Sparwesen. Was Ferd. Grünig insbesondere über den Außenhandel und die Landwirtschaft sagt, ist zwar schon manchmal gesagt worden, aber noch nie mit solch eingehender und durchschlagender Begründung. Hier macht eben die Begründung die Idee originell, nicht ihre Behauptung. Die Vorschläge hätten schon längst Eingang in die Wirtschaftspolitik finden müssen. Ferd. Grünigs Buch wird ihnen sicher dazu verhelfen.

Mehr noch als Grünigs Vorschläge wird

die Methode seiner Untersuchungen zur Auseinandersetzung mit ihm zwingen. Aber auch den, der Grünigs Ideen und Gedankengängen nicht voll zustimmen kann, zwingt das Buch zur restlosen Anerkennung einer überragenden Gedankenarbeit, die sich ohne Rücksicht auf wirtschaftspolitische Verwertbarkeit bestimmt durchsetzen wird. Und auch dem Leser, dem wirtschaftliche Fragen zunächst fernliegen, sei Grünigs Buch dringend empfohlen; er erlebt unmittelbar den Geist, den das Buch von der ersten bis zur letzten Seite atmet, er spürt den glühenden Willen mitzuhelfen am großen Aufbau der deutschen Wirtschaft, die vom sterbenden Geldkapitalismus zum Schaden der Volksgemeinschaft zerstört worden ist. Und diese immer wieder hervorbrechende Gesinnung wird ihn mitreißen bei der Behandlung theoretischer Probleme und hinführen zum Verständnis und Interesse für all diese Fragen.

Gottfried Breit

Junger deutscher Dichter im Osten

Es muß wohl in der Sendung alles Deutschen liegen sich in der Welt zu verbreiten. Für das deutsche Geistesleben gibt es keine geographischen Grenzen; deutscher Geist lebt in der ganzen Welt und gar oft sehr stark außerhalb der Grenzen des deutschen Reiches. Ein echtes Zeugnis hierfür sind die Bücher des jungen siebenbürgischen Dichters Heinrich Zilllich. Deutsches Wesen spricht umso stärker aus ihnen, als es durch Sehnsucht nach dem deutschen Mutterlande genährt ist. Zilllichs Deutschtum zeigt sich anfangs zwar nur in der Frische des Ausdrucks, in einer oft verblüffenden Unbekümmertheit, die sich aber schließlich zu dem entwickelt, was der Besitz jedes echten Dichters sein muß: Eigenwilligkeit, wurzelnd im heimatischen Boden. Es ist das

Verdienst Jillichs, daß er diesen heimatlischen Boden Siebenbürgens als einen urdeutschen erfaßt, aber auch, daß er seine Entwicklung zum Vorbau des Ostens nicht übersah und so imstande ist in der einfachsten Erzählung ein Stück Kulturgeschichte zu geben.

Jillich brachte 1923 „Attilas Ende“ (Verlag Krafft und Dortleff, Hermannstadt) als erste Veröffentlichung heraus. Das Werk, geschrieben in einer wuchtigen Sprache, die mitreißt und in ihrer Ursprünglichkeit tief zu packen vermag, ist ein guter Anfang, wenn auch keine Novelle, wie es der Dichter genannt, sondern ein steckengebliebener Roman. Dies ist durchaus kein Tadel, eher eine Anerkennung einer großen ersten Leistung. Es ehrt Jillich, daß er am Formalen scheiterte und noch nicht fähig war eine Fülle von Gestalten bis ins Letzte auszubeuten und einzureihen in das Geschehen. Denn der ist kein Dichter, der gleich im Anfang mit einer Fülle im Ausdruck und einer Prägnanz in der Gestaltung hervortritt. Dichter müssen wachsen können.

Im selben Jahr erscheint auch „Wälder und Laternenschein“ (ebenda), diesmal eine echte Novelle, die schon leise das Leid des Auslandsdeutschen, sein Stehen zwischen den Nationen erkennen läßt.

Nach einem lyrischen Intermezzo „Strömung“ (ebenda 1924) läßt Liebe zu seiner Vaterstadt ihn eine Schilderung „Kronstadt“ (ebenda 1925) schreiben. Fern aller kulturhistorischen Langweile erfaßt diese Arbeit, was jedes dort Geborenen Besitz ist, jenes Kleine, aus dem das Große, Unvergängliche wächst. Jillich läßt hier sein Menschlichstes anklingen, und das umhüllt die Häuser und Plätze, ja den ganzen Talsessel, in dem Kronstadt liegt, mit dem Zauber einer Liebe, die rein, hoch, aber dennoch erdgebunden ist.

Diese Schilderung ist Auftakt zu weiteren Werken, die der engeren Heimat gewidmet

sind. Im gleichen Jahr erscheinen noch die „Siebenbürgischen Glausen“, lustige Geschichten über Land und Leute Siebenbürgens, die, einfach und schlicht erzählt, von einer tiefen Heiterkeit strahlen und, indem sie die deutsche Siedlung im Lande betonen, nicht nur ein kulturgeschichtlicher Beitrag über Siebenbürgen, sondern auch über das Auslandsdeutschtum im allgemeinen sind.

Jillichs dichterische Stärke lag bis 1929 in der erzählenden Prosa. Auch nicht alle Gedichte des Bandes „Strömung und Erde“ (1929, Verlag Krafft und Dortleff) haben das Signum eines Dichters. Aber es ist da eine eigenartige Gedrängtheit im Ausdruck, eine hohe Verbindung von Form und Inhalt, die gefangen nimmt. In diesem Bande lernt man Jillich wohl am besten kennen. Er spannt thematisch seinen Bogen vom subjektiven zum objektiven Erleben; er singt von der Liebe, von den Menschen seiner Heimat, von der Schönheit ihrer Berge und Wälder, er dichtet in der „Östlichen Elegie“ das allgemeine Leid des Auslandsdeutschen. Er ist aber auch ein mystischer Sänger, der das Übernatürliche in die Welt einbezieht. Der ganze Band ist ein Ringen um das Letzte, Höchste, um die Erlösung von aller Schuld, die auf uns Menschen lastet, und dies hebt auch Gedichte von nur lokaler Bedeutung hinaus ins Raumlose, Zeitlose. Dann gibt es aber auch Verse in dem Buch, die den Dichter als Menschen erkennen lassen. Das Erwachen zum Manne, zum Vater — in den wundervollen Versen „Meiner Frau“ — bis zum Dank an die Eltern, denen das letzte Gedicht, das auch den Titel gab, „Strömung und Erde“ gewidmet ist.

Mit „Der Toddergeruch und andere Geschichten“ (1930, Verlag der Markusdruckerei, Schäßburg) setzt Jillich die Sammlung der „Siebenbürgischen Glausen“ fort, im Stil gewählter, aber dennoch nicht schal, eher urwüchsiger als in dem ersten

Buch. Die Sicht über Land und Leute erfasst mehr Sonderheiten, ja es wird der ganze siebenbürgische Lebensraum vermittelt, nur einmal durchbrochen von einer autobiographischen Erzählung „Weihnacht 1916“, für die wir Jillich besonders dankbar sein wollen, weil sie aufs beste vereint, was Dichtung verlangt: Gefühl aus dem Herzen, ausgedrückt in hoher klarer Form.

In „Der Zigeuner“ (1931 in der Zeitschrift „Klingfor“, Kronstadt) gibt Jillich ein Meisterwerk novellistischer Prosa. Sicher im Erbhafsten wurzelnd und nur vom Blute getrieben, geht der Zigeuner Popa Bela von Szene zu Szene, und ringsumher ersteht das siebenbürgische Land, schwelend im starken Hauch des Frühlings und in der Fülle des Sommers, urwüchsige Bilder tauchen auf, wie z. B. die Einvernehmung des Zigeuners durch den Polizeikommissar Tompa, dazwischen immer wieder die Schwere deutschen Wesens, die in dem Bauer Hans Kisch Gestalt hat, und die Nachsucht des ungarischen Knechts Janosch, dessen Schwester der Zigeuner vergewaltigte.

X Im Frühjahr 1933 wurde Jillich die Genugtuung zuteil aus dem Wettbewerb einer deutschen Zeitschrift um die beste Erzählung mit seiner Novelle „Der Urlaub“ (Kleine Bücherei, Band 24, des Verlags Albert Langen-Georg Müller, München) als erster hervorzugehen. Hier bricht elementar das deutsche Wesen Jillichs durch, jene Treue in der Pflichterfüllung für die Allgemeinheit. Der Fähnrich Klinghart meldet sich freiwillig zu einer wichtigen Erkundung, obgleich er den Urlaubsschein in der Tasche hat und der Hauptmann ihm rät zu verschwinden. Obgleich gestern erst sein Freund Schürer auf ebenso einem Patrouillengang gefallen ist, Schürer, der beten konnte. Aber er tut es, und dabei lernt er auch beten, „natürlich ganz anders, aber vielleicht war es doch beten —“. So endet diese Erzählung, die ein getreues Bild vom Frontenkampf in

Italien gibt und manchmal, trotz ihrem äußerst knappen Stil, in einer lyrischen, aber durchaus nicht sentimentalen Weichheit schwingt.

Als vorläufig letztes Werk hat uns Jillich im Oktober 1933 den Novellenband „Sturz aus der Kindheit“ (L. Staaßmann Verlag, Leipzig) beschenkt. Er vereinigt die schon bekannten Novellen „Wälder und Laternenschein“ und „Der Zigeuner“ mit neuen, unter denen besonders die von einer reinen und schönen Sprache getragene Titelnovelle hervorsticht. Es ist etwas Rührendes und tief Erschütterndes zugleich, wie Jillich einen Knaben, das Peterchen, bis zum vierzehnten Jahr durchs Leben führt, durch ein Leben, das rauh, hart und bitter ist, und wie die Welt des Peterchens, die durchaus nicht die der Erwachsenen um ihn, der Eltern und des Burschen, ist, langsam zerbröckelt und endlich unter der Wucht der Ereignisse gänzlich zusammenfällt, was den kleinen Peter aufs Krankenlager wirft. Von den beiden anderen neuen Novellen ist „Der Brand“ die bedeutendere. Hier läßt Jillich wieder die Menschen aus dem Boden seiner Heimat wachsen und fest mit ihm verwurzelt sein. Der Bauer, dessen Haus vor seinen Augen niederbrennt, weiß seine Ernte in der vom Brand verschonten Scheuer gesichert, seine Kinder gerettet, er erkennt: alles Leben ist um mich wie immer und ich kann den Schaden wieder gut machen, denn die Erde gab mir und wird mir wieder geben; sie ist ja für den Fleißigen ewig fruchtbar. Und so segnet er, während das Haus noch glüht und raucht, den nichtgewollten neuen Bund seiner Tochter mit dem Burschen und nimmt ihr Kind aus erster Ehe auf seinen Schoß. In „Water“ schildert der Dichter, manchmal in fast dramatischer Kürze, wie die Starrheit und Härte des verstorbenen Vaters im Sohne weiterlebt.

Jillich steht heute im 36. Lebensjahre. Sein Schaffen bewegt sich in einer aufstei-

genden Linie. Wir dürfen hoffen, daß er hält, was er bis jetzt versprochen: Halt und Stütze des geistigen Deutschland in Siebenbürgen zu bleiben, ein Vorposten, wie die von ihm geleitete Zeitschrift „Klingsor“ es schon seit langen Jahren ist.

Carl Wazinger

Kleine Schriften über Gegenwartsfragen

Eine von der Deutschen Akademie herausgegebene Schriftenreihe „Das Neue Reich“ wird aufs beste eröffnet durch eine Studie des Geopolitikers Karl Haushofer „Der nationalsozialistische Gedanke in der Welt“ (G. D. W. Callwey, München; NM. —.90). Sie liest sich, wie alles, was Haushofer schreibt, nicht ganz leicht; aber die Mühe lohnt sich. Auf der sicheren Grundlage geopolitischer Erkenntnis gewinnen wir einen Einblick in die weltumspannende Tragweite der Ummwälzung, in der wir stehen, lernen wir aber auch nüchtern die Widerstände abwägen, die der nationalsozialistische Gedanke in der Welt noch zu überwinden hat, und nicht nur mit großen geographischen Räumen, sondern auch mit langen Zeitrecken rechnen. Es ist dringend nötig, daß der Deutsche, der sich im ersten Jahr der nationalsozialistischen Revolution vielfach zu ausschließlich mit seinen inneren Angelegenheiten beschäftigt hat, sich durch solche Betrachtungen den Blick in die Weite der Welt schärfen läßt.

Die Fragen des inneren Aufbaus dürfen darüber selbstverständlich nicht zurücktreten. Es hat den Anschein, als ob er nun, da das Organisatorische wenigstens im Umriß erledigt ist, in das entscheidende geistige Stadium träte. Die Auseinandersetzungen über das Verhältnis von Deutschtum und Christentum, Volkstum und Evangelium werden also vermutlich in nächster Zeit noch grö-

ßere Bedeutung gewinnen als bisher. In seiner Schrift „Die deutsche Stunde der Kirche“ (Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen; NM. 1.60) behandelt Paul Althaus diese Frage mit vorbildlicher Klarheit, aber auch mit leidenschaftlichem Einsatz für das lautere Evangelium wie für das deutsche Volkstum. Mit sicherer Hand führt er den Leser zwischen zwei Irrwegen hindurch, die heute manchen locken: einer Theologie auf der einen Seite, die über dem unbedingten Festhalten am überzeitlichen und überweltlichen Gotteswort verzweifelt, daß wir gerade nach der in der Heiligen Schrift niedergelegten Offenbarung Gottes seinen Willen auch an seinem Handeln mit den Völkern in der Geschichte erkennen sollen; und auf der anderen Seite einer Religiosität, die das völkische Erlebnis — mehr oder weniger bewußt und betont — an die Stelle der Gottesoffenbarung setzt und der die aus ihm fließende hohe Begeisterung zur Religion wird. Beiden gegenüber betont Althaus: die Kirche habe allerdings lediglich das Evangelium zu verkündigen, das Wort vom Kreuze und der Rechtfertigung, das „dem natürlichen Menschen, auch dem deutschen völkischen Menschen... nicht angemessen, sondern fremd und entgegen“ ist. Aber sie hat eben dieses Wort nicht in den luftleeren Raum zu sprechen, sondern in der gegenwärtigen geschichtlichen Stunde und zu dem deutschen Menschen von heute; in unlöslicher Solidarität mit ihm, anknüpfend an sein tiefstes, leidenschaftlichstes Erleben, ihn von hier, aus dem „Vorhof“ einer neu aufgebrochenen Religiosität, hinführend zur Offenbarung Gottes. — Das alles wird mit einer Wärme vorgetragen, die mitreißt und von der — ebenso wie vom reichen Gehalt der kleinen Schrift — ein kurzer Bericht keine rechte Vorstellung vermitteln kann.

Ein ebenso großer und lebendiger Atem, ebenfalls gepaart mit der Klarheit ver-

10. Juni 1934.

Köpfe des nationalen deutschen Schrifttums

Unsern liebevollen Blick über die schöpferischen Kräfte des nationalen deutschen Schrifttums der Gegenwart setzen wir heute mit einer Würdigung des Siebenbürgener Dichters Heinrich Zillich fort.

Heinrich Zillich



Die Probleme der Deutschen außerhalb der Grenzen des Reiches spiegeln sich mannigfaltig in unserem Schrifttum wider. Nicht nur innerdeutsche Schriftsteller und Dichter, die einmal kürzer oder länger draußen waren, wie Grimm, Mund und Ponten zum Beispiel, gestalten auslandsdeutsches Leben und Schicksal in ihren Werken, sondern vor allem haben wir auch zahlreiche Vertreter des Schrifttums im Ausland selbst, die von der Not, vom Kampf, vom Geschick der Deutschen in der Fremde berichten. Am rühmlichsten, am bedeutendsten auch zugleich sind da die Siebenbürger Sachsen am Werk; unter ihnen ist der junge Heinrich Zillich

einer der lebendigsten und fähigsten Köpfe. — Zillich wurde im Jahre 1898 in Kronstadt geboren; sein Vater war Schwabe aus dem Banat, seine Mutter Siebenbürgerin. So hat sich in ihm also gutes deutsches Blut rein gemischt und erhalten. Mit ganz jungen Jahren kam er als Kaiserjäger in den Krieg und kämpfte in der Alpenfront gegen Italien. Später, als Siebenbürger Deutscher durch den Friedensvertrag rumänischer Staatsangehöriger geworden, mußte er — eine besondere Tragik — noch auf rumänischer Seite 1919 gegen Ungarn ziehen, bis es ihm gelang, nach Berlin zu kommen und dort Handelswissenschaft zu studieren. Nach erfolgter Promotion lehrte er 1923 wieder in seine Heimat zurück, wo er auch bei der deutschen „Kronstädter Zeitung“ tätig ist. Seit langen Jahren gibt er die schöne siebenbürgische Zeitschrift „Alinglor“ heraus, und hier vor allem tritt er unermüdlich für alle Belange und Probleme der Siebenbürger Deutschen ein, für Erhaltung ihres Volkstums und

ihrer Arzgegentümlichkeit, für eine feste und unzerstörbare Verbindung mit dem Reich, hier vor allem berreut er auch die Interessen und Aufgaben der deutschen Jugend Siebenbürgens. Wir im Reich müssen das Zillich besonders danken, denn der Kampf dieses Mannes um das Deutschtum ist oft schwer und einsam und hart.

Die erste dichterische Veröffentlichung Zillichs war die große Erzählung „Attilas Ende“ (1932), worin fast romanartig der Zug des Hunnenkönigs Hgel durch das halbe Abendland bis Mittelitalien, mitreißend und sprachlich großartig gestaltet wurde. In der Novelle „Wälder und Paternenschein“, ebenfalls 1923, gab Zillich dann eine wundervolle Liebesgeschichte eines jungen Menschen in Siebenbürgen, tragisch durchzuckt und mit jugendlichem Lebensgefühl erfüllt; vor allem fällt hier bereits Zillichs meisterliches Vermögen der Landschaftsschilderung auf. Aber auch Menschen vermag er ähnlich treffend hinzustellen; Zillich beherrscht die Sprache wie wenige und sie ist ihm gleichsam ein stählernbiegsames Instrument, mit dem er die Säge aus einem Block wuchtig, voll innerer Kraft und anschaulicher Greifbarkeit schlägt. Das ist selbst in seiner Lyrik erkennbar, in den beiden Bänden „Strömung“ (1924) und „Strömung und Erde“ (1929), wo ihm Gedichte großer Zartheit und erdnahen Reims gelangen. — Ein sehr reizvolles Buch ist dann die Geschichtenammlung „Siebenbürgische Klause“ (1926), angefüllt mit kurzen Erzählungen und Anekdoten aus dem Siebenbürger Land, volkstümlich heiter und humorvoll, bestes Erzählgut des Volkes dort, das Zillich kennt und dem er angehört. Einen weiteren Geschichtenband gab der Dichter mit dem Büchlein „Der Tod der Gerde“, um dann in der im vergangenen Jahr preisgekrönten Novelle „Der Urlaub“ sein bisher bestes und reifstes Prosawerk zu geben (erschienen im Verlag Vangen/Müller, München); hierin hat Zillich aus seinem Erlebnis des Alpenkrieges die Geschichte eines jungen österreichischen Offiziers geschrieben, der, obwohl er schon auf Urlaub sein könnte, sich freiwillig zu einem gefährvollen Patrouillengang meldet und ihn auch durchführt, um damit gleichsam eine Verzehlung einem gefallenem Kameraden gegenüber zu führen. Der Gedanke der Tat, des Opfers und der Selbstbeherrschung ist auf bezwingende Art in der sprachlich meisterhaften Erzählung eingefangen und menschlich mitreißend zu einem der eindringlichsten Stücke Prosa verdichtet worden, die wir im Schrifttum der Jungen haben.

Außerordentlich schön und dichterisch stark ist auch der in der Reihe der „Erzähler der Gegenwart“ des Verlages L. Staackmann (Leipzig) veröffentlichte neue Novellenband „Sturz aus der Kindheit“ (1933), der fünf Arbeiten Zillichs enthält, darunter auch jene frühe Geschichte „Wälder und Paternenschein“, die sonst vergiffen ist. An diesem Buch sehen wir so recht des Dichters ureigene Art: Er ist der wahre Schilderer des siebenbürgischen Volkes und der siebenbürgischen Landschaft. Daraus wählt er sich seine Gestalten aus

und setzt sie in Beziehung zum Schicksalhaften; hier findet er das Gleichnis des Lebendigen aus den vielfältigen Stimmen des Bodens, der Landschaft, die die große Helferin und Kräftependlerin für alles Geschehen, sei es tragisch oder heiter, ist.

Zillich ist der gekorene Erzähler, wir erhoffen uns noch viel von ihm. — Und wir haben allen Grund, ihm, dem Kämpfer für das Deutschtum in Siebenbürgen, dankbar zu sein. Zillich gehört zu uns und ist nicht mehr fortzudenken aus unserem jungen deutschen Schrifttum, eine ursprüngliche Begabung, an die wir uns halten müssen.

Dr. Eberhard Meckel.

ikgs

Heinrich Zillich

Von Moritz Durach

Heinrich Zillich ist die ausgeprägteste Dichterpersönlichkeit der Siebenbürger Sachsen. Das braucht bei dieser kleinen deutschen Volksgruppe von knapp einer Viertel Million Menschen noch nicht zu besagen, daß er ein deutscher Dichter von Rang sei. Aber er ist auch das. Seine dichterische Wertigkeit tut sich unter anderem darin kund, daß man ihm und seinem Schaffen nicht immer und nicht von vornherein den Siebenbürger anmerkt. Freilich wurzelt er tief in seinem Stamme; aber dabei ist er einer, dessen Wesen und Schaffen über die bloß stammliche Bedingtheit weit hinausragt. Sein seelischer Raum ist der Raum der ganzen Deutschheit, und darüber hinaus ist er, um mit Nietzsche zu reden, so etwas wie ein „guter Europäer“.

Er lebt in Kronstadt, ist Schriftleiter an der „Kronstädter Zeitung“ und gibt seit einem reichlichen Jahrzehnt die von ihm gegründete jungsiebenbürgische Zeitschrift „Kling-For“ heraus, die auf kulturellem und politischem Boden Haltung und Gestalt der jungen geistigen Generation in Siebenbürgen wesentlich bestimmt.



Zillich ist ein echter Sohn des Burgenlandes. Von Mutters Seite entstammt er der Kronstädter Gelehrtenfamilie Deutsch. Sein Vater aber ist ein Banater Schwab, der es in energischem kaufmännischem Aufstieg vom Dorfschuhmacherkind zum Direktor der größten Zuderfabrik des Landes gebracht hat. Kaufmännische Züge gewahrt man an Zillich dem Sohn nicht, gelehrt wenig.

Im alten Kronstädter Konterugs-Gymnasium, das man seit Adolf Meichenbörfers Roman „Die Stadt im Dorn“ bei uns etwas kennt, ging er zur Schule. Seine Lehrer lobten seinen frühreifen Stil und lasen des Quartaners Aufsätze und Schulgelegenheitsgedichte den Primanern als Muster vor. So wäre er in ernsthafte Gefahr geraten, als ein Wunderkind genommen zu werden, wenn er das nicht durch herzerfrischende Dummjungenstreiche wieder zum Ausgleich gebracht hätte. Darüber und über manches Wesentliche gibt die Kronstädter Novelle „Wälder und Laternen-schein“ Aufschluß. Mit 18 Jahren, 1916, macht er seine Kriegsmatura, kommt bald darauf als Kaiserjäger an die italienische Front und bleibt Schützengrabenkämpfer bis zum Zusammenbruch. Nach dem Umsturz gerät er ins rumänische Meer, macht als Armeefurrier den rumänischen Vormarsch auf Budapest mit und bringt es zum rumänischen Offizier. Dann folgen an der Handelshochschule in Berlin einige Studienjahre, die mit dem Dr. phil. enden. Das Studium der Fachwissenschaft vermag ihm wenig zu geben, desto bestimmender für seine künftige Entwicklung ist der literarische Kreis, in dem er die Berliner Jahre verbringt. Es ist die Zeit, da, unter Schlagworten, die heute schon längst verstaubt sind, ein neues Geschlecht leidenschaftlich gegen alles literarische Herkommen aufbegehrt und jede herkömmliche Form zerbricht. Zillich stellt sich mitten hinein in die Strömung. Aber zweierlei unterscheidet ihn wesentlich von den meisten anderen: Er verliert nicht den Sinn für die künstlerische Formung, und er verliert sich selber nie in einem flauen Internationalismus. Die völkische Wesensgebundenheit, die er als Dichter wenig im Munde führt, ist ihm, dem Auslandsdeutschen aus dem europäischen Osten, problemlos selbstverständlich und unächthare Richtschnur seines dichterischen Schaffens.

Zillich ist vielleicht der unnaivste Dichter, den Siebenbürgen je hervorbrachte. Gerade dadurch weist er sich als echter Romantiker aus. Denn Romantiker sein, heißt den ewigen Zwiespalt von Intellekt und Seele tragisch tief empfinden. Dazu muß man beides in hohem Grad zu eigen haben: Intellekt und Seele. Der Romantiker Heinrich Zillich verfügt über beides in reichem Maß. Allem Spießertum ist er im innersten Wesen abhold, und eine romantisch feindselige Liebe treibt ihn, im heimatischen Spießertum Gegnerschaft und dichterischen Rohstoff zugleich zu finden. Man lese seine „Siebenbürgischen Klausen“. Die sind so herzlich herb und männlich erfrischend, versehen dem ahnungslos behaglichen Spießbürger einen urkräftigen Puff und streichen dem trübselig Verblüfften gleich darauf begütigend durchs schütterte Haar: Es war nicht böse gemeint. Ich bin ja selber einer von euch. Durch dieses Büchlein weht die herzhafteste Gutgelantheit uraltester rheinischer Stammesahnen und die Geistesnähe eines Johann Fischart. Was Wunder, daß der junge Heinrich Zillich — im patriarchalischen Siebenbürgen wird man nämlich frühestens von fünfzig an zu den reiferen Männern gerechnet — zu Haus lange Zeit als literarisches enfant terrible galt, ja vielleicht heute noch gilt.

Da ist das Buch „Kronstadt“; alles andere als eine landläufige Stadtbildung. Nein, hier ist das Leben der Heimat in den einmaligen und heimlichen Äußerungen, die sie nur ihrem echten Sohn im Künstlertum offenbart, in letzte gültige Form gebannt und von ihm selber, in tiefstem Grunde schmerzlichen Herzens, als ein Geschenk der Liebe auf den Altar der Heimat niedergelegt.

Zillich ist ein epischer Mensch. Die farbige Plastik seiner Erzählerkunst offenbart sich schon im Gespräch. Alles gerät ihm unterderhand zur epischen Form; am stärksten dort, wo er aus eigenem starken Erleben berichtet, wie in der meisterhaften Novelle „Der Urlaub“, die ein Front-erlebnis aus dem Gebirgskrieg in Italien zum Vorturf hat, und die man getrost zu den paar besten Kriegsnovellen überhaupt rechnen kann.

Heinrich Zillich hat, wie vielleicht kaum ein anderer, das Wesensgesetz des völkischen Menschen erkannt, ohne dabei im mindesten eine Einbuße am eigenwilligen Wesen zu erleiden. Im Gegenteil: Je mehr er die fremde bunte Umwelt seiner siebenbürgischen Stammesheimat seelisch durchleuchtet und erkennt, desto stärker wächst ihm das Bewußtsein der unver-

leibbaren eigenen völkischen Artung. So ist er ein berufener Mittler und Deuter im völkischen Zusammenprall von Ost und West. Seine Novelle „Der Zigeuner“ ist ein Meisterstück völkerpsychologischer Analyse, ein farbenprächtiger Ausschnitt aus dem uns so fremdartigen Völkernebeneinander in Siebenbürgen und zugleich eine einleuchtende Zusammenschau von den natürlich bedingten Stufen völkischer Wertigkeit.

Die Umwelt- und damit Wesensbedingtheit des ostland-deutschen Menschen wird nirgends eindrucksvoller gestaltet als in der Kronstädter Jugendnovelle „Wälder und Laternen-schein“ (in dem kürzlich bei Staackmann erschienenen Novellenband „Sturz aus der Kindheit“). Hier, wo eigenes Jugenderleben wieder die Gestaltungsgrundlage schafft, ist die wechselseitige Bedingtheit von Volk, Landschaft und Stadtwesen zu einem solchen Grade gesteigert, daß man den mythischen Unterstrom offenkundiger Schicksalsgebundenheit selbst im lautlosen Dahingleiten zu fühlen glaubt.

Als einen eigenartigen Versuch, der voll Vertrauen auf die eigene Kraft mit dem größten Wagnis beginnt, betrachten wir Zillichs frühe Novelle „Attilas Ende“, in der er, vielleicht in dem Streben, sich vom Nurerlebten zu befreien und den fern außerhalb des Jochs stehenden dämonischen Stoff zu meistern, sich in einen Gestaltungsrausch verliert, der nicht weiter als bis zum großen Versprechen gedeihen konnte.

Den Lyriker Heinrich Zillich erleben wir in seinem Buch „Strömung und Erde“. Dort ist all das, was sonst in seinen Novellen und Klausen stürmisch, heroisch, fordernd, spöttisch oder wehmütig aufklingt, durch die Zucht eines edlen, gebändigten Formwillens gegangen. Da sind Gebilde von bisweilen lechter Schönheit und Einheit der inneren und äußeren Form. Und hier findet er auch die formelhafte Sinngebung seines dichterischen Schaffens:

Ich aber, der aus Erde geworden
und stürmische Fahrten zu Städten geflogen,
ich kehre zurück und baue gesunden,
im Fleische des Bodens ein wachsender Baum,
der langsam und mächtig die Wurzeln zur Tiefe,
die irdigen Arme in Erde taucht.

Wittgenstein

Zeitung, Nr.

3. 4. 35

Dichter des Auslandsdeutschtums

Eine Aufsatzreihe von Kurt Müno

III. Heinrich Zillich

Unter den geschlossenen Siedlungsgebieten des Auslandsdeutschtums, die eine eigene Literatur hervorgebracht haben, steht Siebenbürgen an erster Stelle. Die rund Viertelmillion Siebenbürger Sachsen haben es nicht nur verstanden, sich wirtschaftlich zu behaupten, sie haben sich auch ein bodenständiges geistiges Eigenleben bewahrt.

Der Kronstädter Dichter Heinrich Zillich war Kennern der auslandsdeutschen Literatur schon seit längerem bekannt als Herausgeber der siebenbürgischen Zeitschrift „Klingsor“, des Organs der jungen deutschen Generation in Rumänien. Mit welcher Hingabe Zillich und der Klingsor-Freundeskreis für ihre Zeitschrift eintreten, geht aus der Tatsache hervor, daß es ihnen gelungen ist, sie bereits in den zehnten Jahrgang zu bringen, ohne ihr ursprüngliches Ziel zu verfälschen: einer bodenständigen deutschen Kultur in Rumänien zu dienen.

Der Name Zillichs wurde vor nicht allzu langer Zeit einem größeren Kreis bekannt, als er im Novellenpreis-ausschreiben der Monatszeitschrift „die neue Linie“ den ersten Preis für seine Kriegsnovelle „Der Urlaub“ erhielt. Soeben hat er im gleichen Preisauschreiben 1935 mit seiner Novelle „Der baltische Graf“ sich wiederum den ersten Preis geholt. Beide Erzählungen fallen durch ihre sprachliche Zucht und die Plastik der Darstellung auf.

Heinrich Zillich, der jetzt Siebenunddreißigjährige, wurde in Kronstadt geboren. Seine Vorfahren mütterlicherseits sind Siebenbürger Sachsen, altansässig in Kronstadt, väterlicherseits Schwaben aus dem Banat. Den Krieg machte er als österreichischer Kaiserjäger an der Alpenfront mit. Nach dem Kriege, als seine Heimat an Rumänien gefallen war, wurde er zum rumänischen Heer eingezogen und kämpfte im Feldzug von 1919 gegen Ungarn mit. Ein Jahr später bezog er die Handelsschule Berlin, wo er 1923 promovierte.

Seine ersten literarischen Arbeiten erschienen in Siebenbürger Verlagen und blieben über einen engen Heimatkreis hinaus nicht beachtet. Um manche dieser Arbeiten ist es schade, so etwa um die Novelle „Attilas Ende“ (eigentlich ist es ein kleiner Roman), die deutlich zeigt, daß Zillich auch die darstellerische Kraft für eine längere Komposition besitzt. In einer energiegeladenen Sprache, die allerdings noch nicht so gefestigt und gefeilt ist wie in seinen späteren Erzählungen, gibt er eine Darstellung des großen Hunnenzuges, der wie ein Sturmwind über Europa bis vor die Tore Roms gebraust ist. Die Handlung rollt mit außerordentlicher Wucht und ohne Unterbrechung ab, die Charaktere treten scharf profiliert hervor. Ein Völkerschicksal ist hier aus dichterischer Schau gesehen und gestaltet.

Eine Sammlung heiterer Geschichten unter dem Titel „Siebenbürger Flausen“ (Klingsor-Verlag, Kronstadt) verdient wohl, von einem deutschen Verlag heim ins Reich geholt zu werden. Prachttüde anekdotischer Erzählungskunst sind darunter, ganz aus dem Volkstum gewachsen, voll plastischer Anschaulichkeit.

Seine wertvollsten Erzählungen finden wir jetzt gesammelt in dem Novellenband „Sturz aus der Kindheit“, den der Verlag Staackmann, Leipzig, dem deutschen Publikum vorlegt. Darunter die Novelle mit stark persönlichen Zügen „Wälder und Laternenschein“, die bereits 1923 in Hermannstadt erschien und in den literarischen Kreisen der Deutschen Siebenbürgens große Beachtung fand. Eine andere Erzählung dieses Bandes: „Der Zigeuner“, ist eine meisterhafte Darstellung des Volkslebens seines Landes.

Zillichs Begabung drängt zum Volkhaften. Es sind Menschen seiner Heimat, die er mit Vorliebe schildert, die alten Siebenbürger Originale etwa, die Bauern und die alleingefessenen Bürger, die Marktfrauen in ihren bunten Trachten, die ruhelosen und verschmitzten Zigeuner, die Juden, die Schulmeister und Ärzte, die Knechte und Mägde. Diese Figuren weiß er mit sicheren Strichen zu zeichnen, er stellt sie vor uns hin, daß sie leben. Seine kleinen Erzählungen (etwa in der Sammlung „Der Todberger“, Verlag der Markusdruckerei, Schäßburg) sind oft anekdotenhaft angelegt und haben meist eine treffende Pointe.

Zillich selbst hat einmal gesagt, daß er seine zahlreichen kleinen Erzählungen als eine Art Bestandsaufnahme über das Lebensgebiet, aus dem er schafft, betrachtet. Das bedeutet, daß er klar erkannt hat, in welcher Richtung seine dichterische Begabung liegt. Es wird ihm gelingen, alle die vielen Gestalten, die wir aus seinen Erzählungen kennen und die mit festen Füßen auf siebenbürgischer Erde stehen, unter einem großen Gesichtspunkt zusammenzubringen und ihren Lebensrhythmus darzustellen. Daß der große siebenbürgische Volksroman, an dem er nun seit einiger Zeit arbeitet, auch bei uns im Reich eine gute Aufnahme finden wird, dessen kann er gewiß sein.

Die Neue Literatur Heft 6/ Juni 1935

Unsere Meinung

Unsere Meinung

Wir begrüßen mit herzlicher Zustimmung die frische Entschlossenheit, mit der durch die Verleihung des Dichterpreises vom 1. Mai einem jungen Dramatiker und Lyriker und seiner Generation Auszeichnung und Anfeuerung zuteil wurde. Wir bedauern dagegen aufs tiefste die Impotenzklärung der verantwortlichen Schillerpreis-Kommission, deren Entscheidung wir erstens nicht für richtig halten; denn es gibt Dichter, und nicht nur einen, mit reichem dramatischen Werk und wesentlicher deutscher Leistung, die den Preis auch im nationalsozialistischen Deutschland verdient hätten. Vor allem aber ist die Entscheidung deshalb schmerzhaft für die Nation, weil sie ein Armutsbekenntnis vor dem Ausland ist, dem durch diese Fehlentscheidung der Glauben gestärkt wird, daß es eine wesentliche deutsche Dichtung heute nicht gäbe. Die Emigranten reiben sich grinsend die Hände: „Wir haben es ja immer gesagt. Außer uns haben sie nichts von Bedeutung.“ (F. S. 367). W. W.

*

Wir wiesen bereits im vorigen Heft darauf hin, daß in Wien von bestimmten Kreisen versucht wird, deutsche Dichter und Schriftsteller als Deckung für den habsburgischen Verrat am deutschen Volk zu mißbrauchen und in Gegensatz zu ihrem Volkstum zu bringen. Daß System in diesem Unterfangen steckt, beweist uns ein Brief, den der bekannte siebenbürgische Dichter Heinrich Zillich der Schriftleitung einer neuen Wiener Zeitschrift „Die Pause“ sandte, die genau nach dem Isolations-Verfahren getarnt ist. Besonders niederträchtig ist diese Larnung, wenn sie wie im Falle Zillich zum besten der habsburgischen Interessen auslanddeutsche Dichter in Gegensatz zu den staatsbürgerlichen Pflichten gegen ihr Heimatland zu bringen droht. Um so erfreulicher ist die deutliche Abfuhr, die Zillich dem Wiener System und seinen Drahtziehern zuteil werden läßt:

„Vor einigen Monaten hat mich Ihre mir unbekannte Schriftleiterin Annie Seifert, einen literarischen Beitrag für eine demnächst in Wien erscheinende Kulturzeitschrift ‚Die Pause‘ einzusenden. In der mir dabei zugeschickten Mitarbeiterliste standen mehrere unanfechtbare Namen des deutschen Schrifttums. Ich hatte darum keine Bedenken, Ihnen das Manuskript einer Novelle zu überlassen. Gestern erhielt ich das allererste Heft der ‚Pause‘, in dem meine Novelle erschienen ist, und entdeckte darin einen Aufsatz ‚Verstehen Sie Österreich?‘, auf den besonderes Gewicht schon dadurch gelegt wird, weil er gleich vier Verfasser hat, darunter den Herausgeber, einen Dr. Lugmayer. Dieser programmatische Aufsatz tritt für ein ‚Österreichertum‘ einer politischen Sondergruppe ein, die Wirklichkeit und Willen des deutschen Volkes oder auch nur seiner ungefragten österreichischen Teile unberücksichtigt läßt. Diese Tendenz, unberührt vom großen Volksbewachen der Gegenwart und besonders bestimmt durch kirchenmachtpolitische Ansprüche, muß zu jener Haltung führen, die einst das aus freiem Volkswillen evangelische Österreich durch Religionsverfolgungen niedergewrang, durch geistige Engherzigkeit das von Ihnen heraufbeschworene erste Reich in jahrzehntelange Binnenkriege und in den Niedergang führte, indem sie den Abfall der Fürsten bewirkte, die – wie Sie wohl mit Verständnis für die Gegenwart sagen – sich nicht scheuten, mit dem äußeren Feinde Bündnisse zu schließen.“

Zu dieser Haltung paßt es, wenn der Aufsatz alles Große der Deutschen, selbst der Vergangenheit, jenem ‚Österreichertum‘ zuschreiben will und die von äußeren

Mächten erzwungene Lage Ihrer Heimat gegen das eigene Volk – dessen Gesinnung durch Abstimmungen bewiesen ist – bejaht und gar als Sendung glorifiziert. Über das Ethische dieses Vorgangs kein Wort! Es ist damit gekennzeichnet, daß es in entscheidenden nationalen Fragen nur eine Haltung geben kann, deren Vernachlässigung nicht nur bei Volksgenossen eine eindeutige Bewertung erfährt, sondern bei allen Völkern, gleichgültig, ob diese davon Vor- oder Nachteile haben. Die Ansicht Ihres Aufsatzes aber, daß ein Verhalten, das solche Wirkung auslöst, über das Abendland eine geistige Weltmacht errichten könne, ist eine unübertroffene Groteske, überdies eine europäische Gefahr. Erst bei vorbehaltloser Schicksalsbereitschaft zum eigenen Volk kann dessen geistige Sendung begriffen und die von Ihnen erwähnte Friedensgemeinschaft aller Völker gefördert werden.

Ich konnte hinter der Aufforderung zur Mitarbeit an einer Kulturzeitschrift, für die so viele beste Namen genannt wurden, nicht vermuten, daß sie politische Ziele verfolgt, die ich als Auslandsdeutscher nicht unterstützen kann noch will. Sie hätten mich dem Verdacht nicht aussetzen dürfen, daß ich Ihre Bestrebungen, wenn auch bloß durch eine Veröffentlichung einer Novelle decke. Es liegt ein Hohn darin, daß in Ihre Gesellschaft gerade ich gelockt wurde, dessen Fühlen und Schaffen immer andere Wege ging und der einem deutschen Siedlungsgebiet entstammt, das trotz maßloser Schwierigkeiten stets volkstreu blieb, aber von einem „Österreichertum“, das mit dem Volke Österreichs nichts zu tun hat, vor rund sechzig Jahren mit Millionen anderen Deutschen im „Ausgleich“ aufgegeben wurde, womit der Niedergang der Donaumonarchie, die Sie auch herausbeschwören, und die nicht ohne priesterliche Mithilfe vor sich gegangene Entnationalisierung von vielen hunderttausend gut katholischen Deutschen eingeleitet waren.

Damit Sie den Eindruck nicht erwecken können, als ob Sie im auslandsdeutschen Schrifttum Parteigänger hätten, erkläre ich: ich hätte Ihnen die Novelle nie gegeben, wenn ich den Charakter Ihres Blattes auch nur geahnt hätte. Ich fordere die Rücksendung der Gedichte, die Sie von mir haben. Um Ihre Bestrebungen abzulehnen, muß man nicht erst Deutscher sein und gar erst Auslandsdeutscher, muß man auch nicht die österreichische Landschaft lieben und deren Volk, mit dem ich einst aus freier Wahl an die Front ging, man muß einfach die Wahrheit wollen.

gez. Dr. Heinrich Zillich."

*

In der HZ-Zeitschrift „Wille und Macht“ in Berlin übt sich seit einiger Zeit ein junger Mann in Angriffen auf mich und die „Neue Literatur“. Im Mai-Heft schreibt er:

„Im Namen des jungen Deutschland“

Im Namen des jungen Deutschland zu sprechen, ist lediglich die Hitlerjugend und ihre Organe berufen. Wenn irgendjemand außerhalb dieses Kreises im Namen des jungen Deutschland spricht und nicht von der nationalsozialistischen Jugend dazu ermächtigt ist, so handelt er entweder aus einer unerträglichen Annahmung oder aber er verfolgt versteckte Ziele, die er durch Aushängen des Firmenschildes „Junges Deutschland“ vor seiner Person besser als sonst zu erreichen glaubt. Wenn nun gar in der „Neuen Literatur“ Will Wespers [so], einer Zeitschrift, die sich bereits des öfteren in versteckten Angriffen auf die nationalsozialistische Jugend gefiel, Karl Kindt im Namen des jungen Deutschland den mittel-

Beitrag f. Kunst & Kultur
15. 5. 36.

Augen schwebt: - darf ich es laut sagen, ihr freien Geister? Die Umstände, welche man zu ihrer Entstehung teils schaffen, teils ausnützen müßte; die mutmaßlichen Wege und Proben, vermöge deren eine Seele zu einer solchen Höhe und Gewalt aufwüchse, um den Zwang zu diesen Aufgaben zu empfinden; eine Umwertung der Werte, unter deren neuem Druck und Hammer ein Gewissen gestählt, ein Herz in Erz verwandelt würde, daß es das Gewicht einer solchen Verantwortlichkeit ertrüge; andererseits die Notwendigkeit solcher Führer, die erschreckliche Gefahr, daß sie ausbleiben oder mißraten und entarten könnten - das sind unsere eigentlichen Sorgen und Verdüsterungen, ihr wißt es, ihr freien Geister? Das sind die schweren fernen Gedanken und Gewitter, welche über den Himmel unserer Lebens hingehn. Es gibt wenig so empfindliche Schmerzen, als einmal gesehen, erraten, mitgefühl zu haben, wie ein außerordentlicher Mensch aus seiner Bahn geriet und entartete: wer aber das seltne Auge für die Gesamt-Gefahr hat, daß „der Mensch“ selbst entartet. wer, gleich uns, die ungeheuerliche Zufälligkeit erkannt hat, welche bisher in Hinsicht auf die Zukunft des Menschen ihr Spiel spielte, - ein Spiel, an dem keine Hand und nicht einmal ein „Finger Gottes“ mitspielte! - wer das Verhängnis errät, das in der blödsinnigen Arglosigkeit und Vertrauensseligkeit der „modernen Ideen“, noch

mehr in der ganzen christlich-europäischen Moral verborgen liegt: der leidet an einer Beängstigung, mit der sich keine andre vergleichen läßt - er faßt es ja mit einem Blicke, was alles noch, bei einer günstigen Ansammlung und Steigerung von Kräften und Aufgaben, aus dem Menschen zu züchten wäre, er weiß es mit allem Wissen seines Gewissens, wie der Mensch noch unausgeschöpft für die größten Möglichkeiten ist, und wie oft schon der Typus Mensch an geheimnisvollen Entscheidungen und neuen Wegen gestanden hat: - er weiß es noch besser, aus seiner schmerzlichsten Erinnerung, an was für erbärmlichen Dingen ein Verderbendes höchsten Ranges bisher gewöhnlich zerbrach, abbrach, absank, erbärmlich ward. Die Gesamt-Entartung des Menschen, hinab bis zu dem, was heute den sozialistischen Tölpeln und Flachköpfen als ihr „Mensch der Zukunft“ erscheint, - als ihr Ideal! - diese Entartung und Verkleinerung des Menschen zum vollkommenen Herdentiere (oder, wie sie sagen, zum Menschen der „freien Gesellschaft“), diese Vertierung des Menschen zum Zwergtiere der gleichen Rechte und Ansprüche ist möglich, es ist kein Zweifel! Wer diese Möglichkeit einmal bis zu Ende gedacht hat, kennt einen Ekel mehr als die übrigen Menschen, - und vielleicht auch eine neue Aufgabe! - -

HEINRICH ZILICH

Mein Werden

Heinrich Zillich liest auf Einladung der NS-Kulturgemeinde und der Hanfischen Hochschule am 19. Mai, 20 Uhr, Universität, Fl. Hörsaal, aus seinen Werken.

In der fruchtbaren Hochebene des Burzenlandes, umschlossen von den Karpathen, deren Grate in meine Kindheit hineinblauten, wurde ich in einer Fabrikfiedlung geboren, nicht weit von Kronstadt, nicht weit von deutschen, rumänischen und ungarischen Dörfern, vom ersten Tage also in der Lage, verschiedene Völker kennen zu lernen, um gerade deshalb das eigene bewußter zu empfinden und zu lieben, der siebenbürgischen Heimat umso stärker verpflichtet zu werden. Mein Vater war ein Direktor dieser ländlichen Fabrik, die aus den Dörfern der Runde die Zuckerrübe verarbeitete, und so lebte zugleich Bauern- und Stadtwelt um mich, Maschinengetöse und das Brausen der Ostwinde, der bleibende Anblick der Büffel- und Kuhherden, der Pferde, der Aecker, des Hochgebirges.

Die alte Kronstadt am Pafweg zum Orient und damals im südöstlichsten Zipfel Oesterreich-Ungarns wurde meine zweite Jugendstätte, als ich dort das deutsche Honterusgymnasium besuchte.

Im Frühling 1916, kaum 18 Jahre alt, meldete ich mich zu den Tiroler Kaiserjägern, deren Standorte am Südwestende des Staates lagen, und blieb mit meinem Regiment bis zum Herbst 1918 an der italienischen Front. Siebenbürgen fiel an Rumänien, ich selbst wurde wenige Monate später zum rumänischen Heeresdienst eingezogen und machte 1919 den Feldzug gegen das kommunistische Ungarn mit.

Nun folgten Jahre des Studiums in Berlin und des mühsamen Versuches, die nachwirkende und wachsende Tiefe des Fronterlebnisses in Einklang zu bringen mit den Wirren der Zeit. Als ich 1924 in meine Heimatstadt zurückkehrte, gründete ich mit einem Freunde ein Konzertbüro, einen

Verlag und eine literarisch-kulturelle Zeitschrift, den „Klingsor“. In der Weltwirtschaftskrise, die auch Siebenbürgen anpackte, mußten Verlag und Konzertbüro zwar wieder aufgegeben werden, aber meine Zeitschrift blieb erhalten und diente weiter dem Ziel, innig verbunden mit dem deutschen Geistesleben und seinen zeitwandelnden Erkenntnissen das deutsche Volkstum in Rumänien zu fördern und zu schützen. Die jüngere Generation meiner Heimat kam in der Monatschrift vorwiegend zu Wort mit Beiträgen über weltanschauliche, religiöse, künstlerische und kulturpolitische Fragen, darüber hinaus aber fand alles Wertvolle, was innerhalb des Deutschtums in Rumänien in den letzten anderthalb Jahrzehnten geschaffen und erstrebt wurde, besonders auch die aufblühende Dichtung, weiteste Aufnahme. Der „Klingsor“ bot zugleich immer einen Boden der Begegnung zwischen den Völkern meines Heimatraums, suchte ihnen Verständnis für deutsches Wesen zu vermitteln und ihr Bestes dem eigenen Volkstum nahezubringen.

HEINRICH ZILlich

Sonett in die Zeit

Durch freie Kräfte schwillt der Söhne Raum,
und Geist und Schau weist jeder Zukunft Spur.
Die Pflugschar und das Brot, das Haus, die Flur
erwachsen göttlich aus dem blauen Traum.

Wenn einer pflanzt ins brache Feld den Baum,
wenn einer hebt die Garben auf die Fuhr,
und wenn ein Volk sich härtet überm Schaum
der trüben Zeit und selbst sich stellt die Uhr,

woher erwuchs zu solchem Werk die Kraft?
Nur wie ein Wald sich aus dem Dunkel zwingt
und aus der Tiefe sich zur Krone rafft,

so steigt auch ihr vom Geiste hochgedrängt,
wenn reiner Sinn die Fahne aus der Haft
der Ohnmacht reißt und in den Morgen schwenkt!

Mit freundlicher Erlaubnis des Verlages entnehmen wir diese Verse
des siebenbürgischen Dichters Heinrich Zillich seinem
Gedichtbuch „KOMME, WAS WILL“, das soeben im Verlag
ALBERT LANGEN / GEORG MÜLLER in München erscheint.

Schon früh auf der Schule, be-
gann ich zu schreiben. Die ersten
Bücher gab ich 1923, damals noch in
Siebenbürgen, heraus. Der Erstling
war ein kleiner Roman „Attilas
Ende“, der es vielleicht verdient,
überarbeitet und neu verlegt zu wer-
den. In den nächsten Jahren erschie-
nen zwei Gedichtbände, deren wich-
tigste Inhalt in den dritten Band
„Komme, was will!“ Langen-Mül-
ler-Verlag, München 1935, übernom-

men wurde. In einer Monograp
Kronstadts, Krafft & Drotleff, Sy
mannstadt 1926, stattete ich mein
Dank der Heimat ab, sammelte da
in zwei Büchern, „Siebenbürgis
Glauben“ und „Der Toddergere
heute bei Krafft & Drotleff, me
kleineren Erzählungen, vorwiege
Geschichten aus Siebenbürgen, u
in dem bei Staackmann, Leipzig,
schienenen Buche „Sturz aus
Kindheit“ einen Teil der große
Novellen. Bei Langen-Müller f
noch die Novelle „Der Ural
heraus, 1933, die der Schicksa
bewährung der jüngsten Welttrie
Kämpfer schweigend gewidmet sei.
Reclambandchen erschien im Vorj
die Erzählung „Die Reinerbo
mühle“ und bei Schaffstein, R
unter dem Titel „Die gefang
Eiche“ eine Auswahl aus meinen
zählungen für die Jugend. Vor we
Wochen schloß ich einen umfangreic
Roman ab, der unter dem Titel „Z
rissenes Volk“ bald bei Langen-M
ler in München veröffentlicht w
ein Buch der auslandsdeutsche
Kriegsgeneration, die in nahem V
ständnis für die Jugend der mit
wohnenden Völker im Zusammenb
und Neuaufbau von Staaten st
Krieg, Not, die großen Fragen Eu
pas und die Fülle östlicher Heimat
eigenen Geschick hellhörig erlebte.

H. DELON

Straßen durch den dunklen Kontinent

(Schluß)

Vorwort

Auf der Piazza Venezia liegt grelles Scheinwerfer-
licht, das Riesenviereck liegt in einem Meer von weißen
Feuer und in dieser Lichtflut stehen sie, Mann an Mann,
Kolonne an Kolonne, tausende, zehntausende, ein riesiger
Block italienischer Menschen. Sie haben alle, Soldat,
Legionär und Kind, über den Alltag hinaus berauschte
Gesichter und alle nur einen einzigen Gedanken, einen
Blick und ein Ziel. - Vor ihnen ragt massig und schwer
die Front des Palazzo Venezia empor, dunkel und schwei-
gend liegt das Zentrum des römischen Reiches vor dem
begeisterten Volke, nur ein einziges grellweißes Viereck
reißt das Messer des Scheinwerfers heraus und auf die-
ses Viereck starren die Massen, Soldat, Legionär und
Kind, wie auf eine lange verheißene, blutig erstrebte und
nun endlich eingetroffene Verheißung. Und dann wird
das brausende Stimmenmeer plötzlich lähmend still -

droben in dem grellweißen Viereck auf dem Balkon
Palazzo Venezia springen die Flügeltüren auf und
schneidende Licht stellt ein Gesicht vor die Nacht, Sie
gesicht, hart, breit und kantig, das seinen und seines
kes Willen erfüllte.

Und dann durchschneidet dieses Mannes Stimme
Nacht, das Licht und die Seelen der Menschen, und
kündet dem italienischen Volke die Erfüllung einer S
sucht von mehr als einem Jahrtausend: „Höre i
italienisches Volk in der Welt, das Imperium Roma
ist wieder geboren.“

Die Stimme des Mannes Mussolini ging unte
dem Meer, es hat seine letzten Worte wohl niemand
hört; sie sind untergegangen in dem einzigen, jubel
erlösenden Ruf: „Duce, Gründer des Imperium
manum!“

Blätter f. Kunst & Kultur
15. 5. 36.

Bruno Brehm

Brief an Heinrich Zillich

Wien, September 1936.

Lieber Heinrich Zillich, als Sie mir die Freude machten, mich mit Ihrer lieben Frau Wien zu besuchen, konnten wir über das, was uns wohl beide drückte, nicht sprechen, da der große Dichter, der Sie zu mir gebracht hatte, fand, daß ihn das von Siebenbürgen, Deutschböhmen und von den Auslandsdeutschen überhaupt nichts, aber schon gar nichts angehe. Es tat mir leid, aber es war daran nichts zu ändern, denn meine mir an-erzogene Unterordnung fügt sich nicht nur dem höheren militärischen, sondern auch dem höheren künstlerischen Rang ohne Murren, zumal ich am Streiten nicht die geringste Freude finde. Da also damals aus einer Unterredung nichts wurde, war ich darauf angewiesen, mich mit Ihrem Buche zu unterhalten, und ich muß sagen, ich habe „Zwischen Grenzen und Zeiten“, Ihr umfangreiches Werk, nicht mehr aus der Hand legen können, ehe ich es beendet hatte.

Um Ihnen das, was ich zu sagen habe, deutlich zu machen, will ich Ihnen vorher eine Geschichte erzählen, eine ganz kleine, aber eine

recht lehrreiche: Ich fuhr da einmal vor ein paar Jahren auf der Donau nach Belgrad. Sind Sie schon einmal auf dem Strom nach Osten gefahren? Ich weiß wenig Wege, die so ans Herz greifen. Dummköpfe reisen durch Ruhen und durch Flachland und warten, bis die Parastücke der Landschaft kommen. Sehenden aber raubt das Schicksal fast den Atem.

Da ich keine Kabine mehr bekommen hatte, stellte ich mir einen Liegestuhl aufs Deck, konnte aber vor Mergel lange keinen Schlaf finden. Mit dem Rücken zu mir lagen in Klappstühlen zwei halblaut redende Mädchen, die ein schreckliches Gespräch führten. Die eine, mit der harten, selbstsicheren Stimme wußte immer alles besser und obendrein ganz genau, die andere mit der weichen, unsicheren Stimme machte nur bescheidene Einwände, beide waren aus Leipzig, beide hießen, wie ich erst am nächsten Tag erfuhr, Schulze und beide waren Lehrerinnen; die mit der selbstgewissen Stimme überdies noch Meisterin im Turmspringen. Die Turmspringerin war sehr schön, aber das, was sie sagte, war auf ärgerliche Weise albern. Ihre Freundin mit der weichen, unsicheren Stimme war grau wie Staub und ungefällig. Aber das sah ich erst am nächsten Morgen. Abends wurde mir von der erbarmungs- und gnadenlosen Weltge-

schichte, welche die Turmspringerin ihrer Freundin verzapfte, so übel, daß ich aufstehen und über den Strom hinaus auf die tiefen Einsamkeiten blicken mußte, durch die uns das Schiff trug. Als ich wieder zu meinem Liegestuhl zurückkehrte, war das Gespräch verstummt und die Sichere wie die Unsichere, die beide zu einer mit einem Türken verheirateten Freundin nach Bulgarien fahren, um diese gegen einen angeblichen herrischen Gatten zu unterstützen, waren endlich eingeschlafen.

Am Morgen erwachte das Schiff. Ungarische Pfadfinder traten zum Morgengebet an, Serben, Rumänen, Griechen, Juden, Armenier, Bulgaren, Türken und Deutsche schälten sich allmählich aus ihren Vermummungen und auch die beiden Lehrerinnen waren aufgestanden, ja, die Meisterin im Turmspringen schritt bereits federnd über Deck und räumte ihr Nachtlager zusammen. Ein schönes Mädchen! Ein vollkommen schönes Mädchen und ein erfreulicher Anblick unter den vielen gähnenden, verschlafenen Leuten.

Ihr Gang war stolz, ihr Blick war frei, sie schritt durch die bunte Umgebung der Völker wie durch schlechte Luft und widrigen Nebel. Aber sie tat es nicht unbefangen; es wirkte verkrampft, ihr Stolz war bewußt, er

war vor allem mehr als eine verzeihliche, ja vielleicht liebenswerte weibliche Eitelkeit. Und da die Meisterspringerin bald darauf wieder ihre platten Geschichtsanschauungen zum besten gab — und nicht zu leise —, legte ich mich, unvorge stellt und ungefragt, ins Mittel und sagte zu den beiden Lehrerinnen in meinem Rücken, daß mir schon gestern das Gerede der einen Dame ebenso mißfallen habe wie heute diese herausfordernde, verlegende Art zwischen den Leuten herumzugehen. Man war zu erstaunt, um mich zurechtzuweisen, man hörte mich an, und fragte zum Schluß, was ich denn gegen den berechtigten Stolz habe und ob man diesen Leuten da nicht zeigen müsse, wer man sei. „Wenn man jemand ist“, gab ich zur Antwort, „braucht man es niemandem zu zeigen. Wenn man Theater spielen muß, um etwas zu scheinen, macht man sich nur lächerlich. Und wenn Sie schon Ihr Volk vertreten wollen, dann seien Sie taktvoll!“.

Das schöne Mädchen nahm die Lehre an. Wir schieden als gute Freunde, ja, die Meisterspringerin versprach mir beim Abschied in Belgrad sogar, ihre bulgarische Freundin nicht allzusehr gegen den Türken aufzuheizen.

Warum ich Ihnen, der Sie wohl hundertmal auch Ähnliches erlebt haben werden, diese Geschichte erzähle? Weil in Ihrem schö-

nen Buche nicht ein Hauch von jenem verletzenden Hochmut und von jenen albernen Voreingenommenheiten herrscht, die nirgends so peinlich wirken wie in der Nähe der Grenzen.

Nur wer selbst unter fremden Völkern aufgewachsen ist, der allein kann dieses Maß an Beherrschung und an Takt würdigen; denn es gehört sehr viel innere Haltung dazu, sich nicht vom Hass oder der Verachtung hinreißen zu lassen. Sie, lieber Jillich, haben sich immer in der Hand behalten. Ihre Geschichte wird die Geschichte vieler Deutscher sein, gleichviel in welchem gemischtsprachigen Gebiet der alten Monarchie sie aufgewachsen sein mögen. Wir haben doch alle das Gleiche erlebt: das Heraufkommen der anderen Völker, die Verstandslosigkeit des Reiches für diesen Kampf und die Ermattung Wiens. Daß Sie der alten Armee, diesem letzten und deuschesten Hort dieses Staates, gerecht geworden sind, hat mich zutiefst gefreut, aber wie hätte ich von einem alten Kaiserjäger etwas anderes erwarten dürfen? Ich selbst war bei Asiago Zeuge der Ausgabe eines Angriffsbefehles an die Offiziere eines Kaiserjägerregiments und ich werde das Unausprechliche, Geheimnisvolle dieser Stunde nie vergessen, es war mir, als fühlten sich diese Offiziere für die Ehre der ganzen Monarchie verantwortlich und als laste ein unendlicher Druck

auf ihnen allen, die zu diesem Opfer antraten. Seiten um Seiten Ihrer großen Kriegsschilderung überflog ich, wieder sah ich den Pasubio vor mir aufsteigen, wieder schmeckte ich den Schnee und den Wind, wieder sah ich weit draußen, jenseits des Gebirgs das verblauende Meer. So weit vom Herzen des Volkes hat es diesen Jillich, diesen Kaiserjägerleutnant nun fortgerissen, denn, mag sein Volk auch noch an der gleichen Stelle stehen und die Kirchengurgen der Siebenbürger Sachsen mögen noch immer zum Himmel ragen, ein Siebenbürger unter den Rumänen liegt weiter fort von uns als ein Siebenbürger unter den Ungarn. Und deshalb hat mich auch der Schluß Ihres Buches so gepackt: wie die Sachsen gezwungen sind, kurz nach der Heimkehr aus dem Kriege, an Seiten der Rumänen gegen die Ungarn in den Krieg zu ziehen.

In diesem Augenblick habe ich den Ungarn alles verziehen, obwohl es schwer fällt, einem Volke zu verzeihen, das durch seinen grenzenlosen nationalen Hochmut und durch die Maßlosigkeit seiner Wünsche in langem ununterbrochenem Wühlen die alte Monarchie zerstört hat. Und was dieser so viel belächelte Staat einst für das Deutschthum gewesen war, wird man ja in einigen Jahren sehen, wenn alle Fragen des Donauraumes wieder zur Lösung drängen werden. Sie haben den drei

Völkern: den Ungarn, den Rumänen und den Sachsen, die in Ihrer Heimat zusammenstoßen, drei ordentliche Vertreter gegeben und es vermieden, die Lose ungleich zu verteilen. Es stehen viele gute Worte in diesem Buche und mir das liebste war das im Munde des Ungarn Veldi: „Jede Wahrheit ist nur in der Idee wahr“.

Da aber die Romane an ihren Gedanken sterben und nur durch ihre Gestalten leben, so wird der Ihre eine gute Weile dauern durch die Gestalten, die nicht nur einander immer gerne wiedersehen, über deren Austausch auch wir Leser uns immer wieder freuen. Sie haben mit Liebe und Wärme von der Insel im Meere der fremden Völker, von dem Sachsenland und von Ihrer Heimat Kronstadt gesprochen. Aber das alles kann ja auch in andern Büchern stehen. Was Ihnen allein gehört, ist die Wärme und das Verstehen, die Ihnen wohl der bittere Ausgang des Krieges und das stets schwankende Schicksal Ihres Volkes geschenkt haben. Denn, wenn nur die lernen, die geschunden werden, so haben wir gelernt; denn wir sind tüchtig geschunden worden.

Die zwanzig Jahre, die Sie beschrieben haben, sind die Jahre Ihrer Jugend und Ihres Landes. Ich bin mit Ihren Landsleuten in Mostau und Sibirien zusammengekommen, ich habe im Felde mit ihnen gedient, sie waren,

wie man es wohl unter den fremden Völkern wird, ein wenig eigensinnig und rechthaberisch, aber man konnte sich auf sie unbedingt verlassen. Es freut mich, daß wir jetzt aus Ihrer Heimat ein gutes Buch nach dem andern bekommen und daß dadurch Ihr Leben und das Leben Ihres Landes wieder zurückmündet in das große Volk. Ich danke Ihnen daher für dieses ordentliche und schöne Buch, in dem Ihnen Zweifaches gelungen ist: Ihren alten Sachsenstamm in Siebenbürgen vor dem großen Volke, dem wir angehören, gut zu vertreten und Ihr großes Volk den Völkern, zwischen denen die Sachsen leben, würdig darzustellen. Ihren Brüdern im Südosten und meinen Brüdern in Böhmen, allen Deutschen jenseits der Grenzen und Ihnen, lieber Jillich, der Sie für uns alle gesprochen haben, die besten Wünsche.

Immer Ihr

Bruno Brehm.

Wir entnehmen diesen Brief der Novembernummer der Zeitschrift „Das Innere Reich“.

Bruno Brehm

Brief an Heinrich Zillich

Wien, September 1936.

Lieber Heinrich Zillich,

als Sie mir die Freude machten, mich mit Ihrer lieben Frau in Wien zu besuchen, konnten wir über das, was uns wohl beide drückte, nicht sprechen, da der große Dichter, der Sie zu mir gebracht hatte, fand, daß ihn das von Siebenbürgen, Deutschböhmen und von den Auslandsdeutschen überhaupt nichts, aber schon gar nichts angehe. Es tat mir leid, aber es war daran nichts zu ändern, denn meine mir anerzogene Unterordnung fügt sich nicht nur dem höheren militärischen, sondern auch dem höheren künstlerischen Rang ohne Murren, zumal ich am Streiten nicht die geringste Freude finde. Da also damals aus einer Unterredung nichts wurde, war ich darauf angewiesen, mich mit Ihrem Buche zu unterhalten, und ich muß sagen, ich habe „Zwischen Grenzen und Zeiten“, Ihr umfangreiches Werk, nicht mehr aus der Hand legen können, ehe ich es beendet hatte.

Um Ihnen das, was ich zu sagen habe, deutlich zu machen, will ich Ihnen vorher eine Geschichte erzählen, eine ganz kleine, aber eine recht lehrreiche: Ich fuhr da einmal vor ein paar Jahren auf der Donau nach Belgrad. Sind Sie schon einmal auf dem Strom nach Osten gefahren? Ich weiß wenig Wege, die so ans Herz greifen. Dummköpfe reisen durch Auen und durch Flachland und warten, bis die Paradestücke der Landschaft kommen. Sehenden aber raubt das Schicksal fast den Atem.

Da ich keine Kabine mehr bekommen hatte, stellte ich mir einen Liegestuhl aufs Deck, konnte aber vor Ärger lange keinen Schlaf finden. Mit dem Rücken zu mir lagen in Klappstühlen zwei halblaut redende Mädchen, die ein schreckliches Gespräch führten. Die eine, mit der harten, selbstsicheren Stimme wußte immer alles besser und obendrein ganz genau, die andere mit der weichen, unsichern Stimme machte nur bescheidene Einwände, beide waren aus Leipzig, beide hießen, wie ich erst am nächsten Tag erfuhr, Schulze und beide waren Lehrerinnen; die mit der selbstgewissen Stimme überdies noch Meisterin im Turmspringen. Die Turmspringerin war sehr schön, aber das, was sie sagte, war auf ärgerliche Weise albern. Ihre Freundin mit der weichen, unsichern Stimme war grau wie Staub und ungeschicklich. Aber das sah ich erst

am nächsten Morgen. Abends wurde mir von der erbarmungs- und gnadenlosen Weltgeschichte, welche die Turmspringerin ihrer Freundin verzapfte, so übel, daß ich aufstehen und über den Strom hinaus auf die tiefen Einsamkeiten blicken mußte, durch die uns das Schiff trug. Als ich wieder zu meinem Liegestuhl zurückkehrte, war das Gespräch verstummt und die Sichere wie die Unsichere, die beide zu einer mit einem Türken verheirateten Freundin nach Bulgarien fuhren, um diese gegen einen angeblichen herrischen Gatten zu unterstützen, waren endlich eingeschlafen.

Am Morgen erwachte das Schiff. Ungarische Pfadfinder traten zum Morgengebet an, Serben, Rumänen, Griechen, Juden, Armenier, Bulgaren, Türken und Deutsche schälten sich allmählich aus ihren Vermummungen und auch die beiden Lehrerinnen waren aufgestanden, ja, die Meisterin im Turmspringen schritt bereits federnd über Deck und räumte ihr Nachtlager zusammen. Ein schönes Mädchen! Ein vollkommen schönes Mädchen und ein erfreulicher Anblick unter den vielen gähnenden, verschlafenen Leuten.

Ihr Gang war stolz, ihr Blick war frei, sie schritt durch die bunte Umgebung der Völker wie durch schlechte Luft und widrigen Nebel. Aber sie tat es nicht unbefangen; es wirkte verkrampft, ihr Stolz war zu bewußt, er war vor allem mehr als eine verzeihliche, ja vielleicht lebenswerte weibliche Eitelkeit. Und da die Meisterspringerin bald darauf wieder ihre platten Gesichtsanschauungen zum besten gab — und nicht zu leise —, legte ich mich, unvorge stellt und ungefragt, ins Mittel und sagte zu den beiden Lehrerinnen in meinem Rücken, daß mir schon gestern das Gerede der einen Dame ebenso mißfallen habe wie heute diese herausfordernde, verletzende Art zwischen den Leuten herumzugehen. Man war zu erstaunt, um mich zurechtzuweisen, man hörte mich an und fragte zum Schluß, was ich denn gegen den berechtigten Stolz habe und ob man diesen Leuten da nicht zeigen müsse, wer man sei. „Wenn man jemand ist“, gab ich zur Antwort, „braucht man es niemandem zu zeigen. Wenn man Theater spielen muß, um etwas zu scheinen, macht man sich nur lächerlich. Und wenn Sie schon Ihr Volk vertreten wollen, dann seien Sie taktvoll.“

Das schöne Mädchen nahm die Lehre an. Wir schieden als gute Freunde, ja, die Meisterspringerin versprach mir beim Abschied in Belgrad sogar, ihre bulgarische Freundin nicht allzusehr gegen den Türken aufzuheizen.

Warum ich Ihnen, der Sie wohl hundertmal auch Ähnliches erlebt haben

werden, diese Geschichte erzähle? Weil in Ihrem schönen Buche nicht ein Hauch von jenem verletzenden Hochmut und von jenen albernen Voreingenommenheiten herrscht, die nirgends so peinlich wirken wie in der Nähe der Grenzen.

Nur wer selbst unter fremden Völkern aufgewachsen ist, der allein kann dieses Maß an Beherrschung und an Takt würdigen; denn es gehört sehr viel innere Haltung dazu, sich nicht vom Hasse oder von der Verachtung hinreißen zu lassen. Sie, lieber Zillich, haben sich immer in der Hand behalten. Ihre Geschichte wird die Geschichte vieler Deutscher sein, gleichviel in welchem gemischtsprachigem Gebiet der alten Monarchie sie aufgewachsen sein mögen. Wir haben doch alle das Gleiche erlebt: das Heraufkommen der andern Völker, die Verständnislosigkeit des Reiches für diesen Kampf und die Ermattung Wiens. Daß Sie der alten Armee, diesem letzten und deutschesten Hort dieses Staates, gerecht geworden sind, hat mich zutiefst gefreut, aber wie hätte ich von einem alten Kaiserjäger etwas anderes erwarten dürfen? Ich selbst war bei Asiago Zeuge der Ausgabe eines Angriffsbefehles an die Offiziere eines Kaiserjägerregiments und ich werde das Unausprechliche, Geheimnisvolle dieser Stunde nie vergessen, es war mir, als fühlten sich diese Offiziere für die Ehre der ganzen Monarchie verantwortlich und als laste ein unendlicher Druck auf ihnen allen, die zu diesem Opfer antraten. Seiten um Seiten Ihrer großen Kriegsschilderung überflog ich, wieder sah ich den Pasubio vor mir aufsteigen, wieder schmeckte ich den Schnee und den Wind, wieder sah ich weit draußen, jenseits des Gebirges das verblauende Meer. So weit vom Herzen des Volkes hat es diesen Zillich, diesen Kaiserjägerleutnant nun fortgerissen, denn, mag sein Volk auch noch an der gleichen Stelle stehen und die Kirchenburgen der Siebenbürger Sachsen mögen noch immer zum Himmel ragen, ein Siebenbürgen unter den Rumänen liegt weiter fort von uns als ein Siebenbürgen unter den Ungarn. Und deshalb hat mich auch der Schluß Ihres Buches so gepackt: wie die Sachsen gezwungen sind, kurz nach der Heimkehr aus dem Kriege, an Seiten der Rumänen gegen die Ungarn in den Krieg zu ziehen.

In diesem Augenblick habe ich den Ungarn alles verziehen, obwohl es schwer fällt, einem Volke zu verzeihen, das durch seinen grenzenlosen nationalen Hochmut und durch die Maßlosigkeit seiner Wünsche in langem ununterbrochenem Wühlen die alte Monarchie zerstört hat. Und was dieser so viel belächelte Staat einst für das Deutschtum gewesen war, wird man ja in einigen Jahren sehen, wenn alle Fragen des Donaupraumes wieder zur Lösung drängen wer-

den. Sie haben den drei Völkern: den Ungarn, den Rumänen und den Sachsen, die in Ihrer Heimat zusammenstoßen, drei ordentliche Vertreter gegeben und es vermieden, die Lose ungleich zu verteilen. Es stehen viele gute Worte in diesem Buche und mir das liebste war das im Munde des Ungarn Béldi: „Jede Wahrheit ist nur in der Idee wahr“.

Da aber die Romane an ihren Gedanken sterben und nur durch ihre Gestalten leben, so wird der Ihre eine gute Weile dauern durch die Gestalten, die nicht nur einander immer gerne wiedersehen, über deren Auftauchen auch wir Leser uns immer wieder freuen. Sie haben mit Liebe und Wärme von der Insel im Meere der fremden Völker, von dem Sachsenland und von Ihrer Heimat Kronstadt gesprochen. Aber das alles kann ja auch in andern Büchern stehen. Was Ihnen allein gehört, ist die Wärme und das Verstehen, die Ihnen wohl der bittere Ausgang des Krieges und das stets schwankende Schicksal Ihres Volkes geschenkt haben. Denn, wenn nur die lernen, die geschunden werden, so haben wir gelernt; denn wir sind tüchtig geschunden worden. Während sich nun das Volk im großen Staat des neuen Weltens erfreut, während es zu neuer Gesundheit und stolzeren Ehren wieder heranreift, stehen Millionen jenseits der Grenzen in verzehrendem Hoffen und endlosem Warten und träumen davon, wieder ihr Recht, das man geraubt hat, zu erhalten.

Die zwanzig Jahre, die Sie beschrieben haben, sind die Jahre Ihrer Jugend und Ihres Landes. Ich bin mit Ihren Landsleuten in Moskau und Sibirien zusammengekommen, ich habe im Felde mit ihnen gedient, sie waren, wie man es wohl unter den fremden Völkern wird, ein wenig eigensinnig und rechtshaberisch, aber man konnte sich auf sie unbedingt verlassen. Es freut mich, daß wir jetzt aus Ihrer Heimat ein gutes Buch nach dem andern bekommen und daß dadurch Ihr Leben und das Leben Ihres Landes wieder zurückmündet in das große Volk. Ich danke Ihnen daher für dieses ordentliche und schöne Buch, in dem Ihnen Zweifaches gelungen ist: Ihren alten Sachsenstamm in Siebenbürgen vor dem großen Volke, dem wir angehören, gut zu vertreten und Ihr großes Volk den Völkern, zwischen denen die Sachsen leben, würdig darzustellen. Ihren Brüdern im Südosten und meinen Brüdern in Böhmen, allen Deutschen jenseits der Grenzen und Ihnen, lieber Jillich, der Sie für uns alle gesprochen haben, die besten Wünsche.

Immer Ihr

Bruno Brehm.



Anmerkungen

Wir freuen uns, die Rede, die Bruno Brehm bei dem Treffen der Dichter des Krieges in Berlin hielt, veröffentlichen zu können und gleichzeitig damit auch seinen Brief an Heinrich Zillich. Brehm wie Zillich zeugen in ihren Werken von dem, was die deutschen Soldaten und Offiziere innerhalb der großen österreichischen Armee im Weltkrieg leisteten und was überhaupt das deutsche Element im alten österreichischen Reich bedeutete. Das neue Werk Zillichs, „Zwischen Grenzen und Zeiten“, schildert den Untergang Österreichs und das Schicksal verschiedener auslanddeutscher Jünglinge, deren Leben von der Jahrhundertwende bis zum Weltkriegsende, mit dem das Buch schließt, dargestellt wird. Es spiegelt sich darin das große geschichtliche Geschehen jener Zeit wider, wobei besonders die siebenbürgische Landschaft als ein Bild des ganzen Ostens und seiner Völkervielfalt beleuchtet wird. Wir werden noch in anderem Zusammenhang auf dieses Buch zurückkommen. (Es erschien bei Albert Langen / Georg Müller, München. 646 S. Preis RM. 7.50.)

*

Die Gedichte Josef Weinhebers, die wir in diesem Heft bringen, stehen in seinem neuen Gedichtband „Späte Krone“, über den der Aufsatz von Friedrich Sacher ausführlich spricht.

*

Das Hörspiel „Die Flucht“ von Paul Alverdes wurde im Sommer 1936 im Auftrage des Reichsfänders München geschrieben. Dort wird es auch zur Urfendung gelangen. Der Verfasser hat das gleiche Thema schon in einer seiner ersten Prosaerzählungen zu gestalten versucht. („Die Flucht“, 1923, bei Ludwig Boggenger, Potsdam.)

Die Rede des Königs im zweiten Bild ist wörtlich überliefert. Überliefert ist ebenfalls (bei Carlyle und anderen), daß ein preußisches Regiment vor dem Angriff in der Leuthener Schlacht aus dem Heermannschen Lied „O Gott, Du frommer Gott“ die Strophe „Gib, daß ich tu mit Fleiß, was mir zu tun gebühret“ angestimmt hat.

*

Franz Lenk, der uns die Wiedergabe seiner Bilder in diesem Heft ermöglichte, schreibt uns über seinen Werdegang: „Ich bin am 21. 6. 1898 in Langenbernsdorf geboren und aufgewachsen. Es ist ein langgestrecktes Bauerndorf an der thüringisch-sächsischen Grenze. Mein Vater war Landgendarm und sehr beliebt und geachtet, so daß ich manchen Einblick in die dörflichen Verhältnisse gewann. Ich besuchte die Dorfschule, und die Freizeit wurde mit Spielen und leichten bäuerlichen Arbeiten verbracht. So hatte ich eine sehr einfache, aber äußerst glückliche Jugend. Da ich immer gerne gemalt und gezeichnet hatte, kam ich zu einem Dekorationsmaler in die Lehre. Nach einem halben Jahr riß ich ob der schlechten Behandlung aus und lernte nun fast vier Jahre als Lithograph. Unterdes hörte ich von einer Akademie in Dresden, wo man Bilder malen lernen konnte! Da sandte ich meine Arbeiten ein und wurde angenommen. Der erste Anfang wurde bald durch eine fast dreijährige Soldatenzeit im Weltkrieg unterbrochen. Danach begann ich wieder mein Studium an der Dresdner Akademie. Die ganzen Jahre galten nun ausschließlich der Arbeit. 1925 ging ich von der Akademie ab und 1926 siedelte ich nach Berlin über, da ich glaubte, in Dresden nicht vorwärts kommen zu können. Größere Ausstellungen von 1928 an brachten mir immer schönere Erfolge, so daß ich bald in vielen Städten Deutschlands und schließlich auch im Ausland meine Arbeiten zeigen konnte. 1933 erhielt ich eine außerordentliche Professur für Landschaftsmalerei an den Vereinigten Staatsschulen in Berlin.“

Von den in diesem Heft veröffentlichten Bildern befindet sich „Orlamünde im Regen“ im Museum in Dessau, die „Bayerische Landschaft“ in Privatbesitz in Amerika, die „Kirche in Oberbayern“ und „Der Hohenkrähen“ in deutschem Privatbesitz; auch die städtischen Museen in Königsberg, Stettin, Danzig, München und Erfurt, das Folkwang-Museum in Essen, das Waltraff-Richartz-Museum in Köln, das Carnegie-Museum in Pittsburgh und die Nationalgalerie in Berlin kauften Werke von Franz Lenk an.

*

Das Gedicht „Novembermond“ ist dem Nachlaß von Frida Bettin-gen entnommen.

*



Handwritten: "Immer noch? März 1947"

Heinrich Zillich's „Zwischen Grenzen und Zeiten“

Unverkennbar steht die erzählende Gattung deutscher Dichtkunst in einer großen Wende. Sie läßt sich befruchten vom deutschen Schicksal. Wie dieses aus einem Geschehen am Rande der Auflösung umlenkte in gewaltiges Tun, so verschwand aus der deutschen Epik der Gifthauch subtiler Dekadenz, und es ringt ein Bemühen um sachgemäßes und gestaltungsstarkes Erzählen nach Geltung.

In Heinrich Zillich's Buch „Zwischen Grenzen und Zeiten“*) erhält die Bedeutung der Heimat für echte Epik einen neuen Sinn. Nichts mehr von jener Idyllenhaftigkeit oder ästhetisch abgeblästen Romantik, mit der etwa um die Jahrhundertwende die stoff- und gestaltungsarm gewordene Erzählkunst die Wendung zur „Heimatkunst“ versuchte. Heimat fordert uns schlecht hin. Es gibt keine Möglichkeit, über ihr zu stehen, so daß man wählen könnte, sich von ihr tragen zu lassen oder nicht, sich von ihr binden zu lassen oder nicht, an ihren Gaben genießend teilzunehmen, ihrer Schicksalsbestimmtheit aber sich zu entziehen. Menschen dauerhafter und gesunder Sendung sind heimatgeprägte Menschen, ob sie es wissen oder nicht. Wer erfahren will, wohin der Ruf nach Bodenz- und Blutverbundenheit im Innersten zielt, der suche ihren tiefen Kraftgrund bei wirklich Heimatgeprägten, — ob sie gleich über die Heimat hinaus, selbst ferne

von ihr, ihre Sendung auszuwirken haben.

Zillich wuchs in einer Heimat auf, wo solche Prägung mit einzigartiger Kraft hervortritt — und Geschichte zu gestalten vermochte. Die sehr schöne Landschaft im äußersten Südostbug der Karpathen, wo seine Wiege stand, ließ die Glockenklänge von Kirchtürmen dreier, scharf geprägter Völker, deutlich unterscheidbar, in seine Kinderstube dringen. Wundervoll die Schilderung davon, mit der sein Buch anhebt, mit der es auch schließt. Wenn das kleine Siebenbürgen einst — für Europa, das vom verfallenden mittelalterlichen deutschen Kaisertum nicht mehr geschützt ward! — die letzten Wellen der Völkerwanderung zum Stehen zu bringen vermochte, wenn es vor allem die Urgewalt der muhammedanischen Türken zu derselben Zeit aufhielt, als schon die Mauern Wiens vor ihnen wankten, — so allein dadurch, daß diese natürliche Bastion von drei stark geprägten Völkern, die zugleich innerlich christlich waren und sind, in einträchtigem Zusammenwirken verteidigt wurden. Die entscheidende Rolle der deutschen Siedler, der Siebenbürger Sachsen, bei dieser einzigartigen geschichtlichen Leistung ist allgemein anerkannt und wird durch die Ruinen ihrer Kirchenburgen und Stadtbefestigungen bis heute anschaulich bezeugt. Wie solche Sendung schicksalhaft weitergeht, wie die Kräfte der Heimatverwurzelung, jener Bodenz-

*) Roman, verlegt bei Albert Langen-Georg Müller, München, 1936.

und Blutverbundenheit, die nicht nur naturhaft, sondern zugleich geschichtsbedingt den Einzelnen zum Glied machen, dabei aber zum froh- und hochgemuten Mitschaffen bringen, — das tritt in Jillichs Buch durch Geschehnisse und Menschen der Gegenwart mit unmittelbarer Lebendigkeit zutage, so daß, wer ins Lesen hineingekommen ist, nicht mehr aufhören kann. Unaufdringlich gestalten sich vielfältigste Charaktere, die doch unter einem Geschehen stehen und ihm dienen müssen. Die reizend erzählte Kindheit des „Romanhelden“ wird einerseits tief aufgewühlt durch die „Zinnenschlacht“, in der die Jugend der deutschen Siedler ihre Kräfte der Faust mit jenen der Jugend des unduldsam gewordenen damaligen Staatsvolkes maß. Andererseits sonnt sie sich im fruchtbaren Austausch der Gaben so geprägter Völker, wie sie vielfach, besonders beispielsweise etwa in der Brüderlichkeit des lutherisch-deutschen, des orthodox-rumänischen und kalvinisch-magyarischen Pfarrers zum Ausdruck kommen, an der die reisenden Jungen einen Höhepunkt ihrer Wanderung durch die schöne Heimat erleben. Vor falscher Romantik aber werden sie schon durch die furchtbaren Spannungen an der Grenze zum Orient bewahrt. Geradezu ein Kabinettstück der Erzählkunst ist die in alles Kommende zugleich tief hineinleuchtende Episode, wie der Eindruck von der im altrumänischen Bauernaufstand 1907 sich ankündigenden sozialen Revolution im kleinen Jungen, der sich selbst bedroht fühlt, die Zuflucht zu Luthers

„Ein feste Burg ist unser Gott“ weckt.

In diesem Buch wird völlig erlebnishaft deutlich, warum die Flammen des Weltkrieges sich an einer Frage um Sein oder Nichtsein der österreich-ungarischen Monarchie entzündeten. Nirgend sonst wohnen scharf geprägte, schicksalserprobte und sendungsbewußte Völker so dicht und unentwirrbar an- und durcheinander wie im Donau- und Karpathenraum. Da spürt man den Atem der Gerechtigkeit, Ehre und gegenseitigen Förderung zwischen den Völkern, — oder man gerät in zersetzende Stieluft. — Wie der von der Schulbank in den Weltkrieg ziehende junge Held des Buches mit einem Kreis hochgemuter, von der Sendung ihres Volkes erfüllter Freunde die unaufhaltsame Ausbreitung dieser Stieluft erfahren muß, rollt erschütternd an den Kriegsschicksalen ab. Man kennt Jillich als Schilderer des „Front“-Erlebens, besonders aus seiner preisgekrönten Novelle „Der Urlaub“. Nun aber dient diese Kunst der Verlebendigung nicht mehr bloß dem bannenden Einzugeschehen, sondern zugleich dem Zusammenprall der Völkerschicksale, der Begegnung mit dem Weltgeschehen, dem unausschaltbaren Fragen nach Sinn und Ziel der Umgestaltungen, die furchtbar und fruchtbar in einem sind. Da der Verfasser als Freiwilliger in der Elitetruppe der „Tiroler Kaiserjäger“ gedient hat, die immer wieder an entscheidenden oder gefährdeten Stellen der Front eingesetzt wurde, konnte er die vielfältigsten

Kampfeinheiten, nicht nur der österreich-ungarischen Armee, sondern auch des stolzen deutschen Heeres in unmittelbarer Fühlung wirklich kennen lernen. Die Beobachtungen und Gespräche an der „Front“ verlieren dadurch jene Einseitigkeit und befangene Perspektive, die das Zusammenwirken der Verbündeten des Weltkrieges so stark gehemmt haben. Um so eindringlicher tritt aber die Läuterung durch echtes „Front“-Erleben zutage, die Ausgestaltung des geschichtsbewegenden Menschentypus, der dann inmitten von Schutt und Verwirrung durch den Abschluß des Weltkrieges zu neuen opfervollen Taten drängte, um der großen Zeit ihren Sinn zu erkämpfen. Das steht bewegend hinter allen Zeilen der Kriegsschilderungen und wird zwischen Krieg und Frieden in einem kurzen Gespräch von drei übriggebliebenen Freunden, das wir hier wiedergeben, aufgedeckt. Nach der Abrüstung müssen sie wieder einrücken, nun für den neuen Staat und unter der Führung des neuen Staatsvolkes, weil sich in Budapest die Bolschewiken eingenistet haben und über die Theiß nach Osten dringen wollen, um Moskaus Stimme bis nach Mitteleuropa Gehör zu schaffen. Noch war das Ungeheuerliche dieser kommunistischen Gefahr nicht so allgemein bekannt wie heute, noch waren die alten Staatsbindungen und Treuschwüre nicht so hinweggeschwemmt wie heute.

„Deinhart sagte: Ihr müßt es mir ehrlich sagen! Ganz ehrlich. Ich will nicht als Drückeberger vor euch stehen.

Daß ich Pfarrer werde, wißt ihr. Einen Gewinn erstrebte ich mit dieser Berufswahl nicht. Nun aber bietet sie mir einen unerwarteten Vorteil: ich muß nicht dienen. Ich dachte darüber bisher nicht nach.“ Deinharts Stimme wurde leiser; „Doch jetzt, wo ihr ins Feld abgeht, wieder ins Feld, wenn auch gegen die Ungarn. —“

„Ja gegen die Ungarn —“ sagte Zekel mit tonloser Stimme.

Deinhart sprach heftig fort: „Da ist es mir, als verriete ich euch, euch, niemand ändern — versteht ihr das?“

Luz antwortete: „Ja ich verstehe es, aber —“

„Ich bin mit dir an der Front gewesen, ich war überall dabei. Mit Zekel stand ich nicht an der gleichen Stelle, aber wenn er in Gefahr war, lag ich auch darin. Und nun soll ich nicht mehr dabei sein, wenn ihr —“ verhaltene Sehnsucht drang durch Deinharts Stimme, — „wenn ihr das Gepolter wieder hört, in der Frühe das erste Geschützfeuer, bevor es noch ganz hell ist.“

„Du sollst in der Früh die Glocken hören!“ warf Zekel bissig ein.

„Und was meinst du, Luz?“

Luz begann langsam: „Dein Beruf ist die Kirche. Du hast dich entschieden und bist damit weiter als wir Landsknechte. Wenn du nach den Fronterlebnissen Pfarrer werden willst — wenn du nach alldem den Drang dazu hast — darfst du nicht mehr zögern... Wenn dich Zekel verspottet, kannst du ihm antworten, daß du ein Pfarrer sein wirst, der erlebt hat, was heute ein Mann erlebt haben

muß: das Blut, den nackten leiblichen Einsatz, der weiß, wie in der Frühe Geschütze brüllen, und weiß, daß es in Zukunft nur auf Männer ankommt, die das wissen.'

Atemlos spröde stieß Deinhart hervor: „Du meinst, ich werde nicht untreu?“

Jekel schrie: „Unsinn, Unsinn. Zeige dich dabei als Mann. Überall müssen die Frontsoldaten mit bestimmen. Warum nicht in der Kirche?“

Lutz sagte: „Wo Blut floß, wächst das Dauerhafte, wo Blut floß, gibt es keine Lüge. Die Stimme der Front wird einmal die einzige sein, die man hört. Man kann den Frontsoldaten viel vorwerfen. Es sind ja Menschen. Aber ihrer Gesamtheit kann man auch einiges nicht vorwerfen und wenn es nur der Vorwurf des Eigennutzes wäre! Millionen, die jahrelang todesbereit waren, das wiegt gegen eine Welt von Bürgern.“

Deinhart fiel dunkel und erregt ein: „Habt ihr an der Front manchmal gefühlt, wie Gott — ich rede nicht als zukünftiger Pfarrer, versteht mich recht, ich bitte euch — habt ihr gefühlt, wie Gott da war, wenn man es nicht weiter zu ertragen vermochte?“

In diesem Buch tritt die große Aufgabe des deutschen Volkes in einem der entscheidenden Schicksalsräume der Welt, in dem Raum, da schon die Nibelungen-Tragik sich vollzog, zutage. Wohl kommt es durch den Weltkrieg zu völliger geschichtlicher Neugestaltung im Donau- und Karpathenraum, der Gedanke des

Volksstaates siegt. Aber gleichzeitig bricht die Frage der Gerechtigkeit, Ehre und gegenseitigen Förderung zwischen den Völkern erneut auf. Der deutsche Mensch, der in allen diesen Staaten einer Volksminderheit angehört, erlebt sie tiefer als alle andern. Wenn er Glied einer Schicksalsminderheit ist wie der Siebenbürger Sachse Zillich, kann er auch keine Hoffnungen auf eine äußere „Revision“ der Grenzen setzen, muß vielmehr den geschichtlichen Sinn in der Ausgestaltung von Volksstaaten gerade betonen. Und dennoch spürt er es, nicht nur an der bis ins Letzte gehenden Erprobung der eigenen Volksgruppe, spürt es an der Unerfülltheit aller Aufgaben, gerade auch der Aufgaben der neuen staatsführenden Völker, — daß erst die Zusammenarbeit der Völker das Werk geschichtlicher Neugestaltung, das sich anbahnt, krönen wird, ohne die sonst wieder jener erwähnte Gifthauch der Zersetzung Raum gewinnen müßte. Wer vermag diese Zusammenarbeit zustande zu bringen? Allein das Kulturschaffende deutsche Volk. Hier hat das „Volk ohne Raum“ auch ohne staatliche Ausbreitung Raum, der andern Völkern den Raum gerade nicht beengt, sondern weitert: den Raum aufbauender, ergänzender, zusammenführender Arbeit.

Wir Deutsche im Osten wissen es, daß die deutsche Arbeitsergänzung zum Aufbau des Ostens gehört wie das Atmen zum Leben. Der Osten weiß es nur zu Zeiten. Wenn er es nicht weiß und sich seinen Urkräften

allein überläßt, dann brechen aus seiner Grenzenlosigkeit Hemmungslosigkeiten durch, die alles Aufbauende zu zerstören beginnen, aber maßlose Erschütterung, Not und Verarmung im Gefolge haben. Wenn er es aber weiß und sich dem deutschen Hilfs- und Aufbaukönnen öffnet, dann heilen nicht nur rasch jene Schäden, sondern es formen sich die gewaltigen Kräfte und Schaffensquellen, die gerade der Osten birgt, zu fruchtbarem Gestalten. Vom tragischen Zusammenbruch der Nibelungen in einer gewaltwunden Zeit, da die Hemmungslosigkeit des Ostens einmal lange völlig obsiegte, singt das größte Heldenlied des deutschen Volkes. Vom Sieg der deutschen Hilfe und Arbeit im Osten, der stiller verlief und nach dem immer wieder die Sehnsucht des Ostens sich regt, findet man in Jülichers Buch den ersten Auftakt.

Hier geht es nicht, wie in den Kolonialländern, in denen sich Hans Grimms Erleben vom „Volk ohne Raum“ formte, darum, daß das kulturbringende Volk zugleich Herr sei. Das vertragen die selbstbewußten Völker des Ostens nicht. Aber die Aufgabe, die da ersteht, ist zugleich für alle Welt zukunftsweisend; kommt es doch an immer mehr Stellen der Erde dazu, daß Völker nicht mehr unterdrückt werden können. Dann aber ist, wenn nicht der Kampf aller gegen alle das Ende sein soll, dieses entscheidend: Die Herbeiführung eines Zusammenwirkens der Völker. Der europäische Osten zeigt, daß kein Volk für die Lösung dieser weltgeschicht-

lichen Aufgabe mehr Eignung hat als das deutsche. Diese deutsche Sendung enthüllt sich in Jülichers Buch erlebnismäßig.

Soll es dabei bleiben, daß hauptsächlich wir Auslandsdeutsche, die wir nicht nur die Kraft der Volkwerdung am tiefsten erleben, sondern zugleich die Tragik der Volkszusammenstöße erschütternd, immer im Sein oder Nichtsein getroffen, erfahren, diese große Aufgabe des deutschen Volkes lebendig erspüren? Soll es dahin kommen, daß der Binnendeutsche aus Hitlers geschichtsgewaltigem Schaffen nur die Staatsgeborgenheit im lebendigen Bewußtsein behält und seine entscheidende Wegweisung eines Zusammenstehens befriedeter Völker ohne aufrüttelnde seelische Beteiligung der Außenpolitik überläßt? Dazu darf es gerade auch um der erlebnismäßigen Tragkräfte des deutschen Reiches willen nicht kommen. Als Volk der Mitte muß das deutsche Volk vom Rhythmus des Weltgeschehens im Innersten mitbewegt werden. Dahin aber kann nur eine solcher Sendung des Volkes bewußte Epik den Weg bahnen. Wie aussichtsvoll das ist, wenn die Erzähler sich finden, mag man an den großen Erfolgen der Kriegsbücher aller Art ermessen. Das Volkerspüren seine geschichtliche Stunde. Aber sein Blick darf nicht bloß rückwärts gebannt bleiben. Er muß gerade aus dem Erleben des Krieges her, der aller Seelen durch und durch gerüttelt hat, vorwärts gerichtet werden, im Dienst der deutschen Sendung.

Der Sinn echter Epik, der durch die „Roman“-Literatur weithin verdeckt worden ist, tritt in den Heimat-, Kriegs- und Schicksalsbüchern der Nachkriegszeit wieder zutage und ringt um Geltung. Es darf nicht bei dem Anspruch bleiben. Es soll vor allem nicht dazu kommen, daß unter der Fülle des unzureichend Gestalteten das lebendige Fragen, das Hineingestelltsein in den Rhythmus hintergründigen Geschehens, wieder verschüttet werde. Im Bewußtsein der Nation müßten wirkliche epische Gestaltungen — z. B., um nur einige

zu nennen, Grimms „Volk ohne Raum“, Stehrs „Nathanael Maechler“, Meschendorfers „Stadt im Osten“ und nun Jillichs „Zwischen Grenzen und Zeiten“ — sich vor weniger geformtem literarischem Schaffen scharf abheben. Jeder sollte wissen, wohin er greifen kann, wenn er den Atem seines Volkes vernehmen will, der in die Jahrhunderte und Jahrtausende hinein geht. Vielleicht wird uns dann die große Epik geschenkt werden.

Friedrich Müller-Langenthal
(Hermannstadt)

„Rufe in die Zeit“

Wenn ein Weltweiser und Dichter, den in einem langen Leben vielerlei Dinge angerührt, herumgewirbelt und wunderbar bewegt haben, sein redlich Päcklein Geschichten und Gedichte zum besinnlichen Leben seines Volkes beigetragen hat, scheinen ihm zuletzt viele Wichtigkeiten einen allzu langen Atem zu haben und er beginnt, allerlei Beherzenswertes in die knappste überhaupt denkbare Form zu gießen. Er münzt seinen Schatz ureigenster Lebenserfahrung um in herzhaftes Spruchgut, das das Wesentliche deutlich genug und vor allem leicht merkbar zu sagen weiß. Wie würzig ist uralte Väterweisheit in allbekannte Sprüchelein gebannt und wandert mit uns den langen Lebensweg dahin! Der Sprichwörtersegen eines Jahrtausends lebt in uns, vom

Vater auf den Sohn vererbt, langsam aber stetig vermehrt um neue Erkenntnisse, je nachdem die fortschreitende Zeit und die Entwicklung unserer Lebensumstände das mit sich brachten. Es sind nicht die schlechtesten Namen aus der Geisteswerkstatt unseres Volkes, die in kurzen, hundertfach bewährten und als lebensrichtig erwiesenen Spruchweisheiten in der Vorstellungswelt ihres Volkes Tag für Tag wirksam sind: Luther, Logau, Rückert, Goethe, Schiller, Wilhelm Busch und ein Dutzend andere, denen die Gnade tiefster Lebensschau gestattete, hier und da zum vorzeitalten, namenlos überlieferten Lebenswissen der deutschen Gemeinschaft ein fruchtend Körnlein beizutragen.

Es ist nicht schwer, dahinterzukommen, daß es meist sehr bewegte und

Heinrich Zillich's „Zwischen Grenzen und Zeiten“

Unverkennbar steht die erzählende Gattung deutscher Dichtkunst in einer großen Wende. Sie läßt sich befruchten vom deutschen Schicksal. Wie dieses aus einem Geschehen am Rande der Auflösung umlenkte in gewaltiges Tun, so verschwand aus der deutschen Epik der Gifthauch subtiler Dekadenz, und es ringt ein Bemühen um sachgemäßes und gestaltungsstarkes Erzählen nach Geltung.

In Heinrich Zillich's Buch „Zwischen Grenzen und Zeiten“*) erhält die Bedeutung der Heimat für echte Epik einen neuen Sinn. Nichts mehr von jener Idyllenhaftigkeit oder ästhetisch abgeblästen Romantik, mit der etwa um die Jahrhundertwende die Stoff- und gestaltungsarm gewordene Erzählfkunst die Wendung zur „Heimatkunst“ versuchte. Heimat fordert uns schlechthin. Es gibt keine Möglichkeit, über ihr zu stehen, so daß man wählen könnte, sich von ihr tragen zu lassen oder nicht, sich von ihr binden zu lassen oder nicht, an ihren Gaben genießend teilzunehmen, ihrer Schicksalsbestimmtheit aber sich zu entziehen. Menschen dauerhafter und gesunder Sendung sind heimatgeprägte Menschen, ob sie es wissen oder nicht. Wer erfahren will, wohin der Ruf nach Boden- und Blutverbundenheit im Innersten zielt, der suche ihren tiefen Kraftgrund bei wirklich Heimatgeprägten, — ob sie gleich über die Heimat hinaus, selbst ferne

von ihr, ihre Sendung auszuwirken haben.

Zillich wuchs in einer Heimat auf, wo solche Prägung mit einzigartiger Kraft hervortritt — und Geschichte zu gestalten vermochte. Die sehr schöne Landschaft im äußersten Südostbug der Karpathen, wo seine Wiege stand, ließ die Glockenklänge von Kirchtürmen dreier, scharf geprägter Völker, deutlich unterscheidbar, in seine Kinderstube dringen. Wundervoll die Schilderung davon, mit der sein Buch anhebt, mit der es auch schließt. Wenn das kleine Siebenbürgen einst — für Europa, das vom verfallenden mittelalterlichen deutschen Kaisertum nicht mehr geschützt ward! — die letzten Wellen der Völkerwanderung zum Stehen zu bringen vermochte, wenn es vor allem die Urgewalt der muhammedanischen Türken zu derselben Zeit aufhielt, als schon die Mauern Wiens vor ihnen wankten, — so allein dadurch, daß diese natürliche Bastion von drei stark geprägten Völkern, die zugleich innerlichst christlich waren und sind, in einträchtigem Zusammenwirken verteidigt wurden. Die entscheidende Rolle der deutschen Siedler, der Siebenbürger Sachsen, bei dieser einzigartigen geschichtlichen Leistung ist allgemein anerkannt und wird durch die Ruinen ihrer Kirchenburgen und Stadtbefestigungen bis heute anschaulich bezeugt. Wie solche Sendung schicksalhaft weitergeht, wie die Kräfte der Heimatverwurzelung, jener Boden-

*) Roman, verlegt bei Albert Langen-Georg Müller, München, 1936.

Soldatentum, seine Pflicht und seine Ehre. Die drei Erzählungen nun stellen dieses Soldatentum in der Schreckensherrschaft des revolutionären Direktoriums, im unsoldatischen Königtum der Restauration und im Kaiserreich des kaiserlichen Usurpators dar. Jedesmal wird gezeigt, wie sich die wirkliche Größe des Soldaten in seiner Knechtschaft, in seinem Dienst offenbart. Damit wären wir wieder zu der Gestalt des Preußenkönigs zurückgekehrt, die heimlich in dem ganzen Buche lebt. War seine Größe nicht gerade darin begründet, daß er sich selber als Diener, als ersten Diener seines Staates sah?

Derart erscheint auch bei Vigny die Größe des Soldaten aus der Knechtschaft, dem stummen Dienst zu entspringen — einer Knechtschaft, die — es sei erinnert! — zu Henckerknechtschaft werden kann, wenn die Obrigkeit schurkisch ist wie zur Zeit der Schreckensherrschaft. Doch, auf jeden Fall, der Gehorsam ist die Tugend des Soldaten, der Dienst ist seine Ehre. „Die Ehre ist das gesteigerte Gewissen, und sie ist die einzige Religion, die heute in den männlichen und rechtschaffenen Herzen lebt“ — dieses Wort aus dem Tagebuch Vignys wollen wir neben das andere Wort aus dem Soldatenbuch setzen, das die junge

Französin in das von ihr verschenkte Buch schrieb: „Die Ehre ist die Schamhaftigkeit des Mannes“. Vignys Werk ist ein hohes Lied der Ehre des Soldaten. Diesen Ton hat Otto von Laube vor allem auch in der Einführung rein aufgenommen, die sinnvoll mit einem Appell an das neue Heer als Trägerin der Tradition des alten schließt.

Mit sparsamen, aber zu Herzen gehenden Worten spricht Laube von dem Soldaten und Dichter Alfred de Vigny derart, daß dieser uns Deutschen vielleicht am nächsten stehende aller französischen Romantiker und aller französischen Dichter uns lieb und teuer wird. So kann nur ein Mann schreiben, der seinem Gegenstand geistesverwandt ist! Seine Übersetzung hat in lebendigem Deutsch die Eigenart der französischen Urgestalt und der französischen Sprache bewahrt — Wunder höchster Übersetzungskunst! Die Anmerkungen, die Otto von Laube dem Buche hinzugefügt hat, geben oft erstaunliche Aufschlüsse. Man soll auch diese Anmerkungen lesen; — auch, denn wie sollte man im Todesjahre Friedrichs und in der Zeit, da ein deutsches Heer neu wird, das Soldatenbuch Vignys und Laubes ungelesen lassen können!

H a s s o H ä r l e n.

Von Carl W a h n g e r

In Kronstadt, dieser uralten deutschen Stadt geboren,

(Über den großen Roman Zillichs „Zwischen Grenzen und Zeiten“ wurde hier erst unlängst ausführlich berichtet. (Reichliche Gänge Nr. 51, 1936.)

Was ist die Bedeutung der Boden-zurück-
28. Februar 1935

Vortrag, gehalten im Volksdeutschen Klub, Berlin, anlässlich eines Empfanges zur Auslandsdeutschen Dichterwoche, von Univ.-Prof. Dr. H. Kindermann, Münster.

Der Kronstädter Heinrich Zillich aber hat uns nun in seinem Roman "Zwischen Grenzen und Zeiten" das vielleicht wichtigste und auch künstlerisch gültigste Zeugnis des siebenbürgischen Gegenwartschrifttums vorgelegt. Denn in diesem auslandsdeutschen Entwicklungsroman sehen wir die Siebenbürger Söhne der alten Donaumonarchie hineinwachsen in die immer stärker sich entfaltenden Nationalitätenkämpfe und in die Krise des Weltkriegs, den sie Seite an Seite mit den reichsdeutschen Brüdern bestehen. Noch nie sahen wir so tief in den Werdeprozess dieser völkischen Not und noch nie wurden Sinn und Grenzen der Donaumonarchie so deutlich; noch nie wurde uns das Werden eines auslandsdeutschen Einzelschicksals der jüngstvergangenen Epoche so sehr in das Miteinander und Gegeneinander dieser drei wetteifernden Nationen/gefügt, dass ein fugenloses Gesamtgeschick emporwuchs, wie es uns hier, auch der Form nach, bei aller Vielfalt geschlossen und aus einem Guss entgegentritt. Das Grosse an diesem Roman und das vielleicht spezifisch Deutsche an ihm ist freilich auch die absolute Gerechtigkeit, mit der selbst in diesem Bericht von auslandsdeutschem Glück und auslandsdeutscher Not die beiden anderen Nationen und ihre Vertreter geschildert sind.

In seinem Gedichtband "Komme, was will" aber hat Zillich dem Glauben beredten Ausdruck verliehen, von dem her diese vornehme Gerechtigkeit begreifbar wird. Hier stehen einige Gedichte, die in den ewigen Vorrat deutscher Dichtung eingehen werden. Denn diese "Inscription nach zehn Wanderjahren" :

"Und wie der Bauer die Garben juliumglutet bindet,
blick' ich ins heimische Feld, wiege das Werk auf den Armen,
zähle die Fuhren und werf' auch die Spreu der Irrung ins Mass.
Dank sei dir Gott, dass sich die Waagschale senkt.

Denn dem deutschen Herzruf horcht' ich bei Tag und bei Nacht.
Kriege und Gräber und Not, auch und das grössere Wagnis :

Geist und Sendung und Zucht

stand wie Feuer geprägt in meiner Stirne und glühte.

Irrend fand ich den Weg und irrend verlor ich ihn nie!" -
sie ist bedingt durch die zugleich gott- und volksgläubige Zuversicht, die uns auch am Schluss des "Deutschen Liedes aus Sieben-

bürgen" *mitgeteilt.*

Lebender Zerkniff, Bsh, 1935

1934 #

Michael Schwartz.

H e i n r i c h Z i l l i c h .

Heinrich Zillich gehört zu dem Dichterdreigestirn grenzlanddeutscher Dichtung Siebenbürgens. Neben Wittstocks "Bruder, nimm die Brüder mit" und Meschendörfers "Die Stadt im Osten" ist Zillich mit seinem Buch "Zwischen Grenzen und Zeiten", das mit dem Literaturpreis der Stadt Berlin ausgezeichnet wurde, einer der grössten und sprachgewaltigsten Schöpfer unseres volksdeutschen Schrifttums überhaupt.

Ein Kämpfer durch und durch. Das Grenzland hat ihn geboren, das Grenzland Siebenbürgen im Osten. Die Geschichte Siebenbürgens und seines deutschen Stammes, der Weltkrieg mit dem Fronterlebnis, das harte geistige Ringen und der schwere Daseinskampf der Siebenbürger Sachsen hat ihn zum Dichter und Kämpfer geformt.

Aus dem rauhen Kronstädter Gebirge stammend, das ihn nie losgelassen hat, hat er sich seine Kraft geholt. Sächsisches und schwäbisches Blut rollt in seinen Adern. Kronstadt wird ihm zur Heimatstadt. Hier lernt er die Heimat lieben und aus ihrem Boden schöpft er seine Kräfte. Keiner der siebenbürgischen Dichter ist mit dem Boden so eng verwachsen wie Zillich. Er weiss, was der Kampf um die Scholle bedeutet. Drei Völker kämpfen um diesen Boden. Deutsche, Rumänen und Madjaren. Alle drei lernt er kennen, er lebt ja mit ihnen, fühlt die Schicksalsverbundenheit mit ihnen, aber er weiss auch, dass er Deutscher ist. Er lernt hier sein deutsches Volk im Siebenbürger Stamm kennen, denn Siebenbürgens Geschichte ist deutsche Geschichte. Hier in Kronstadt, erlebt er das Schicksal der deutschen Stadt im Osten. Sie wächst mit ihm zusammen und bleibt in seinem Schaffen eine Einheit mit ihm. 18 jährig muss er die Stadt verlassen. Die Strömung des Zeitgeschehens treibt ihn von Hause. Von der Schulbank muss er in den Schützengraben, zu den ~~ant~~ Tiroler Jägern. Er lernt eine weitere deutsche Welt kennen, mit ihr aber das auch das gesamtdeutsche Schicksal.

Als der Krieg zu Ende ist, leidet er auch unter der schweren Last, die das deutsche Volk tragen muss. Für ihn gibt es keine Ruhe. Er muss weiter kämpfen, jetzt nicht mehr in k.u.k. Uniform, nein, auf der Seite der Rumänen gegen die kommunistischen Madjaren. Dann geht es weiter, er holt sich sein geistiges Rüstzeug im Reich.

Gereift, reich an Erfahrungen und Kenntnissen treibt es ihn in die Heimat zurück, denn dort ist sein Platz, dort muss er seine Berufung erfüllen.

Er kehrt als Dichter zurück, gibt sein erstes Gedichtbändchen heraus. "Strömung" nannte er es zu erst, dann gibt er ihm einen anderen

und Namen "Strömung und Erde". In diesen Gedichten, die neben Liebesliedern, Naturbetrachtungen, Eindrücken aus Stadt und Land enthalten, bekennt er sich zum Gedanken der siebenbürgischen Seele als seiner geistigen Heimat. Zillichs Erleben entsteigt der siebenbürgischen Erde und ihr verleiht er Geist und Leben. Kühne Wortgestaltung, Rhythmik und Melodik der Sprache zeichnet seine Lyrik aus.

In der von ihm gegründeten Zeitschrift "Klingsor" sammelt er die Erzähler und Dichter seiner Heimat. Auch Wittstocks Novellen erscheinen in dieser Zeitschrift. "Der Klingsor" erinnert an die alte Tradition. War doch Klingsor der erste siebenbürgische Dichter, der sogar an dem Sängerstreit auf der Wartburg teilgenommen hatte.

Die literarische Entwicklung Zillichs geht weiter, sie führt von der Lyrik zur Epik. 1925 erscheint sein Buch über Kronstadt, 1926 "Die Siebenbürgischen Flausen". Sein Buch über Kronstadt ist keine historische Darstellung, es ist ein Bekenntnis des Dichters zu seiner Vaterstadt. Unverblümt tritt er für die Wahrheit ein, so wie er es früher schon oft getan. Denn das Eigenartige an Zillichs Persönlichkeit ist sein Selbstbewusstsein. Er ist der Führer der Jugend, auch der literarischen, Er wagte den Trennungsstrich zwischen Jungen und Alten. Er wandte sich von der Literatur des Westens ab und schuf ein bodenständiges Schrifttum. Das Kronstadtbuch hat etwas Eichendorffisches an sich. In der Ich-Form gestaltet der Dichter die Erzählung einer Jugend. Kronstadt, die Stadt im Osten, mit ihrer "schwarzen Kirche", mit ihrem Gymnasium und Gymnasiastenfamilien bilden den Rahmen. Das ganze Buch aber atmet siebenbürgische Luft. Menschen aus den Karpathenwäldern, die auf diesen Posten hingestellt sind, stehen vor uns.

So bleibt er auch in seinem weiteren Schaffen Siebenbürgen treu. Er schildert nicht nur das Leben der Siebenbürger Sachsen, ihre Geschichte, ihr Schicksal, ihre Arbeit, ihren Kampf und ihren teuren Boden, nein, aus allen seinen Werken spricht die Schicksalsgemeinschaft der drei Völker, der Rumänen, Deutschen und Madjaren. Stolz bekennt er sich zur deutschen Schicksalsgemeinschaft, aber er weiss auch welche Berufung sein Stamm zu erfüllen hat.

Heute hat Zillich die literarische Führung unter den Deutschen Rumäniens inne. Er ist der Grenzlanddichter, der Dichter eines Landes, das reich an Kultur und Tradition ist, das aber auch schwer um seine Zukunft ringen muss. Er ist der Dichter an den Toren des Ostens. Er ist aber auch ein Zeuge und ein Bekenner deutschen Geistes, ein Kämpfer deutscher Berufung wie alle seine Ahnen. In ihm verkörpert sich die Geschichte und Grösse eines deutschen Stammes. Wie kein zweiter ist Zillich ein ausgesprochener Heimatdichter. Deutsches Schicksal spricht aus seinen Werken. Auch sein letztes Werk "Zwischen Grenzen und Zeiten" ist eine deutsche Tragödie. Ein Wort möge sein gesamtes Werk und seine Stellung zum Reich charakterisieren, das aus dem zitierten Werke dieses Mahners und Rufers des volksdeutschen Gedanken ist: *stimm!*

"Die Reichsdeutschen wissen nicht, dass sie in unserer Schuld stehen." Dieses Wort ist eine selbstbewusste Aufforderung! Aber sie stimmt.

Der Siebenbürger Heinrich Zillich preisgekrönt

Seit langem schon ist von allen geschlossenen Siedlungsgebieten des Auslandsdeutschtums Siebenbürgen literarisch besonders fruchtbar. Unter den Dichtern der Nachkriegszeit hat Heinrich Zillich mit seinen Dichtungen weithin Widerhall gefunden. Als Herausgeber der siebenbürgischen Zeitschrift „Klingor“ hat er schon kurz nach dem Kriege der bodenständigen deutschen Kultur in Rumänien die Fahne vorangetragen. In vielen kleinen Erzählungen und Gedichten, die tief im Boden Siebenbürgens, in Landschaft und Volkstum der Schwaben verankert sind, hat sich der aus Kronstadt stammende Dichter bald auch im Reiche breitesten Anerkennung errungen. Nach den Novellenbänden „Sturz aus der Kindheit“ und „Wälder und Laternenschein“, nach den Gedichten „Strömung und Erde“ und „Komme, was will!“, nach den preisgekrönten Novellen „Der Urlaub“ und „Der baltische Graf“ hat Zillich zuletzt im Verlag Müller-Langen den großen Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ herausgebracht, für den er eben zwei Preise, den literarischen Preis der Stadt Berlin und den Volksdeutschen Schrifttumspreis in Stuttgart, erhalten hat.

Auch in diesem Werk steht das Vorpostengeschick der deutschen Siedler im europäischen Südostraum im Mittelpunkt der breit ausgebauten Erzählung. Wieder holt der Dichter seine Schaffenskraft tief aus Geschichte und Volkstum seiner siebenbürgischen Heimat, in der Deutsche neben Ungarn und Rumänen im unerschütterlichen Selbstbehauptungskampf, im ungebrochenen Nationalstolz stehen. „In der Umgebung ist jede wesentliche Leistung deutsch. Hunderte von Kilometern rundum keine landwirtschaftliche Kultur, die mit der unserer Bauern vergleichbar wäre, deutsch das entscheidende Bild der Stadt, der Dörfer, der Burgen und Kirchenburgen. Der Landstrich ist bis 1876 vollständig deutsch verwaltet worden, sehr viele Jahrhunderte lang. Die Ungarn konnten hier nicht, wie an manch anderen Stellen, das Eigenleben der Völker austampfen. Sie vermochten bloß die Oberfläche anzukrätzen und sich selbst den Keim zur Zerstückelung zu legen.“ Wir erleben in dem Buch, das auf dem Kulturboden Kronstadts spielt und viele autobiographische Züge Zillichs enthält, den Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie, die Solдатzeit der verschiedenen Nationalitäten entstammenden neuen Jugend, den Zusammenbruch, die Veränderung der Landkarte, den Verfall und das Wiedererwachen der Deutschen, die sich heute mehr denn je der Aufgabe bewußt sind,

in ihrer deutschen Ordnung zu leben, ihre deutsche Leistung zu setzen. Wir erleben das mit dem heißen Atem der Erzählung selbst, die nirgends bloß Geschichtsunterricht, trockener Tatsachenbericht, Fragenerörterung ist, sondern aus der unmittelbaren Beziehung des Dichters zu seinem Stoff überall Leuchtkraft besitz und ausströmt.

Der preisgekrönte siebenbürgische Volksroman steht breitspurig auf der geliebten Heimat Erde,



Aufnahme Hauke

reicht aber in seiner künstlerischen Gestaltungskraft wie in seiner gedanklichen Tragweite weit über die Grenzen zum Herzen des deutschen Muttervolkes. Die männlich herbe Art der Darstellung, die Breite der Komposition, die Wucht der Handlung wie die Schärfe der Charakterisierung zeigt in all der völkerbunten Fülle des Siebenbürger Menschen die geschichtliche Sendung auf.

Mit Stolz sehen wir, daß das Deutschtum der Außengebiete, arbeitsmäßig in jahrhundertelanger Überlieferung bewährt, heute und immer wieder dem Mutterlande auch geistig und künstlerisch einen großen Reichtum zu geben hat. Anerkennungen wie die Zillichs sind ein selbstverständlicher Dank der gesamten Nation.

Norbert Langer

Nicht m. ersch. Blätter



Daraus erklärt sich auch, daß die kleine Episode — ob nun episch oder szenisch dargestellt — Stegweits eigentlichstes Gebiet ist. Und die Gesamtheit dieser Anlage stellte ihn von je auf die Seite der Jugendbewegung und ihrer Laienspielscharen, für die er mehrere kleine und lebenswerte „Müßelspiele“ schrieb, sowie ein anmutiges Weihnachtsspiel „Die fröhlichen drei Könige“. Gerade das letztgenannte ist von besonderer Eigenart, weil es das Leben der gegenwärtigen Wirklichkeit aufgreift und es mit dem Mantel eines heiteren Mythos bekleidet. Da wird Josef zum Streichholzhändler und Maria ist eine Blumenverkäuferin. Ihre zuletzt drängenden und dann von der Schönheit des mütterlichen Bildes bezauberten Schuldner sind die „drei Könige“ Melchior der Schornsteinfeger und Hauswirt, Kaspar der Polizist und Balthasar der Bäcker. Und der Ort dieser Weihnachtsgeschichte unserer Zeit ist der Wedding. In dieser Art, unbeschwert das Leben anzupacken und die kleinen Dinge des Alltags mit dem Purpur der Kunst zu schmücken, zeigt sich der ganze Stegweit. — So seltsam es zunächst (aber nur zunächst!) auch klingen mag, es trifft in allem zu: Er ist ein „Kraft durch Freude“-Dichter; er weckt wirklich die Kräfte durch Freudigkeit. Und nicht nur in dieser Hinsicht, sondern gerade wegen seiner Ursprünglichkeit trifft auf sein eigenes Werk zu, was er einmal einer deutschen Gauzeitung auf die Umfrage „Gibt es nationalsozialistische Dichtung?“ antwortete: „Ich nenne jede Dichtung nationalsozialistisch, die aus dem Grund unseres gesunden Volkstums kommt und das vielfältige Schicksal dieses Volkstums auch volksverständlich (also ohne ästhetische und intellektuell-problematische Klimmzüge!) gestaltet.“

Wenn er dann in der Antwort später fortfährt: „Von der Höhe und Tiefe des Gedankens darf in der formalen Einfachheit nichts an Leuchtkraft verlorengehen“, so zeigt er damit eine Gefahr auf, die — wie er wohl selbst spürt — drohend auch neben ihm steht, nämlich die, daß das Volkstümliche mit dem Massentümlichen verwechselt werde. Und es hieße ungerecht sein, wollten wir in dieser Gesamtwürdigung eines Dichters neben seinen Vorzügen nicht auch seine Nachteile erwähnen. Ein Nachteil Stegweits aber ist es, daß er jener Massentümlichkeit mehr als einmal erlegen ist. Denn das unbeschwerliche Wesen seiner Darstellungsweise und seiner Persönlichkeit verführte ihn schon mehrmals dazu, der Öffentlichkeit Arbeiten zuzuleiten, die jenes notwendigen Kontaktes mit den innersten Stimmen der menschlichen Brust entrieten, der erst den Anspruch auf den Ehrentitel „Kunst“ verleihen kann. Wir wollen nicht untersuchen, ob das auf einem zeitweisen Schweigen seiner Muse beruht, oder ob er, verführt durch seine Erzählerlust, sein Amt bisweilen nur darin sieht, zu unterhalten; wir können nur feststellen, daß er vor seinem eigenen Werke nicht gerade verantwortlich handelte, wenn er Werke herausbrachte wie — um gleich ein Beispiel zu nennen — „Der Herr Baron fährt ein“, das zwar gewiß gut gewollt, aber wohl nicht als überdurchschnittliche Dichtung anzusprechen ist. Wir wissen, daß wir uns in diesem Punkte im Gegensatz zu manchem anderen Urteile befinden, wollen aber nichts anderes, als Stegweit selbst auf die in ihm liegenden Gefahren für sein Werk aufmerksam machen. Denn wenn seine Schriften ansonsten im besten Sinne feuilletonistisch sind, so sind sie doch auch nicht der Möglichkeit ferne, der schnellfertigen Feder des Journalisten ihre Steuer zu zahlen und damit aufzuhören, Dichtung zu sein. Eine doppelt strenge Selbstkritik täte in dem Punkte not, zumal diese Gefahr um so größer wird, je bekannter der Name wird und je positiv voreingenommener seine Arbeiten von Kritik und Publikum betrachtet werden, die dann aber nach einer Enttäuschung ihr Urteil über das gesamte Werk nach dem jeweils letzten revidieren müssen und sich hierbon gar leicht zu sehr beeindrucken lassen.

Zimmerhin handelt es sich — Gott sei dank! — nur um einige Arbeiten Stegweits, und der Wert seiner gewichtigeren überwiegt jene genug, daß sein Gesamtwerk dennoch als ein Geschenk an die Gegenwart unseres Volkes dankbar angenommen werden muß. Und jeder ist wohl gerne dazu bereit, sich mit der Erkenntnis zu trösten, daß auch den größten Dichtern „Schnitzer“ unterlaufen sind. Was nicht lebenskräftig und nicht kunstträchtig ist, wird und muß wieder und bald vergehen; was aber stark ist und zeugungsfähig, wird bestehen. Auch von dem Werke Stegweits! Und das ist vor allem der „Jüngling im Feuerofen“, der neben Höberleins „Glaube an Deutschland“ in jeder Bibliothek vorhanden sein sollte. Denn es ist das Buch eines zukunftsgläubigen Deutschen und eines tatbereiten Mannes; und das Wort, das Stegweit aus einer Rede Johannes von Müllers über den Ruhm Friedrich des Großen seinem Buche voranstellt, ist nicht nur ein Motto, sondern findet wirklich in den darauffolgenden Seiten seine dargestellte Erfüllung: „Niemand darf ein Mensch, niemals ein Volk wahren, das Ende sei gekommen. Wenn wir das Andenken großer Männer feiern, so geschieht es, um uns mit großen Gedanken vertraut zu machen, zu verbannen, was zerknirsch, was den Aufbruch lähmen kann. Güterverlust läßt sich ersetzen, über andern Verlust tröstet die Zeit, nur ein Uebel ist unheilbar: wenn der Mensch sich selbst aufgibt.“

G. Stöbe.

Heinrich Zillich. / Ein junger deutscher Dichter aus Siebenbürgen.

Mit zu den schönsten Erlebnissen des nationalen Umbruches gehörte es im geistig-seelischen Lebensraum unseres Volkes, daß mit ihm die auslandsdeutsche Dichtung in das allgemeine deutsche Bewußtsein trat. Erst jetzt wurde wirklich sichtbar, was deutsche Dichter jenseits der heutigen Reichsgrenze an Starkem und Wertvollem geschaffen hatten. Und gerade diese Dichtung mit ihrer im steten völkischen Daseinskampf gewachsenen und bewährten inneren Spannkraft kann doch deutschen Menschen Quelle und Zuflucht an innerer Kraft in ihrem eigenen, in ihrem persönlichen und darüber hinaus in ihrem weiteren, ihrem völkischen Dasein sein. Vor allem war es das Schrifttum der geistig stärksten und noch am unmittelbarsten der allgemein-deutschen Kultur verbundenen Volksgruppe unseres Auslandsdeutschtums, war es die Dichtung Siebenbürgens, die bekannt wurde, die sich durchsetzte im allen Deutschen gemeinsamen geistig-seelischen Lebensraum der Nation. Adolf Meschendörfer, der Sechzigjährige, mit seinem schönen Buch „Die Stadt im Osten“, der junge Erwin Wittstodt mit seinem leidenschaftlich glühenden, kämpferischen „Bruder, nimm die Brüder mit“ kamen zu uns. Vor allem aber setzte sich Heinrich Zillich, der geistige Vorkämpfer der siebenbürgischen Jugend, der Herausgeber der siebenbürgischen kämpferischen Monatschrift „Klingor“, nachdem

seine von einer großen deutschen Zeitschrift in ihrem Erzählerwettbewerb mit dem ersten Preis ausgezeichnete Novelle „Der Urlaub“ in unserer besten, weil dichterisch wertvollsten Kleinbuchreihe, in Langens-Müllers „Kleiner Bücheret“ erschienen war, auch mit der Gesamtheit seines bisherigen Schaffens durch. Im Frühherbst 1934 kam dann Zillich selbst zu uns ins Reich. Er und sein Freund Erwin Wittstodt lasen bei der großen Festwoche des Deutschen Ausland-Instituts in Stuttgart, „Deutsches Kulturschaffen jenseits des Reiches“, aus ihrem Werk. Und bei den von der Reichsschrifttumskammer im Februar dieses Jahres ebenfalls in Stuttgart durchgeführten Ehrentagen der schwäbischen Dichtung las er, der der Sohn eines Banater Schwaben und einer Siebenbürger Sächsin ist, in einer Morgenfeier die in ihrer straffen, knappen Formung ausgezeichnete, in der unerbittlichen Wucht ihres Schicksals ganz unmittelbar anpackende Novelle „Die Eiche“ aus dem Lebenskreis seiner siebenbürgischen Heimat. Sie wurde zum künstlerischen Mittelpunkt dieser echten, dieser wahrhaften Feierstunden, die wiederum zum Herzstück der ganzen Ehrentage, zum die Herzen aufwühlenden und hinaufreichenden Erlebnis geworden waren. Denn in ihnen war offenbar geworden, offenbar in zwingender und erschütternder Mächtigkeit, wie sehr heute alle deutschen

Kräfte, also auch die des deutschen Lebensraumes jenseits der Reichsgrenzen, zusammenströmen in dem heiligen Wollen, mitzuwirken, mitzuschaffen am Bau des neuen Reiches, am Dritten Reiche der Deutschen.

Jillich ist 1898 in Kronstadt geboren. In einem 1925 erschienenen Buch „Kronstadt“ (Klingsor-Verlag, Kronstadt) berichtet er von dieser seiner Heimatstadt. Der Stadt, die am Rande der Berge aufwächst aus der Burgenländer Ebene. Gegenwärtig wird darin die Herrlichkeit dieser Stadt, die dem Orient mit seinem heißen Atem doch schon so nahe und in der hoch auch die kühle, klare Luft der siebenbürgischen Waldlandschaft weht. Und immer erstet vor uns in seinem Schaffen dieses eigenartige und reiche Land Siebenbürgen mit seiner schweren und harten, von Kampf- und Kriegeslärm erfüllten Geschichte, die seit langen Jahrhunderten nur deutsch war und die auch trotz aller böstlichen Not, trotz des Ansturmes der jungen Völker des Balkans in ihrem Wesen deutsch bleiben wird. Siebenbürgen, das ist der Urgrund, aus dem alle Gestalten Jillichs aufsteigen, aus dem sich alle seine Lieder lösen und aufschwingen.

Heinrich Jillich hat als blutjunger Mensch im österreichischen Heer den Krieg erlebt. Als Kaiserjäger kämpfte er an der Alpenfront. Wie sehr auch ihm der Krieg mit seinem ungeheuren, alles verändernden Geschehen zum formenden Erlebnis wurde, das erfahren wir am stärksten aus der mit dem Erzählerpreis ausgezeichneten Novelle „Der Urlaub“. Nach dem Kriege hat Jillich in Deutschland studiert, wo er auch 1923 an der Berliner Handelshochschule promovierte. Danach ging er zurück in seine Heimat. Als Schriftleiter einer Tageszeitung, als Herausgeber von „Klingsor“, als Kämpfer für sein Volkstum. Im Frühjahr 1934 nahm er sich Urlaub, ging er wieder nach Deutschland, um hier, vor allem in Jena, also in dessen Mitte, an einem großen Roman zu schaffen, der den Weg eines jungen Auslandsdeutschen in unserer Zeit, in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts sichtbar werden lassen soll. Vor kurzem ist Jillich wieder zurückgekehrt nach Siebenbürgen, zurück an den Ort seines Kampfes. Was dennoch in diesen Jahren der unablässigen Kleinarbeit des Tages und seiner Kämpfe zwischen 1923 und 1934 an Dichtertischem entstehen konnte, ist reich und schön.

Zuerst kam 1923 „Attilas Ende“ (in einem Kronstadter Verlag, heute bei Krafft & Drottleff, Hermannstadt) heraus. Jillich nennt das kleine Werk eine Novelle. In Wahrheit aber ist in ihm der Stoff zu einem epischen Werk enthalten. Es konnte mit seinem eine ganze Welt umfassenden Geschehen nicht in den Rahmen der Novelle gespannt werden. Die Ueberfülle der Gesichte und Gestalten ist nicht völlig bewältigt, restlos eingegangen in das neuschaffende schöpferische Erleben und von ihm bis ins Letzte durchgeformt. Aber „Attilas Ende“ packt mit seiner heldenhaft aufsteigenden Macht, dem leidenschaftlich wehenden Atem seiner Sprache und seiner dunklen und jähren östlichen Welt an, reißt mit. Schaurig groß erstet in gespenstisch schattenden, eigentlich nur in den Konturen gegebenen Gestalten aufgerissen und gezeichnet, das Untergehen einer alt und müde gewordenen Welt, jagt spukhaft eine neue Welt an uns vorüber, die aber auch wiederum nur dem Untergang bestimmt war, die nur zerstörerisch sein konnte, weil die in ihr wirkenden Kräfte nicht gebündelt, sondern chaotisch zerreißen waren.

Im selben Jahre erschien auch die Novelle „Wälder und Vaterneschein“, die dann später in den 1934 erschienenen Sammelband „Der Sturz aus der Kindheit“ (bei L. Staackmann, Leipzig) übernommen wurde. Süß und leidenschaftlich klingt hier das Lied einer jungen Liebe auf, herb, von weher und bitterer Melodie durchzogen, klingt es aus. Auch hier wäre der Stoff zu einem Roman dagewesen, zu einem Entwicklungsroman. Deshalb bleibt vieles noch ungeformt, so vor allem der Ausgang. Auch ist manches nicht episch verdichtet, sondern bleibt im Lyrischen, im in der Stimmung liebhaft Schwebenden und Verschwebenden. Aber immer schlägt uns der Zauber, der Duft der Atmosphäre, der Landschaft, in seinen Bann, bezaubert uns das schwermütige und sehnüchtige und doch so leidenschaftlich glühende Lied einer tiefen jungen Liebe. Und hier wurde im Wort des Dichters seine Heimat gegenwärtig.

Diese östliche Heimat, das verzweifelte und leidenschaftliche Ringen um sie erfährt und erschüttert uns auch in Jillichs Lyrik (1924 „Strömung“, 1929 „Strömung und Erde“, heute beide bei Krafft und Drottleff, Hermannstadt). Manches ist hier noch nicht genügend verdichtet, bleibt dann oft im nur Worttrauschhaften, ist nicht restlos und zwingend gebannt in Wort und Bild. Aber immer mehr kommt Jillich weg von der Qual und der Wirren der Gefühle des Jäh, findet er von dessen verzweifelmendem Suchen in dieser Welt, dem Suchen nach deren und seines Seins Sinn zu seiner Sendung. Und die heißt, wie er in der qualvoll suchenden gepeinigten sich auflehnenden „Östlichen Elegie“ erfährt: „in diesem Land zu fäen, das seines Geistes Brausen mehr erfährt“. In dem Lied „Siebenbürgen“ wird wohl auch das Leid, die Not des Leidens gegenwärtig, aber hier jubelt auch die trostige, kämpferische, immer noch, auch heute, ungebrochene Kraft der Siebenbürger Sachsen auf. In Siebenbürgens Weiten stürzen wohl die Winde, die Stürme auf Siebenbürgens Knaben, aber es klirrt im Tannenbrausen „und sie wachsen unsere Knaben!“. Auch in ihrer Form lösen sich die Gedichte immer mehr von allem Uebersteigerten und Verkrampften des Expressionismus, immer voller und mächtiger sich aufschwingend wird der Ton der hymnenartigen Strophen. Ihr Dichter ist ganz zurückgekehrt zur Erde der Heimat, zu deren ewigen Kräften. In dem, den Eltern dargebrachten großen Lied „Strömung und Erde“ heißt es: „Ich aber, der aus Erde geworden, und stürmische Fahrten zu Städten geflogen, ich kehre zurück und baue gefunden, im Fleische des Bodens ein wachsender Baum“.

Welch urwüchsiger, kraftvoll fastiger Humor auch in Jillich steckt, das verraten am stärksten und am ausschließlichsten die 1925 erschienenen, in ihrer gefunden Herrlichkeit großartigen „Siebenbürgischen Flausen“ (heute ebenfalls bei Krafft und Drottleff, Hermannstadt), die 1930 dann in „Der Toddergerch und andere Geschichten“ (Verlag der Mattusdruckerei, Schäßburg) eine Fortsetzung erfahren. Hier wird der ganze siebenbürgische Lebensraum mit all seiner urtümlichen, bodenständigen Kraft, mit all seinen Originalen gegenwärtig. Immer wird man beim Lesen dieser tollen Schnurren und Schwänke von einem bald stillen, bald sehr lauten, doch stets urgefunden Lachen durchschüttelt. Hier wieder der ganze innere Reichtum des Menschen und damit auch des Dichters, des Schöpfers Jillich gegenwärtig. Und weil er eine so große innere Spannweite besitzt, deshalb glauben wir mit Zuversicht an das stetige Wachsen des Wertes dieses noch jungen deutschen Dichters aus Siebenbürgen.

In dem 1934 herausgekommenen, oben ja schon erwähnten Sammelband „Der Sturz aus der Kindheit“, der in sich frühere und neue Arbeiten vereinigt, ist vor allem die Titelnovelle ganz ausgezeichnet. In farg behaltener, doch ungemein eindringlicher Gestaltung wird hier die gläubige Welt eines Kindes gegenwärtig, erfahren wir, wie diese Welt erschüttert wird, immer mehr erschüttert wird durch die Verlogenheit der Erwachsenen, bis sie jäh zerbricht und der kleine Peter nun wirklich ganz allein in dieser harten und oft so verlogenen Welt der Erwachsenen steht. Hier ist der große, völlig unpsychologische Erzählerstil unserer Zeit, der oft scheinbar nur andeutet und der doch gerade darin, in dieser Verhallenheit, die Dinge und die Erscheinungen der Welt, die Vorgänge, das Leben der menschlichen Seele wirklich fassen kann, fassen kann in ihrer Objektivität selbst, in ihrem Sein. — Ungemein dicht in der Stimmung, in der Vergegenwärtigung dieser ganzen seltsamen jüdischen Welt Siebenbürgens ist in diesem Band auch die Novelle „Der Zigeuner“. Ebenfalls ein kleines Meisterstück in der knappen Gestaltung, in der Wiedergabe der Atmosphäre.

Eine echte Novelle ist auch die preisgekrönte Arbeit „Der Urlaub“. Am einmaligen Ereignis wird hier das Sein eines Menschen in seiner Ganzheit erschüttert, in der Wiedergabe sichtbar gemacht und in seinem Ablauf, in seinem inneren Gang geformt, er selbst also verwandelt. Hier wird die eigene, die Menschen mit der Ausschließlichkeit ihres Anspruches, der Strenge ihrer Forderungen formende Welt des Krieges gegenwärtig.

Mit diesen letzten Worten hat Jillich bereits eine Reihe der Gestaltungskraft erreicht, die ihn zu den stärksten epischen Kräften unseres jungen, unseres neuen deutschen Schrifttums stellt, zu einem Johannes Linke, einem Karl Benno von Meckow.

Hermann Danner.

Kritische Grupe

5.5.1935

BBZ

(„und Gottes und der 24-jährige und ge“)

Dung mit der (Stauf von dem mat, v Kompe sein E zu ein heure Liebes lassen. er ver mals Bürge Buches ein pe digen einem Idee schon beziehe liche a

kg s

Bremen 4.5.37

"Bremer Nachrichten"

Bremer Nachrichten 4.5.37
Stettiner Generalanzeiger 9.5.
Hallische Nachrichten

14. Mai 1937
Berlin ehrte drei Dichter.

gnw
Heinrich Zilllich ist der Dichter. Des
Siebenbürgischen Deutschtums, seiner Heimat
Siebenbürgen. Als Sprecher der Frontgenera-
tion wurde er zum Mäurer ihres Kampfes und
ihrer Treue zu Blut und Boden, zum Rufer
ins Reich. Und als solcher nimmt er heute im
auslandsdeutschen Schrifttum einen ersten Platz
ein. In allen seinen Büchern tritt uns eine
kämpferische Haltung entgegen, die durch den
Krieg, den er als junger Kaiserjäger im öster-
reichischen Heer erlebte, geformt und gehärtet
wurde. Die große volksdeutsche Aufgabe ist es,
die ihm die Kraft zum Gestalten gibt. Aus dem
Glauben an diese Aufgabe entstand sein letztes
großes Grenzlandroman „Zwischen Grenzen
und Zeiten“, in dem er kündigt von der tiefen
Not, dem vielen Leid, das er mit seinen deut-
schen Brüdern in den letzten Jahren erleben
mußte. Er spricht aber auch von dem nie ver-
siegenden Quell der Sehnsucht des Auslands-
deutschen. Zilllich geht es um den politischen
Willen des Menschen in diesem Lebensraum.
Abbild und Sinnbild will er sein und zu der
Erkenntnis führen, „daß deutsches Volk groß
genug ist, aller Völker Wesen und Recht zu be-
greifen, sich selbst daran wachsend, spendend und
bewährend zu erfüllen“.

Walter Herbst

Berlin NW 87, Flensburger Str. 20

Kiel, 7. Mai 1937

"Nordische Rundschau"

Die volksdeutsche Sendung

Zum Werk des siebenbürgischen Dichters Heinrich Zillich

Wie an anderer Stelle gemeldet, erhielt Heinrich Zillich den Literaturpreis der Reichshauptstadt. Wir bringen in Folgendem einiges aus seinem Leben und Wirken.

„Als gar Oesterreich im letzten Jahrhundert aus dem deutschen Binnenraum hinausgestoßen wurde, als das kleindeutsche Reich entstand und das besiegte Wien eine Hälfte des Staates samt Siebenbürgen den Ungarn übergeben mußte, gingen unzählige deutsche Volksstellungen zwischen unserem Bergland und den Alpen verloren, da versanken viele Hunderte deutscher Schulen, nur in Siebenbürgen konnten sie aus eigener Kraft gehalten werden, wenngleich das uralte deutsche Freitum auch hier zertrümmert wurde. Schule und Kirche, Dorf und Stadt blieben, was sie waren.“ Dieser kurze Abriss, den der siebenbürgische Dichter Heinrich Zillich einmal schrieb, stellt die volksdeutsche Lage der Blutsbrüder deutlich dar.

Aus dieser historisch bedingten Entwicklung ist auch der Weg und das Werk des Dichters Heinrich Zillich zu verstehen, in seinen entscheidenden Erkenntnissen abzuleiten. Die Großeltern väterlicherseits kommen aus dem Banat und aus Mitteleuropa. Der Vater lebte in Kronstadt als Mitleiter einer großen Zuckerfabrik, und die Mutter stammt aus einer alleingefessenen Familie Kronstadts. Die Eltern des Dichters leben. Ihnen dankt der Sohn in Ehrfurcht und es sind aufrichtige und liebevolle Worte, die er den Eltern in einem Aufsatz über „Heimat und Ahnen“ zudenkt, zuschreibt. Der Vater steht dem Sohn als großes Vorbild gegenüber und der Mutter Liebesfülle und Selbstaufopferung für Haus und Familie erheißt Dankbarkeit. So waren die Eltern diesem Dichter fröhliche und liebevolle Wegbereiter. Sie ließen den Sohn seine Straße ziehen, schauten seinem Werden zu. Zillich nahm am Kriege teil (er ist 1898 geboren), studierte dann und promovierte zum Doktor in

Berlin, dann kommen die Jahre nach dem Kriege, die Inflation. Der Dichter gründete mutig in Kronstadt die Zeitschrift „Klinglor“, als ein Sprachrohr seiner Generation und kämpfte die Jahre hindurch vorbildlich für die volksdeutschen Belange. So trieb es ihn zur schriftstellerischen Gestaltung. Heute liegen schon mehrere Bände vor, von denen wir hier besonders die „Siebenbürgischen Flausengeschichten“, „Sturz aus der Kindheit“, die Gedichtbände „Strömung und Erde“ und „Komme was will“, sowie die Novelle „Der Urlauber“ und leztlich sein großer Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ (im Langen-Müller-Verlag, München) nennen.

Zillichs Werk ist einerseits Ausdruck des Bauerntums, andererseits ist er der Dichter der auslandsdeutschen Kriegsgeneration, der er bezeichnenderweise auch seinen großen Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ gewidmet hat. Die vor dem in der Dichtigkeit stark beachteten Roman erschienenen Werke dienen eigentlich mehr oder weniger der Vorbereitung zum Roman. Zillichs Lyrik ist getragen vom bäuerlichen Leben und vom Fronterlebnis. Gedichte wie die „Dankliche Elegie“, „Daheim am Abend“ oder die „Sonette der Zeit“ und „Bemächtigung“ geben einen lebendigen Eindruck von diesen Fragen. Es ist eine durch die Landschaft, durch das volksdeutsche Element getragene Dichtung, die sich wesentlich heraushebt; nicht viel anders ist es mit der kleinen Prosa. Etwa die lustigen und tollten „Siebenbürgischen Flausengeschichten“ mit ihrer Verbtheit oder die schöne Novelle „Der Urlaub“, die Erzählungen aus „Sturz der Kindheit“ und dann schließlich der große Roman einer Zeitenwende, das Werk, welches neben und nach Hans Grimm zum erstenmal wieder an die große deutsche Romantradition anknüpft. Das elementare Ereignis dieser Dichtung ist im Grunde

„jene volksdeutsche Bewußtheit, die sonstwo erst entdeckt werden mußte“, wie Zillich einmal schrieb. Das gewaltige Erleben des einzelnen Deutschen in der Welt wurde zusammenschmolzen in dem größeren Erleben der Gemeinschaft der Blutsbrüder. Heinrich Zillich schildert den Weg des jungen Luz Rheindt, der beim Klange der Heimatglocken zur „Segnung großer Menschentaten“ das Licht der Welt erblickt. Seine Jugend in der Siedlung, die ein Spiegelbild des Völkergemischs der alten österreichisch-ungarischen Monarchie darstellt, wird zu einem lebendigen Verfall, zum Auseinanderfall dieses kopflosen Staates. Die Eltern, die Schwestern und Freunde, die Kameraden und Mitbürger und Siedler, sie alle — teils Ungarn, teils Rumänen, teils Deutsche — bilden dieses Reich, von dem sie dachten, es sei Deutschland. Aber es zerbricht im Weltkriege, in den der junge Luz Rheindt zieht. Die Eltern, die Schwestern, die Freundin bleiben zurück. Er zieht mit seinen Kameraden hinaus. Die Front schweift sie zusammen und gibt ihnen die Basis, von welcher aus ihr Weg ins Leben sein wird. Sie kehren zurück in die Heimat, sie erleben den Zusammenbruch der Monarchie. Sie sehen wie Ungarn die Deutschen preisgibt und werden nun zu Rumänen geschlagen. Zillich schrieb über diese Lage einmal: „Die Siebenbürger Sachsen waren immer staatsreu, weil dies eine Voraussetzung ist, ihre Volkstreue wahren zu können. Das gilt auch für die Gegenwart.“ Luz kehrte in die Heimat zurück. Abschied war sein Leben gewesen vom Kinderland, von der bunten Stadt, vom deutschen Traum, von Freunden und Toten, um immer weiterzufahren ins Kommende...

So wächst Zillichs Dichtung steil empor zu dem großen Bekenntnis des Außenbürgertums und bleibt nicht Zustimmung oder Erlebnis eines Mannes sondern es ist — durch den Dichter gesprochen — wesentliches Werk einer Generation, einer deutschen Gemeinschaft jenseits der Grenzen. So wie dieses Deutschum naturhaft ist, so steht der Roman, das Werk Zillichs als Mahnmal ans volksdeutsche Gewissen diesseits und jenseits der Grenzen des Reiches für alle deutschsprechenden Menschen!

Heinz Grothe.

Münster, 11.5.37

"Münsterischer Anzeiger"

„ARGUS“ Nachrichten-Bureau G. m. b. H.
Berlin SW 68, Wilhelmstraße 113
Fernsprecher: A 9 Blücher 4797

aus dem literar. Landest. d. d. d. d. d.
Münsterischer Anzeiger

Nr. 207

11. 5. 37.

„Volkstreu und weltoffen“ / Heinrich Zillich als Deutscher und Dichter

Von Dr. Karl Ziegenbein.

Heinrich Zillich, Verfasser des Grenzlandromans „Zwischen Grenzen und Zeiten“, wurde Erster Preisträger des Literaturpreises der Stadt Berlin für 1937.

Es ist nicht von ungefähr, daß die siebenbürgische Dichtung, zu deren würdigsten Vertretern Heinrich Zillich gehört, gerade in unseren Tagen einen außerordentlich lebendigen und freudigen Wiederhall findet. Geboren aus einem selbstbewußten, in jahrhundertelangen Kämpfen treu bewahrtem Deutschtum, besitzt sie eine köstliche, von uns so sehr geschätzte Einheit von Volkstum und Kunst.

Die geistige Haltung diesseits wie jenseits der Reichsgrenzen, gefördert durch das rege Bewußtsein volksdeutscher Einheit, trägt also den gleichen Stempel adeligen Volkstums. Daraus erklärt sich die besonders innige Verbindung zwischen der binnendeutschen und der siebenbürgischen Dichtung. Hinzu kommt allerdings noch als entscheidende Tatsache, daß heute das siebenbürgisch-sächsische Schrifttum durch Adolf Meschendörfer, Erwin Wittstock und Heinrich Zillich eine solche Höhe erreicht hat, daß es, Beachtung und vollkommene Gleichberechtigung erheischend, die reichsdeutsche Dichtung bereichernd ergänzt und in gewisser Weise sogar vollendet.

An der Erreichung dieser geistig-künstlerischen Einheit volksdeutscher Dichtung muß nun Heinrich Zillich ein besonderes Verdienst zugesprochen werden. Er hat nicht nur die vollste Eigenart der Siebenbürger Sachsen und die kulturpolitische Aufgabe des Deutschtums im südosteuropäischen Raum klar erkannt, sondern auch in einer tiefen und durchdringenden dichterischen Schau gedeutet. Aus unmittelbarem persönlichen Erleben und aus der Vision eines begnadeten Dichters gestaltet er das deutsche Schicksal in Siebenbürgen.

Wie die gesamte siebenbürgische Dichtung nur aus der Eigenart des sächsischen Volkscharakters begriffen werden kann, so entspringt das Dichtertum Heinrich Zillichs im wesentlichen auch aus seinem Leben, das sich in seinen Werken widerspiegelt. Denn als Sohn eines Fabrikdirektors im Jahre 1898 nahe bei Kronstadt geboren, verlebte er seine Jugend auf dem Lande inmitten eines Völkergemisches von Ungarn, Rumänen, Juden und Zigeunern. Diese Umgebung erzwingt von vornherein den Willen zur völkischen Selbst-

erhaltung, der bei ihm durch seinen Besuch des berühmten Kronstädter Honterus-Gymnasiums noch gestärkt und geklärt wird. Im Großen Krieg aber, den er als Freiwilliger bei den Tiroler Kaiserjägern mitmacht, erkennt er die schwierige Lage des Deutschtums in der vom Untergange bedrohten österreichisch-ungarischen Monarchie, bis der schmachvolle Friede von Saint Germain die Eingliederung Siebenbürgens in den rumänischen Staat bringt. Zillich nimmt als rumänischer Offizier an dem Feldzug gegen das rote Ungarn teil. Er überlebt nicht die kommende kulturpolitische Auseinandersetzung zwischen den beiden Völkern. In Berlin vollendet er sein Universitätsstudium. Nach seiner Rückkehr in die Heimat greift er durch Gründung der Zeitschrift „Klingsor“ eindeutig in diesen Kampf ein, mit dem Ziel, „in enger Verbundenheit mit dem deutschen Geistesleben und seinen zeitwandelnden Erkenntnissen das deutsche Volkstum in Rumänien zu fördern und zu schützen“.

Größeres aber noch an Leistung und Wirksamkeit ist seinem Künstlertum vorbehalten. In seiner Novelle „Der Urlaub“ gestaltet er mit ergreifender Eindringlichkeit, ohne Phrase und in der knappsten Weise ein Kriegeereignis an der Tiroler Front, schicksalhaft und dichterisch so vollendet, daß man im Reiche aufhorcht. Die gleiche Art der Darstellung finden wir in seiner etwas später erschienenen Erzählung „Der baltische Graf“. Wird hier schon das siebenbürgische Thema historisch angeklungen, so tritt es in der Erzählung „Die Reinerbachmühle“ auch in seiner aktuellen Bedingtheit klar hervor, und zwar in einer künstlerisch glücklichen Form. Ein Einzelschicksal, nämlich das des deutschen Arztes Kirschen, bringt Zillich in Zusammenhang mit dem großen Schicksalschlag, den das sächsische Volk durch die rumänische Enteignung erlitten hat.

Mit seinem Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ erreicht Zillich seine dichterische Reife. Denn seit Grimms „Volk ohne Raum“ ist kaum wieder das Schicksal der Auslandsdeutschen, die in fremden Staaten und inmitten fremder Völker ihr Volkstum behaupten, zu so unmittelbarer dichterischer Wirklichkeit erweckt worden wie in diesem Werke voller Wucht und Breite. In seiner kämpferischen Gesinnung und in seiner grunddeutschen Haltung gehört es zu den wenigen deutschen Schicksalsbüchern. Mit berechtigtem Stolz hat es der

Dichter daher „der auslandsdeutschen Kriegsgeneration“ gewidmet. „Volkstreu und weltoffen“, das ist die Losung für das Leben Heinrich Zillichs und zugleich der sittliche Kern seines Hochgeanges vom deutschen Kampf im südosteuropäischen Raum. „Denn ich erkenne unser Volk immer wieder in dem Riesenland zwischen Bögeler und den russischen Steppen, dicht gedrängt oder weit vereinzelt, als eine über die Staaten hinweg schaffende, gottgewollte Einheit des Fühlens und geistigen Wirkens, der ich wohl nicht ohne Zweck eingeboren wurde. Deshalb ist es meine dichterische Aufgabe, dieses Menschentum in seiner Wesenhaftigkeit und zugleich in seiner Versponnenheit mit dem Menschentum anderer Völker zu verkünden, allen gerecht, dem Adler, den Gebirgen und den Sternen nicht ferne.“

ikgs

Heinrich Zillich, der Dichter des Deutschtums in Siebenbürgen

Der „Volksdeutsche Schrifttumspreis der Stadt der Auslandsdeutschen“, den die Stadt Stuttgart jährlich am 9. Mai, dem Todestag Schillers, verleiht, wurde in diesem Jahre durch den Präsidenten des Deutschen Ausland-Instituts, Oberbürgermeister Dr. Strölin, dem Siebenbürger Dichter Heinrich Zillich für seinen Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ zuerkannt. Die Stadt Berlin hatte vor einigen Tagen dasselbe Werk mit dem ersten Literaturpreis ausgezeichnet.

Heinrich Zillich ist der führende dichterische Führer des Siebenbürger Deutschtums, ja der siebenbürgischen Landschaft mit ihren verschiedenen Völkerschaften überhaupt. Zugleich ist er Führer einer „weltoffenen völkerbegreifenden Haltung“, die jedem Volkstum die Eigenart läßt im Hinblick auf eine über den Völkern stehende höhere Gerechtigkeit. Dichterische Gestaltungskraft und völkisches Sendungsbewußtsein sind bei ihm von Anfang an in eins verschmolzen und verleihen seinem Wort doppelte Kraft. So schuf er sich gleich nach seiner Studentenzeit in der siebenbürgischen Zeitschrift „Klingso“ ein Organ, das den Weckruf der jungen siebenbürgischen Kriegsgeneration, die unter den Fahnen Österreichs freiwillig im Völkerringen diente, in das siebenbürgisch-deutsche Volk hineintrug, ein Weckruf, der bis heute den mutigen Klaren Ton behalten hat. Denn das Siebenbürger Deutschtum, das schon im habsburgischen Staatsverband an der äußersten Südgrenze vor allem gegen das Ungarntum sich behaupten mußte, bedurfte nach der Völkertrennung und Eingliederung in den rumänischen Staat einer um so bewußteren völkischen Haltung.

Zillich ist 1898 in Kronstadt geboren; mütterlicherseits stammt er aus einer alten Kronstädter Handwerkersfamilie, väterlicherseits ebenfalls von Handwerkern aus dem deutschen Banat. Beide Zweige haben ihre Urheimat im Moselsränkischen. Zillichs dichterische Wurzeln greifen tief in seine engere Kronstädter Heimat; aus ihrem Boden nährt sich fast jedes seiner Werke. Behandelt auch seine erste Novelle ein allgemeinesgeschichtliches Thema, „Attilas Ende“, so faßte er schon in dem zweiten Werk „Wälder und Laternenschein“ mit außerordentlich plastischer Sprache und kühnen Bildern Kronstädter Gymnasialistenleben. Es folgt „Kronstadt“, eine Schilderung, „Siebenbürgische Flausen“, „Der Toddergerch“, in denen sich der urwüchsige Humor dieses Dichters auslebt. Zwei Gedichtbände, noch in Siebenbürgen gedruckt, zeugen von einer gleichen lebendigen Anschauung der Wirklichkeit. Hatte im Reich die Zeitschrift „Klingso“ in ihrem völkischen Ringen Anerkennung gefunden, so wurde man auf den Dichter Zillich durch seine preisgekrönte Novelle „Der Urelaub“ (Langen-Müller) in weiteren Kreisen aufmerksam. Zillichs prägende Sprachkunst, das Ethos, das seine Kunst durchströmt, sicherten ihm gleich einen allgemeinen Erfolg. Der Novellenband „Sturz aus der Kindheit“ (Stachmann), die wiederum preisgekrönte Novelle „Der halsische Graf“, die Verbreitung seiner prächtigen Kurzgeschichten voll Kraft und Humor in den großen deutschen Zeitungen machten seinen Namen immer bekannter. Schließlich aber erfüllte der großangelegte Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“, (Langen-Müller), der der

auslandsdeutschen Kriegsgeneration gewidmet ist, alle Hoffnungen, die auf den Siebenbürger Dichter Heinrich Zillich in seiner Heimat sowie im Reich gesetzt wurden. Und tatsächlich fließen in diesem Roman die vielen Novellen und Erzählungen Zillichs gleich Bächen und Rinnsalen zum breiten Strom zusammen und machen die Macht des epischen Flusses aus. Auch verbinden sich hier die zwei Grundkräfte seines Wesens — völkisches Sendungsbewußtsein und unmittelbare dichterische Kraft — zu einer außerordentlichen Einheit. Es ist der Roman der siebenbürgischen Kriegsgeneration, die — in den Zusammenbruch des Habsburgerreichs unmittelbar hineingestellt — um so klarer Größe und Sendung der deut-



NLZ-Archiv.

Heinrich Zillich

sehen Seele erfüllt, die eigene Art am Art-eigenen der andern erlebt — und erkennt, „daß das deutsche Volk groß genug ist, aller Völker Wesen und Recht zu begreifen, sich selbst daran wachsend, spendend und bewahrend zu erfüllen.“ So wächst dieser Roman aus der Kronstädter Umgebung hinaus in die Fronten des Weltkriegs, aus dem Problem des Siebenbürger Deutschen zum allgemein deutschen und europäischen Problem. Das gibt dem Werk den weitgespannten geistigen Hintergrund. Darüber hinaus ist es ein beglückendes Zeugnis von der Kraft urprünglich verbobener Schilderung von Landschaft und Mensch, darin Zillich zur Meisterschaft herangereift ist. Die höchst dichterische, knappe doch farbige anschauliche Sprache erhebt das Buch zu einem Kunstwerk hohen Ranges.

Georg Maurer.

Bremer Zeitung,
Bremen

Nr.

127

11. 5. 37.

Bremen, 11. 5. 37

"Bremer Zeitung"

Heinrich Jillich

Aus meiner Arbeit

Die Stadt des Auslandsdeutschtums Stuttgart verlieh neben dem siebenbürgischen Dichter Heinrich Jillich für seinen Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ ihren diesjährigen Literaturpreis, nachdem Jillich schon, wie berichtet, den Literaturpreis der Stadt Berlin erhalten hatte. Nachstehend schreibt der Dichter über sein Schaffen:

In der fruchtbaren Hochebene des Burgenlandes, umschlossen von den Karpathen, deren Grate in meine Kindheit hineinblauten, wurde ich in einer Fabrikstadt geboren, nicht weit von Kronstadt, nicht weit von deutschen, rumänischen und ungarischen Dörfern, vom ersten Tage also in der Lage, verschiedene Völker kennenzulernen, um gerade deshalb das eigene bewußter zu empfinden und zu lieben, der siebenbürgischen Heimat um so stärker verpflichtet zu werden. Mein Vater war ein Direktor dieser ländlichen Fabrik, die aus den Dörfern der Runde die Zuckerrüben verarbeitet, und so lebte zugleich Bauern- und Stadtmwelt um mich, Maschinengetöse und das Brausen der Ostwinde, der bleibende Anblick der Büffel- und Kuhherden, der Pferde, der Acker, des Hochgebirges. Die alte Kronstadt am Pfadweg zum Orient und damals im südöstlichsten Zipfel Oesterreich-Ungarns wurde meine zweite Jugendstätte, als ich dort das deutsche Honterusgymnasium besuchte.

Im Frühling 1918, kaum 18 Jahre alt, meldete ich mich zu den Tiroler Kaiserjägern, deren Standorte am Südwestende des Staates lagen und blieb mit meinem Regiment bis zum Herbst 1918 an der italienischen Front. Siebenbürgen fiel an Rumänien, ich selbst wurde wenige Monate später zum rumänischen Heeresdienst eingezogen und machte 1919 den Feldzug gegen das kommunistische Ungarn mit.

Nun folgen Jahre des Studiums in Berlin und des mühsamen Versuchs, die nachwirkende und wachsende Tiefe des Fronterlebnisses in Einklang zu bringen mit den Wirren der Zeit. Als ich 1924 in meine Heimatstadt zurückkehrte, gründete ich mit einem Freunde ein Konzertbüro, einen Verlag und eine literarisch-kulturelle Zeitschrift, den „Klingsor“. In der Weltwirtschaftskrise, die auch Siebenbürgen anpaktete, mußten Verlag und Konzertbüro zwar wieder aufgegeben werden, aber meine Zeitschrift blieb erhalten und

diente weiter dem Ziel, innig verbunden mit dem deutschen Geistesleben und seinen zeitwandelnden Erkenntnissen das deutsche Volkstum in Rumänien zu fördern und zu schützen. Anfangs kam die jüngere Generation meiner Heimat in der Monatschrift vorwiegend zu Wort mit Beiträgen über weltanschauliche, religiöse, künstlerische und kulturpolitische Fragen, bald aber fand alles Wertvolle, was innerhalb des Deutschtums in Rumänien in den letzten anderthalb Jahrzehnten geschaffen und erstrebt wurde, besonders auch die aufblühende Dichtung, weiteste Aufnahme. Der „Klingsor“ bot zugleich immer einen Boden der Begegnung zwischen den Völkern meines Heimatraums, suchte ihnen Verständnis für deutsches Wesen zu vermitteln und ihr Bestes dem eigenen Volkstum nahezubringen.

Meine ersten Bücher gab ich 1923, damals noch in Siebenbürgen, heraus. Der Erstling war ein kleiner Roman „Attilas Ende“, der es vielleicht verdient, überarbeitet und neu verlegt zu werden. In den nächsten Jahren erschienen zwei Gedichtbände, deren wichtigster Inhalt in den dritten Band „Komme, was will!“ (Langen-Müller Verlag, München 1935) übernommen wurde. In einer Monographie „Kronstadt“ (Krafft & Drotleff-Hermannstadt 1926) statte ich meinen Dank der Heimat ab, sammelte dann in zwei Büchern „Siebenbürgische Flausen“ und „Der Toddergerch“ (heute bei Krafft & Drotleff), meine kleineren Erzählungen, vorwiegend Geschichten aus Siebenbürgen, und in dem bei Staackmann, Leipzig, erschienenen Buch „Sturz aus der Kindheit“ einen Teil der größeren Novellen. Bei Langen-Müller kam die Novelle „Der Urlaub“ heraus (1933), die der Schicksalsbewährung der jüngsten Weltkriegskämpfer schweigend gewidmet sei. Als Reclambandchen erschien 1935 die Erzählung „Die Reinerbachmühle“ und bei Schaffstein, Köln, unter dem Titel „Die gefangene Eiche“ eine Auswahl meiner Erzählungen für die Jugend. Im letzten Jahre konnte mein Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ (Langen-Müller Verlag) veröffentlicht werden, eine umfangreiche Darstellung der Entwicklung der auslandsdeutschen Kriegsgeneration im altdösterreichischen Raum von der Jahrhundertwende bis 1918; es ergibt sich dabei nicht nur ein Bild vom Lose der vielen Millionen Deutschen in Südosteuropa, sondern

auch vom Leben und von den Leidenschaften der anderen Völker dieser großen, für das Schicksal unseres Erdteils sehr wesentlichen Landschaft; der Roman ist zugleich ein Buch vom Ende Oesterreichs; er hat ein überraschend starkes Echo gefunden. Vor einigen Wochen brachte die kleine Bucherei des Langen-Müller Verlages mein letztes Buch heraus, die Novelle „Der baltische Graf“ mit Zeichnungen von Fritz Kimm.

Meinen Wohnsitz verlegte ich im Herbst 1936 von Kronstadt nach Bayern, doch nur für zwei oder drei Jahre, wobei für die gleiche Frist auch meine Zeitschrift anderen Händen übertragen wurde. Ich übersiedelte nach Deutschland hauptsächlich deswegen, weil ich eine größere literarische Arbeit, die mir vorschwebt, ohne Benutzung reichsdeutscher Institute und Buchereien nicht durchführen kann.

Auslandsdeutsche Dichter:

Heinrich Zillich

Der Träger des
Volksdeutschen Schrifttumspreises

Innerhalb weniger Tage hat Heinrich Zillich, der Siebenbürger Sachse, zwei große deutsche Literaturpreise erhalten. In der ersten Maiwoche wurde ihm der Dichterpriiz der Stadt Berlin zuerkannt, und am 9. Mai, dem Todestag Schillers, wurde er, wie bereits berichtet, für seinen großen Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ mit dem volksdeutschen Schrifttumspreis der Stadt Stuttgart und des Deutschen Ausland-Instituts ausgezeichnet. Damit wurde Heinrich Zillichs Werk von neuem in den Blickpunkt der an der neuen deutschen Dichtung Beteiligten gerückt, wurde es herausgestellt als eines der wesentlichsten, die wir haben.

Heinrich Zillich ist den Lesern des „Stuttgarter N.S. Kurier“ schon seit Jahren vertraut. Als Mitarbeiter, als der Erzähler von knapp und sicher gefügten Anekdoten, als der Schilderer seiner siebenbürgischen Heimat, und durch Aufsätze über ihn, durch eingehende Besprechungen seiner Bücher. Wir hatten auch für unsere neue Aufgabsreihe „Auslandsdeutsche Dichter“ bereits einen zusammenfassenden Aufsatz über sein gesamtes bisheriges Schaffen angekündigt. Schön ist es, daß dieser Aufsatz jetzt aus Anlaß der Verleihung des volksdeutschen Schrifttumspreises der Stadt der Auslandsdeutschen an Heinrich Zillich erscheinen kann.

Der Name Heinrich Zillich ist zum ersten Male im Reich vor einigen Jahren bekanntgeworden, als ihm für seine Novelle „Der Urlaub“ der erste Preis im Erzählerwettbewerb einer großen deutschen Zeitschrift gegeben wurde und als bald darauf (1933) diese Novelle aus der Welt des großen Krieges in der „kleinen Bücherei“ des Verlages Albert Langen-Georg Müller, München, erschien. Damit begann sich Heinrich Zillichs Gesamtchaffen bei uns durchzusetzen. Im Frühjahr 1934 kam er dann selbst ins Reich, zu uns nach Stuttgart. Er und sein Freund Erwin Wittstock lasen bei der großen Festwoche des Deutschen Ausland-Instituts „Deutsches Kulturschaffen jenseits des Reiches“ aus ihrem Werk. Und bei den von der Reichsschrifttumskammer im Februar 1935 gleichfalls in Stuttgart durchgeführten Ehrentagen der schwäbischen Dichtung las er, der Sohn eines Banater Schwaben und einer Siebenbürger Sachsin, in einer Morgenfeier die in ihrer straffen, knappen Formung ausgezeichnete, in der unerbittlichen Wucht ihres Schicksals ganz unmittelbar anspandende Novelle „Die Eiche“ aus dem Lebenskreis seiner siebenbürgischen Heimat. Sie wurde zum dichterischen Mittelpunkt dieser echten, dieser wahrhaften Feierstunde, die wiederum zum Herzstück der ganzen Ehrentage, zum die Herzen aufwühlenden und hinaufstrebenden Erlebnis geworden war. Denn in ihr war offenbar geworden, offenbar in erschütternder und von neuem verpflichtender Mächtigkeit, wie sehr heute alle deutschen Kräfte, vor allem auch die des deutschen Lebensraumes jenseits der heutigen Reichsgrenzen, zusammenströmen in dem einen Willen, mitzuwirken am Bau des neuen Reiches, am Dritten Reich der Deutschen.

Zillichs Heimat und Weg

Heinrich Zillich ist 1898 in einer kleinen Fabrikiedlung nahe bei Kronstadt geboren. Doch bald kam er nach Kronstadt selbst, in das berühmte Honterus-Gymnasium. Und Kronstadt ist ihm auch wohl zur eigentlichen Heimat geworden. In einem 1925 erschienenen Buch „Kronstadt“ (Klingsor-Verlag, Kronstadt) berichtet er von dieser seiner Stadt. Der Stadt, die am Rande der Karpathen aufwächst aus der Burgenländer Ebene. Gegenwärtig wird in diesem Buch die dunkle Herbheit und die farbig bunte Fülle dieser Stadt, die dem Orient mit seinem heißen Atem schon so nahe und in der doch auch die kühle und klare Luft der siebenbürgischen Waldlandschaft weht. Immer entsteht aber auch in Zillichs Schaffen das ganze Siebenbürgen. Dieses eigentümliche und reiche Land Siebenbürgen mit seiner schweren und harten, vom steten Kampf durchdrungenen Geschichte. Dieses Land Siebenbürgen, das seit langen Jahrhunderten nur deutsch war und das auch trotz aller völkischen Not, trotz des Ansturms der jungen Völker des Balkans in seiner Zukunft deutsch bleiben wird. Siebenbürgen, das ist der Urgrund, aus dem alle Gestalten Zillichs aufsteigen, aus dem alle seine Lieder sich lösen und aufschwingen.

Zillich hat als blutjunger Mensch im Verband des österreichischen Heeres den Krieg erlebt. Als Kaiserjäger kämpfte er seit 1916 an der Alpenfront. Wie sehr auch ihm der Krieg mit seinem ungeheuren, alles verwandelnden Geschehen zum bestimmenden Erlebnis wurde, das erfahren wir am stärksten aus der preisgekrönten Novelle „Der Urlaub“ und aus seinem großen, jetzt gleichfalls ausgezeichneten Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“. Siebenbürgen kam nach dem Zusammenbruch zu Rumänien. Und im rumänischen Heer machte Zillich 1919 auch noch den Feldzug gegen das bolschewistische Ungarn mit. Dann kam Zillich nach Deutschland, „stürzte“ er „in das Erlebnis Deutschland“. Von 1919 bis 1923 hat Zillich in Berlin studiert. Danach ging er zurück in seine Heimat, nach Kronstadt. Als Schriftleiter einer Tageszeitung, als Gründer und Herausgeber der Zeitschrift „Klingsor“, die bald zur Zeitschrift, zum Sammelpunkt des völkischen, des kämpferischen jungen Siebenbürgen überhaupt wurde. Jahrelang hat Heinrich Zillich hier im täglichen Kleinkampf in der vordersten Front für sein deutsches Volkstum gestanden. Im Herbst 1934 nahm er sich Urlaub, ging er wieder nach Deutschland, um hier, in dessen Herzen an seinem großen Roman, an „Zwischen Grenzen und Zeiten“ zu schaffen. Doch bald geschah die Heimkehr nach Siebenbürgen. Vor wenigen Monaten aber kam Zillich von neuem nach Deutschland. Um in der Stille, in dem weiten Land zwischen München und den Bergen, an einem neuen großen Werk arbeiten zu können. Die Rückkehr, die Heimkehr nach Siebenbürgen wird für den völkischen Kämpfer Heinrich Zillich auch dann wieder folgen müssen.

Die frühen Arbeiten

Was aber in diesen Jahren der unablässigen Kleinarbeit des Tages und seiner Kämpfe zwischen 1923 und 1934 an dichterischem dennoch entstehen konnte, war bereits reich und schön. Zuerst kam 1923 „Attilas Ende“ (in einem Kronstadter Verlag, heute bei Krafft und Drottleff, Hermannstadt) heraus. Zillich nannte damals das kleine Werk eine Novelle. In Wahrheit aber ist in ihm der Stoff zu einem epischen Werk enthalten. Die Ueberfülle der Gesichte und Gestalten konnte nicht in den bestimmten und knappen Rahmen der Novelle gepaßt werden. Auch ist in diesem frühen Werk noch nicht alles reiflos eingegangen in das neuschaffende schöpferische Erleben und von ihm bis ins Letzte durchgeformt. Aber „Attilas Ende“ packt mit seiner balladenhaft auftrauenden Wucht, dem leidenschaftlich wehenden Atem seiner Sprache und seiner dunklen und jähren östlichen Welt an, reißt mit. Schaurig groß entsteht in geistesfisch schattenden, eigentlich nur in den Konturen gegebenen Gestalten aufgerissen und gezeichnet, das Untergehen einer alt und müde gewordenen Welt, jagt

spukhaft eine neue an uns vorüber, die aber auch wiederum nur dem Untergang bestimmt war, die nur zerstörerisch sein konnte, weil die in ihr wirkenden Kräfte nicht beherrscht, sondern chaotisch zerreißen waren.

Im selben Jahre erschien auch die Novelle „Wälder und Pasternsche in“, die dann später in den 1934 erschienenen Sammelband „Der Sturz aus der Kindheit“ übernommen wurde. Süß und leidenschaftlich zugleich klingt hier das Lied einer jungen Liebe auf, herb, von weher und bitterer Melodie durchzogen, klingt es aus. Auch hier wäre der Stoff zu einem Roman dagewesen, zu einem Entwicklungsroman. Deshalb bleibt in der Novelle noch manches ungeformt, so besonders der Ausgang. Aber immer schlägt uns der Zauber, der Duft der Atmosphäre der Landschaft in seinen Bann, bezwingt uns das schwermütige und sehnüchtige und doch so leidenschaftlich glühende Lied einer tiefen jungen Liebe. Und auch hier wurde im Wort des Dichters seine Heimat gegenwärtig.

Diese deutsche Heimat im Südosten Europas, das zunächst oft verweilte und immer leidenschaftliche Ringen um sie erfährt und erschütterte uns auch in Zillichs Lyrik (1924 „Strömung“, 1929 „Strömung und Erde“, heute beide bei Krafft und Drottleff, Hermannstadt, 1935 kam bei Langen-Müller, München, der neue, um eine ganze Anzahl Gedichte erweiterte Lyrikband „Komm wie was will“ heraus). Manches ist hier am Anfang noch nicht genügend verdichtet, noch nicht reiflos und zwingend gebannt in Wort und Bild. Doch immer mehr kommt Zillich weg von der Dual und der Wirrnis der Gefühle des Jäh, findet er von dessen verzweifelndem Suchen in dieser Welt, dem Suchen nach deren und seines Seins Sinn, zu seiner Sendung. Und die heißt, wie er in der zunächst qualvoll suchenden, gepeinigten sich auflehnenden „Döstlichen Elegie“ erzählt: „In diesem Land zu fäen, das keines Geistes Brausen mehr erfährt“. In dem Lied „Siebenbürgen“ wird wohl auch das Leid, die Not des Leides gegenwärtig, aber hier jubelt die trostige, kämpferische, immer noch, auch heute, ungebrogene Kraft der Siebenbürger Sachsen auf. In Siebenbürgens Weiten stürzen wohl die Winde, die Stürme auf Siebenbürgens Knaben, aber es flirrt im Tannenbrausen „und sie wachsen unsere Knaben!“. Auch in ihrer Form lösen sich die Gedichte immer mehr von allem Uebersteigerten des Expressionismus, immer voller und mächtiger sich aufschwingend wird der Ton der hymnenartigen Strophen. Ihr Dichter ist ganz zurückgekehrt zur Erde der Heimat, zu deren ewigen Kräften. In dem, den Eltern dargebrachten großen Lied „Strömung und Erde“ heißt es: „Ich aber, der aus Erde geworden, und stürmische Fahrten zu Städten geflogen, ich kehre zurück und baue gefunden, im Fleische des Bodens ein wachsender Baum.“ Die völkische Not der Siebenbürger Sachsen, die ist auch in den neuen Gedichten von „Komm wie was will“, vor allem in den zehn „Sonnetten in die Zeit“ und in „Deutsches Lied in Siebenbürgen“, aber jetzt klingt sie aus, schwingt sie froh und kraftvoll zugleich sich auf in Zukunftsgläubigkeit.

Welch urwüchsiger, kraftvoll saftiger Humor auch in Zillich steckt, das verraten am schönsten und am ausschließlichsten die 1925 erschienenen, in ihrer gesunden Verbheit großartigen „Siebenbürgischen Geschichten“ (heute ebenfalls bei Krafft und Drottleff, Hermannstadt), die 1930 dann in „Der Toddergerch und andere Geschichten“ (Verlag der Markusdruckerei, Schäßburg) eine Fortsetzung erfuhren. Hier wird der ganze siebenbürgische Lebensraum mit all seiner urtümlichen, bodenständigen Kraft, mit all seinen Originalen gegenwärtig. Beim Lesen dieser tollen Schnurren und Schwänke wird man von einem bald stillen, bald sehr lauten, doch stets urgesunden Lachen durchschüttelt. Hier wird der ganze innere Reichtum des Menschen und damit auch des Dichters, des Schöpfers Zillich auf eine sehr köstliche Art sichtbar, die Spannweite seines Wesens.

Die reifen Werke

In dem 1934 herausgekommenen, oben ja schon erwähnten Novellenband „Der Sturz aus der Kindheit“ (bei L. Staadmann, Leipzig), der in sich frühere und neue Arbeiten vereinigt, ist vor allem die Titelnovelle ganz ausgezeichnet. In farg verfallener, doch ungemein eindringlicher Gestaltung wird hier die gläubige Welt eines Kindes gegenwärtig, erfahren wir, wie diese Welt erschüttert wird, immer mehr erschüttert wird durch die Verlogenheit der Erwachsenen, bis sie jäh zerbricht und der kleine Peter nun wirklich ganz allein in der harten und oft so verlogenen Welt seiner Erwachsenen steht. Hier ist der große, völlig unpsychologische Erzählerstil unserer Zeit, der oft scheinbar nur andeutet und der doch gerade darin, in dieser Verhalteneheit, die Dinge und die Erscheinungen der Welt, die Vorgänge, das Leben der menschlichen Seele wirklich fassen kann, fassen kann in ihrer Objektivität selbst, in ihrem Sein.

Eine echte Novelle ist auch die preisgekrönte Arbeit „Der Urlaub“. Am einmaligen Ereignis wird hier das Sein eines Menschen in seiner Ganzheit erschüttert, in der Wiedergabe sichtbar gemacht und in seinem Ablauf, in seinem inneren Gang geformt, er selbst also verwandelt. Hier wird die eigene, die Menschen mit der Ausschließlichkeit ihres Anspruches, der Strenge ihrer Forderungen formende Welt des Krieges gegenwärtig. Zu der Gruppe der reifen Werke gehören auch die vor zwei Jahren erschienene Erzählung „Die Reinerbachmühle“ (in Neclams Universalbibliothek) und die sieben in Langen-Müllers „kleiner Bücherei“ herausgekommene Novelle „Der baltische Graf“.

Das Hauptwerk Heinrich Zillichs ist aber bis jetzt sein großer, weit sich spannender Roman aus dem südöstlichen Raum „Zwischen Grenzen und Zeiten“ (bei Albert Langen/Georg Müller, München). Wir haben das Buch bei seinem Erscheinen im Oktober des vergangenen Jahres im „Stuttgarter N.S. Kurier“ ausführlich gewürdigt. Wir können heute nur betonen, daß es das wichtigste und auch künstlerisch stärkste Werk ist, das im vergangenen Jahr an deutscher Dichtung erschien. Zillich gibt in diesem auch äußerlich großen, an die 650 Seiten fassenden Buch nicht nur das Schicksal Siebenbürgens im Umbruch unserer Zeit, sondern die ganze Weite und die Vielfältigkeit und damit auch die Spannungen des alten österreichisch-ungarischen Doppelreiches werden aufgerissen. „Zwischen Grenzen und Zeiten“ ist ein eminent politisches Buch. Als leidenschaftlich uns alle fordernder Aufruf steht es vor uns. Gestaltet in der Wucht des Wortes eines Dichters, Hermann Dannecker.

Der Siebenbürger

Heinrich Zillich

Der Mensch:

Heinrich Zillich's Vater ist der Sohn eines Banater Schwaben, den seine Wanderjahre nach Siebenbürgen verschlugen und der dort als Meister sesshaft geworden war. Der Vater von Zillich wuchs in Hermannstadt auf, ging dann auf Wanderschaft ins Österreichische und kehrte schließlich nach Siebenbürgen zurück, wo er sich bis zum Direktor einer großen Zuckerfabrik in Kronstadt emporarbeitete.

In Kronstadt wurde Heinrich Zillich am 23. Mai 1898 geboren. In Kronstadt wuchs Heinrich Zillich auf, „umhütet von der gefühlstiefen und opfermutigen Liebe der Mutter, von der Heiterkeit, dem beweglichen Geiste und der Güte des Vaters“.

Nach Besuch einer ungarischen Fabriksschule mit Einzelstunden in Deutsch am Nachmittag, wechselte Heinrich Zillich in das berühmte evangelische Honterusgymnasium in Kronstadt, hatte nun deutsche Lehrer und deutschen Unterricht und „wuchs bewußt ein in die Lebenswelt meines Volksstammes, dessen Geschichte unerhört groß ist“, wie er meint.

Da brach der Krieg aus. Zillich drückte noch die Schulbank als Sechzehnjähriger. Wurde durch den Kriegsausbruch das äußere Leben der Jugend Siebenbürgens auch kaum verändert, so war er doch Anstoß, der es, wie Zillich sagt, „uns innerlich weitete“.

Aus dem wachen nationalen Empfinden der Auslandsdeutschen sah die Jugend jede Schlacht als die ihrige an, man spürte die Weltwende und wollte dabei sein

Nach der Kriegseisepfprüfung im Jahre 1918 konnte Zillich endlich als Einjährig-Kriegsfreiwilliger bei den Tiroler Kaiserjägern einrücken und stand bis zum Ende des Weltkrieges in der Südfront. Nach dem Zusammenbruch und nach fast drei Jahren Frontdienst wurde durch die Einverleibung Siebenbürgens in Rumänien im Februar 1919 Zillich in die rumänische Armee als Offizier eingezogen und machte den Feldzug 1919 gegen das bolschewistische Ungarn mit als „eine wichtige Zeit für mich“, wie er meint, denn er lernte dadurch nicht nur das ungarische, sondern auch das rumänische Volk sehr genau kennen. Und nach diesem Feldzug, den er zuletzt beim Obersten Kommando als Kurieroffizier mitmachte, stürzte er sich in das Erlebnis Deutschland!

„In Deutschlands schwerste Zeit, in Deutschlands bewegteste Stadt kam ich . . .“, spricht Zillich und fügt dazu: „Ein Weg durch Labyrinth . . .“

Während seines ganzen Studiums blieb er in Berlin, wo er im Jahre 1923 auch promovierte.

1924 war Zillich wieder in seiner Heimat, gründete dort einen Verlag, und die literarische Zeitschrift „Klingor“, die sich bald zur führenden deutschen Kulturzeitschrift Rumäniens entwickelte und als geistig führendes Blatt der jungen Generation der Deutschen in Rumänien unter der tatfrohen Leitung von Heinrich Zillich auch die einzige literarische und kulturpolitische Zeitschrift der Deutschen geblieben ist. Seine Brotberufe wechselten noch wiederholt bei Zillich, er wurde Schriftleiter bei der Kronstädter Zeitung, leitete vorübergehend auch die Siebenbürgische Handelszeitung in Kronstadt, nebenbei, oder besser gesagt, in der Hauptsache, aber wirkend für die innere deutsche Festigung und Entwicklung, wozu seine Zeitschrift Sprachrohr war. Zillich ist nunmehr mit dem Dichterprijs der Stadt Berlin ausgezeichnet worden.

Sein Werk:

Wenn wir das Werk und das volk-kulturelle und politische Schaffen von Heinrich Zillich würdigen wollen, so müssen wir voranstellen die Leistung, die er mit seiner Monatschrift „Klingor“ vollbracht hat. Diese Zeitschrift wurde mit den Beiträgen zu Fragen und Problemen der Volkskultur Siebenbürgens eine entschiedene Stimme im geistigen Kampfe. Zillich meint über die Entwicklung und die Leistung seiner Monatschrift mit Recht und Stolz: „Es ist für mich und meine Freunde, die tätig an der Zeitschrift mitschufen, ein schönes Bewußtsein, daß auch fremdes, ehrliches Volkstum sich von uns begriffen, mitgefördert und verstanden fühlt.“

So riet und stritt die Zeitschrift „Klingor“ und bestand in dem harten Kampf alle Nöte, selbst die Verwirrung des Volkes, und faßte immer mehr die geistigen positiven Leistungen, besonders der Literatur und der weltanschaulichen Entscheidung aus dem deutschen Volkstum Rumäniens zusammen

Und „mit ihr verbunden“, sagt Zillich, „bildete sich mein dichterisches Werk über zwei Gedichtbände hinweg zu mehreren Novellenbüchern — es wurde auch im Reich nicht übersehen, und so flocht sich in Arbeit und Bemühen, tief unterströmt von Sturm und Erlebnissen, später von Heim, Frau und Kindern, der Kreis meines Lebens aus der Heimat in den größeren deutschen Geistesraum hinein, den ich vielleicht weiter aus-

Berlin 21.5.37

"Nazionalsozialistische Landpost"

gespannt sehe als viele Reichsdeutsche — denn ich erkenne unser Volk immer wieder in dem Riesenland zwischen Vogesen und den russischen Steppen, dichtgedrängt oder weit vereinzelt, als eine über die Staaken hinwegschaffende gottgewollte Einheit des Fühlens und geistigen Wirkens

Und von dieser gottgewollten Einheit des Fühlens und geistigen Wirkens kündet das Werk des Siebenbürgers Heinrich Zillich.

Schon auf der Schulbank und im Schützen-graben dichtete er Aber noch war er nicht reif, und auch sein erster in Berlin während seiner Studentenzeit entstandener Roman, der „mit der Unbeherrschtheit der Jugend gleich alle sieben Weltträfel zu lösen unternahm“, fand, und der Dichter hält es heute lachend für ein wahres Glück, keinen Verleger.

Ab 1923 erschienen in Siebenbürgen (bei Krafft und Drotkoff in Hermannstadt) ein Roman „Attilas Ende“ und eine Novelle

„Wälder und Laternenschein“, die später auch in einem Sammelband seiner Erzählungen Aufnahme fand. Dann eine Monographie „Kronstadt“, weiter die Gedichtbände „Die Strömung“ und „Strömung und Erde“ und eine Sammlung Geschichten „Siebenbürgische Flausen“ und beim Verlag der Markusdruckerei in Schäßburg Geschichten und Erzählungen „Der Toddergerch“.

Im Reich erschienen als Reclambändchen „Die Reimerbachmühle“, eine Erzählung aus Siebenbürgen mit einem autobiographischen Nachwort, dann ein Band Gedichten „Der Sturz aus der Kindheit“ bei Stackmann in Leipzig und schließlich bei dem verdienten Georg Müller-Albert Langen Verlag in München die Novelle „Der Urlaub“ und der Gedichtband „Komme was will“.

Mit der Novelle „Der Urlaub“ hat sich Heinrich Zillich unter die wesentlichsten Dichter Deutsch-

lands gereiht. Mit dem geringsten Aufwand äußeren Geschehens, mit knappen Bildern, hat hier ein Meister der Beherrschung der Form und Eigenart und Schönheit der deutschen Sprache zu einer ausdrucksvollen Kraft der Darstellung gefunden.

Deutsches Heldentum ist hier in unvergeßlicher und unvergänglicher Gestalt festgehalten. Um die einfache Tatsache, daß der Fähnrich Klinghart den Urlaubschein schon hat und trotzdem an der Front bleibt, einen toten Kameraden aus den Feuerlinien zurückholt und wieder Dienst macht und Patrouille geht und das junge Herz zum Siege über das Wesenlose des Krieges führt — all das ist mit einer Klarheit dargestellt, daß man diese Novelle immer und immer wieder lesen muß.

Zillich hat einmal von der Aufgabe gesprochen, Ordnung zu leben, Geist in Form zu setzen durch Leistungen! In seiner Novelle „Der Urlaub“ hat er dies vollbracht. Hans Hofmann-Orzberg.

Auslanddeutsche Dichtung

Heinrich Zillich

In Heinrich Zillich, der im fremden Land inmitten fremder Völkerschaften als Deutscher geboren wurde, ist die schicksalsschwere Frage der Erhaltung des deutschen Lebensraumes im Osten und Süden außerhalb der Reichsgrenzen zum drängenden Trieb der dichterischen Gestaltung geworden. Millionen von Deutschen haben den Kampf um die Erhaltung und Sicherung ihres deutschen Erbes zu führen. Diesen Kampf eines großen, völkisch bedeutsamen Schicksals hat Heinrich Zillich in seinem Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ (Verlag Albert Langen-Georg Müller) gestaltet, einem Buch, das in Würdigung einer ebenso hohen künstlerischen Reife wie seiner völkisch-politischen Bedeutung soeben mit dem Literaturpreis der Reichshauptstadt ausgezeichnet wurde. Dieses zeitnahe Werk ist als politische Dichtung in jenem völkisch vertieften Sinne anzusprechen, als sich hier aus den Kämpfen und Schicksalen eines großen, vom Mutterlande getrennten und doch nach wie vor deutsch fühlenden Volksteils das Bild einer Zeitgeschichte formt. In der Schilderung einer Fabrikfieberblut bei Kronstadt wird die Selbstbehauptung des siebenbürgischen Volkes neben Ungarn, Rumänen und Juden zum erschütternden Bild der politischen Not der Heimat. Von 1898 bis zum schmachvoll aufgezwungenen Friedensvertrag mit seiner Willkür und Völkerverletzung spannt sich der Bogen des Romans. Er wird getragen von der Jugendgeschichte des Luz Rheins, der in die Not seiner Heimat hineingeboren wird, wie sie schon vor der gewalttätigen Bestimmung des Kriegsendes in steter Bedrängung durch fremde Völker ihr Deutschtum verteidigen mußte. Der Krieg, von Luz und seinen Kameraden an den verschiedenen Fronten erlebt, bringt den lange gehegten Hoffnungen einer völkischen Selbstbestimmung keine Erfüllung, sondern reißt noch einmal und jetzt erst recht die große Schicksalsfrage des Deutschtums auf.

Deutsche Menschen, Männer, Frauen und Kinder, haben in Böhmen ihr Selbstbestimmungsrecht gefordert und damit nichts anderes gewollt, als über ihr eigenstes deutsches Land zu entscheiden. Aber fremde Gewalt wurde zum Frevel am deutschen Recht. Die junge Generation muß den Rechtsraub an den deutschen Gebieten sehen. Aber mit einem Ruhm wie kein anderes Volk geht die deutsche Schicksalsgeneration in ihre Not. Sie wird ja von Tag zu Tag schuldloser, wenn ihre Schuld an dem gemessen wird, was ihr getan wurde. In ihren Söhnen ist aber die Hoffnung stark, das Volk wieder groß und rein zu machen. Die Gefallenen werden auferstehen, weil ein Volk gepeinigt worden ist, das groß ist und niemals Niederträchtigkeiten wie den Hungerkrieg versuchte. Das weiß die junge Generation, die an der Front stand, das wissen Luz und seine Kameraden; vom Geist der Front wird die Erneuerung kommen.

Wenn von Hellsdorf, von Brendorf und den anderen deutschen Dörfern die Glocken ertönen, ineinander ver-

schmelzen und doch getrennt, nah einander und doch fremd, dann sind sie wie das Schicksal, das eines ist und verschiedenerlei. Wenn dann wie aus graustiefer Ruhe die große Glocke von Kronstadt dröhnt, scheinen die anderen wie Kinder zu sein und nach dem Vater zu rufen.

Dem auslanddeutschen Kriegsmenschen muß die Not seines Volkes als ein Wille der Vorsehung erscheinen, die nichts ohne Sinn läßt und das Läuterungsfähige, das Große nicht ohne Auferstehung.

Zillichs Roman ist ein starkes Buch von der Volkszerissenheit und dem Schicksalskampf der deutschen Seele. Bekennt der Dichter doch, daß ihm aus seinem eigenen Leben der Inhalt des Romans erwachsen sei. Er ist erst da, wenn das Volk im tiefsten bewußt geworden, als er das Art-eigene an anderer Art erlebte. Sein Volk, das deutsche, so meint er, sei groß genug, anderer Völker Wesen und Recht zu begreifen und in Spende und Bewahren sich zu erfüllen.

Mit den geschichtlichen Ereignissen und Volkschicksalen verbindet sich eine starke dichterische Gestaltung der kämpfenden Menschen und ihrer Lebensentwicklung. Der Dichter vermag auch das zarte Liebeserlebnis in den schweren Klang seines völkischen Dramas einzubeziehen. Hier ist uns ein neues und nicht minder bedeutsames Epos vom Volk ohne Raum beschied.

Wie Zillich hier die Kräfte seiner Gestaltung aus der geistigen Tradition seines Volkes und aus den eigenen Bereichen seiner Heimat holt, so wird auch ein ähnlich reiner und völkisch gestimmter Ton in den jüngst erschienenen Gedichten „Komme was will“ spürbar. Das eigene Ringen empfängt aus dem großen völkischen Kampf der Nation seine innere Kraft und Bedeutung.

Wir nennen hier auch die Meisternovelle „Der Urlaub“, mit der Zillich sich als einer der formstärksten Gestalter des jungen Schrifttums ausgewiesen hat. In knapper, sprachlich eindringlicher Form wird auf den sittlichen Gehalt der Novelle vorgestoßen. Aus den Kämpfen und den Monte Majos zu Ende August 1918 kehrt sich ein junger Jährlich nach dem stillen Frieden seiner Heimatwälder zurück, woran ihn die Erinnerung seiner Jugendtage bindet. Schon steht ihm der Urlaub bevor, aber da ruft ihn noch einmal der tote Freund, den er aus dem Frontabschnitt holt und die Pflicht des Opfers und der Kameradschaft in sich zum stillen Heldentum erneuert. Erst als ihm die kühne Leistung gelingt, fühlt er seelisch den Weg frei.

Zillichs Dichtung ist aus den Wandlungen und Bewegungen seines neuen Volksgefühls erwachsen. Sie verweilt niemals bei einer Schilderung, die rein um ihrer selbst willen bestünde. Der große Einfluß aus den sittlichen Kräften und Möglichkeiten eines Volkes, die endlich einmal auch die noch so starke Gewalttätigkeit einer fremden Willkür sprengen müssen, ist zur erlebten Gewißheit seines Werkes geworden und formt von hier aus das Gesicht eines neuen Menschen in Tat und Opfergemeinschaft.

Dr. Josef Michels

„ARGUS“ Nachrichten-Bureau G. m. b. H.
Berlin SW 68, Wilhelmstr. 113
Fernsprecher: 19 47 97

Münsterischer Anzeiger,
Münster

Nr. 280

24. 6. 37

Heinrich Zillich, der Dichter Siebenbürgens

Münster, 24. Juni.

Der Siebenbürger Heimatdichter Dr. Zillich liest heute abend um 20 Uhr auf Einladung der Grenz- und Auslandsabteilung des Gebietes Westfalen in der Aula des städtischen Gymnasiums aus seinen Werken.

Seit uns bewußt geworden ist, daß die 30 Millionen Deutschen, die jenseits der Reichsgrenzen leben und schaffen, genau so zum Ganzen unseres Volkes gehören wie die Binnendeutschen des Reiches, haben wir auch das Schrifttum dieser Außendeutschen erst so recht entdeckt. Wer sich in diese Dichtungen der Grenz- und Auslandsdeutschen vertieft, erkennt bald, daß es da nicht bloß um wohlgemeinte Reimereien geht, sondern daß dieses Grenz- und Auslandsdeutschtum unserem Volke eine große Zahl bedeutsamer Dichter schenkte und nun erst recht schenkt. Keine auslandsdeutsche Volksgruppe freilich hat in den letzten Jahren so reiche Werke der Erzählerkunst und der Lyrik hervorgebracht wie Siebenbürgen. Seit achthundert Jahren bewahren die Deutschen Siebenbürgens ihr ererbtes deutsches Volkstum und wissen es allen Gefahren zum Trotz in Sprache und Blut und in Boden und Brauchtum immer wieder vom Großvater auf den Enkel weiterzuvererben. Aus dieser reichen Volkstradition wächst nun ein eigengeprägtes Schrifttum, das sich in unserer Epoche des deutschen Wiederaufstieges doppelt freudig zur gesamtdeutschen Haltung bekennt.

Meschendorf, Zillich und Wittstock sind augenblicklich die Hauptvertreter dieses Siebenbürger Schrifttums, das in farbenhaften Bildern und in einer urwüchsigen Sprache vom kampfreichen Schicksal dieser Volksgruppe und von der Eigenart ihrer liebenswerten Menschen kündet.

Der nun bald vierzigjährige Kronstädter Dr. Heinrich Zillich, der heute in Münster weilte, um aus seinem Werk zu lesen, gehört weit über den Bereich des Dichterischen hinaus zu den interessantesten unter den gegenwärtig führenden Köpfen Siebenbürgens. Die von ihm begründete Zeitschrift „Klingor“ ist das kulturelle Zentralorgan der Deutschen Siebenbürgens. Früh schon verstand er es, nach seiner Heimkehr aus dem Weltkrieg, alle die volksbewußten Kräfte des Landes, vorab die jüngeren, um sich zu sammeln und mit ihnen gemeinsam den Entwurzelnden und wankend Gewordenen, aber auch allen machtpolitischen Ueberfremdungsversuchen entgegenzutreten und mit reifen künstlerischen Leistungen völkischen Gepräges, aber auch mit einer kulturpolitischen Planung auf nationaler Grundlage.

Sein eigenes dichterisches Werk hat sich sowohl im Raum der Erzählerkunst als auch im Bereich der Lyrik zu einer in sich ge-

rundeten Gestalt und zu einer meisterlich bewältigten Fülle der Lebensformen durchgerungen, die höchsten Ansprüchen gerecht wird. Schon seine frühen Novellen „Wälder und Vaterland“ wiesen den kommenden Weg dessen, der mit wenigen Strichen das Menschenbild seiner Heimat lebhaftig vor uns hinstellt und vermag und der in Tönen und Farben das atmende Ganze Siebenbürgens in all seiner Not, in all seiner landschaftlichen Schönheit und in all seiner Zuversicht immer wieder vor uns ausleuchtet. Die „Siebenbürgischen Fäulen“, diese köstliche Sammlung heimatischer Anekdoten, legte dann die Quelle der Volksüberlieferung bloß, aus der Zillich schöpft. Die Novellensammlung „Stunde aus der Kindheit“ und manche andere seiner knappen und so lebenshaft geladenen Erzählungen ließen ihn immer mehr auch als tiefen Kenner der Menschenseele erkennen. Sein episches Meisterwerk liegt nun freilich im weitumspannenden Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ vor. In diesem mit vielen autobiographischen Zügen berichteten auslandsdeutschen Entwicklungsroman sehen wir die Siebenbürger Söhne der alten Donaumonarchie hineinwachsen in die immer stärker sich entfaltenden Nationalitätenkämpfe und in die Krise des Weltkrieges, den sie Seite an Seite mit den reichsdeutschen Brüdern bestehen. Es ist der Entwicklungsroman einer ganzen Altersschicht, und neben dieser schwierigen Weg der jungen Deutschen Siebenbürgens steht zugleich, in unmittelbarem Neben- und Gegeneinander, das der jungen Rumänen und Ungarn und Juden. Noch nie bisher haben wir so tief in den Werdepfeil dieser völkischen Not und Bewährung.

Der Lyriker Zillich aber ist seit seinem frühen Band „Strömung und Erde“ zum sprachgewaltigen Ruder und Odenmacher der berühmten Sammlung „Komme was will“ geworden, deren Titel schon den Geist der Kampf- und leiderproben Beharrung spiegelt, der in der Willenshaltung und Lebensauffassung, im Weltbild und in der Bodentreue, der Volkstreue dieser stolzen und zuchtvollen Dichtungen zum Ausdruck kommt.

In diesem Jahr wurde Zillich der Schriftumspreis der Stadt Berlin und der Volksdeutsche Dichtpreis des Stuttgarter Deutschen Auslandsinstitutes verliehen. Die Binnendeutschen gaben mit diesen hohen Auszeichnungen zu erkennen, daß sie das Wort Zillichs verstanden haben, und daß sie in seinem Werk mit das Wichtigste erkennen, das uns heute nicht nur die auslandsdeutsche, sondern die deutsche Dichtung schlechthin zu bieten hat.

Prof. Dr. Kindermann.

9. Sept. 1937

Junge Dichter unserer Zeit

Heinrich Zillich

Mit Stolz und Freude wissen wir, daß wir in unserer Zeit wieder eine lebendige und kraftvolle deutsche Dichtung haben.

Mit Stolz und Freude erfüllt es uns in besonderem Maße, daß dieser Aufschwung der Dichtung nicht an den Grenzen des Reiches haltmacht, sondern das gesamte deutsche Volkstum erfaßt hat. Zeugnis dieses gesamtdeutschen Aufschwungs ist die Blüte der siebenbürgisch-sächsischen Dichtung.

Adolf Meschendorfer hatte bereits in der Vorkriegszeit den Grund zu diesem Aufschwung gelegt, indem er in seiner Zeitschrift „Die Karpathen“ 1907—14 einen von hohem Mute zeugenden Kampf gegen das Dilettantentum führte. Heinrich Zillich, wie der ältere Meschendorfer in dem alten trostigen deutschen Kronstadt am Karpathenfuße 1898 geboren, ist der Vorkämpfer der jungen deutschen Generation in Siebenbürgen geworden. Kein reinblütiger „Sachse“ — nur von der Mutter her hat er siebenbürgisch-sächsisches, d. h. mofelfränkisches (in Kronstadt auch viel flandrisches) Blut. Der Vater war Banater „Schwabe“ — die „Schwaben“ des Banats kamen aus Bayern, Österreich, Baden, Pfalz —, und so vereinigen sich in Zillich die beiden Hauptstämme der Deutschen in Rumänien.

Zillich ist vom Weltkriegserlebnis geprägt worden. Der Achtzehnjährige zog als Tiroler Kaiserjäger ins Feld und erlebte die schweren Kämpfe an der Südtiroler Front. Sein größ-

tes Werk, der Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ (1936, Verlag Langen/Müller, München), ist die Darstellung des Weltkrieges in Österreich und seiner Einwirkungen auf die deutschen Siedlungen im Karpathenraum. Als gewaltiges Schicksal ist der Krieg im großen deutschen Kolonialraum des Südostens gestaltet worden. Ein Werk von packendem Schicksalserleben, männlicher Festigkeit, völkischem Willen und einer Erzählfkunst, die vom ersten bis zum letzten Buchstaben gefangennimmt!

Überhaupt: Zillich ist einer, der erzählen kann! Wie viele schreiben heute in Deutschland so herrlich beseelte und zugleich so spannende Geschichten wie die unvergleichliche „Reinerbachmühle“ (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 7304)? Oder die prachtvollen Kriegsnovellen „Der Urlaub“ und „Der baltische Graf“ (Langen/Müller, München. Kleine Bücherei)?

Sein zweites Erlebnis ist Siebenbürgen, die Heimat. Im bäuerlichen Boden der Heimat hat er seine stärksten Wurzeln. So spricht es eins seiner feinen und tiefen Gedichte aus:

Ich aber, der aus Erde geworden
und stürmische Fahrten zu Städten gepflügen,
ich kehre zurück und baue gefunden
im Fleische des Bodens, einwachsender Baum,
der langsam und mächtig Wurzeln zur Tiefe,
die ewigen Arme in Erde taucht.

Zillichs Lyrik ist von seelenhaftem Klang, tiefer Naturzugehörigkeit und unerschütterlichem



Heinrich Zillich

Aufnahme: Fritz Pörschke

Lebenswillen. So tönt es aus seinen Gedichtbänden „Strömung und Erde“ und „Komme was will“ (Langen/Müller). Ein kurzes Gedicht stehe hier als Zeugnis seines Lebensglaubens:

Lied zum Wein

Wozu das Leben wie ein Krämer wiegen?
Wie ich es binde, wird es fein;
nur meine Kleider wäscht der Regen.
Die Freuden lese ich allein.
Am Leime bleibt die Fliege kleben.
Im Rausch besiege ich die Zeit.
Ich hab' manch rundes Jahr zu leben
und nach dem Tod die Ewigkeit.

Dr. Walther Linden.

7.12.1937

Heinrich Zillich, ein volksdeutscher Dichter.

Nach zwei Seiten hin ist das Schaffen des Siebenbürger Sachsen Heinrich Zillich für uns Deutsche bedeutsam: Zum ersten ist er der Gestalter der Welt seiner Heimat, die Mittelpunkt all seiner Erzählungen und seines großangelegten Romans „Zwischen Grenzen und Zeiten“ ist, zum andern aber ist er der anerkannte Wortführer des Auslandsdeutschtums, der ewige Mahner an die Binnendeutschen, der Rinder deutscher Not außerhalb der Grenzen des Reiches. Der Dichter Heinrich Zillich wurde ausgezeichnet mit dem Literaturpreis 1937 der Reichshauptstadt Berlin, der Auslandsdeutsche Heinrich Zillich erhielt den Volksdeutschen Schrifttumspreis 1937 des Deutschen Auslandsinstituts in Stuttgart.

Es ist eine Welt für sich, die Zillich in seinen Dichterwerken gestaltet, die Welt jener Siedler, deren Vorfahren im 12. und 13. Jahrhundert, gerufen von ungarischen Königen, nach Siebenbürgen strömten, um hier das ganze Abendland an den bedrohtesten Grenzstellen zu schützen. In einer fast achthundertjährigen Geschichte prägte die gemeinsame militärische Aufgabe die siebenbürgischen Deutschen zu einem einheitlichen Volk um. Nur in dieser Einheit war es befähigt, seine große kriegerische Bewährung an den Toren des ewig unruhigen Ostens zu erweisen und daneben große und weitreichende kulturelle Leistungen für das gesamte Deutschland zu vollbringen. Aus diesem

Volk der Siebenbürger Sachsen kommt der im Jahre 1898 in der Nähe von Kronstadt geborene Heinrich Zillich. Er besucht das altberühmte Honterusgymnasium in seiner Heimatstadt und kämpft 1916 bis 1918 als Tiroler Kaiserjäger an der italienischen Front. Nach dem Zerfall der alten Monarchie nimmt er am rumänischen Feldzug gegen das rote Ungarn teil und dann widmet er sich ganz seiner volksdeutschen Aufgabe, die er klar wie kein Zweiter erkennt.

Die ganze Welt Siebenbürgens mit seinen stolzen Dörfern, Märkten und Städten wird offenbar in dem großen Romane „Zwischen Grenzen und Zeiten“ und wir erleben hier kämpfendes Deutschtum, das sich, umlagert von fremden Völkern, täglich und stündlich bewähren muß. Ein wirklicher Dichter bündelt hier einen Stoff von gewaltigem Ausmaß und unerhörter Spannung. In diesem Werke hat Zillich das Epos des Auslandsdeutschtums geschaffen, das zäh und verbissen die deutsche Scholle verteidigt seit Jahrhunderten, das, immer auf sich allein gestellt, unbeachtet und unbedankt seine deutsche Pflicht tat und die Märtyrerkrone trägt, seit es fremden Boden unter seinen Pflug nahm und fremden Völkern vom Reichtum deutscher Seele schenkte.

Aus dieser Enge des siebenbürgischen Raumes, den er dichterisch gestaltet, stößt aber Zillich vor in den gesamtdeutschen Raum. Wie kaum ein zweiter sieht er die Aufgaben des Reiches, erkennt er blitzartig die veräußerten Möglichkeiten und verfolgt den Ablauf der Geschichte unseres Volkes in völlig neuer Schau. Und Heinrich Zillich hört den Anruf des Schicksals und wird zum Kämpfer für das Auslandsdeutschtum. Immer wieder ruft er die Binnendeutschen auf und zwingt sie zum Anblick der Not der

Deutschen außerhalb des Reiches. Und wenn heute die Binnendeutschen erstmalig ihre Verpflichtung gegenüber den Deutschen außerhalb des Reiches begreifen, so hat der Dichter Heinrich Zillich seinen gebührenden Anteil an diesem Erwachen.

Scharf und klar hat der Dichter die Aufgabe des auslandsdeutschen Schrifttums umrissen: „Erst wenn das gesamtdeutsche Volksgefühl soweit gefestigt ist, daß der unbekannte Mann in der Masse, die Frau und das Kind unter einer Rechtsverletzung, die Auslandsdeutschen widerfährt, wie unter einem selbst erlittenen Schlag zusammenzucken, erst dann hat das auslandsdeutsche Schrifttum die Tiefen der Volksseele befruchtet, erst dann wird es überall ein gesamtdeutsches Erleben, eine gesamtdeutsche Haltung und lebendige Verbundenheit geben. Und dann ist eine Knechtung deutscher Menschen unmöglich, denn niemand wird Deutschen Unrecht tun, wenn dieses zu einem Empörungsturm führen muß, der den ganzen weitgestreckten Volksleib über die Erdteile hinweg erfährt, wenn die Ehre der Unterdrückten als Ehre des ganzen Volkes empfunden wird.“

Unter den deutschen Dichtern, die ihre Aufgabe in unserer Zeit und Lage wirklich begriffen haben, steht Heinrich Zillich, der Soldat der österreichischen Armee, deren glänzende Waffentaten er in seinen Erzählungen begeistert schildert, in vorderster Linie.

Dr. Anton Haasbauer.

Die Neue Literatur

Herausgeber Will Wesper

Juli 1938

Heinrich Zillich

Von Herman Roth

Als das dunkle Gewittergewölk des Sommers 1914 mit einer vergehenden Epoche europäischen Daseins die „Karpathen“ Adolf Meschendörfers im siebenbürgischen Kronstadt verschlang und nur noch die alten Berge, die jener Zeitschrift den Namen gegeben hatten, am Rand der Heimat in den unheil-drohenden Himmel aufstiegen, war Heinrich Zillich kaum sechzehn Jahre alt. So mag er wohl ohne nachwirkende literarische Eindrücke aus diesem Raum 1916 ins Feld gegangen sein, beschwert im Herzen allein von noch nicht zu Ende geträumter Kindheit und beseligt erfahrener Heimatliebe, wenngleich zu vermuten ist, er werde die „Leonore“ Meschendörfers in tiefen Zügen gelesen haben, und daß unter Herbststernen der Zinnennacht Verse von Kosztolányzy und Andreas Bdy ihm geleuchtet und einige wellende „Asterne“ von Eduard Schuller sich dem Knaben in der sinnenden Hand vom Stengel gelöst haben könnten. Dagegen wird ihm die Schullektüre die großen Dichtungen der deutschen Literatur eher entfremdet als angenähert haben, und es war somit vor allem Dehmel und Nietzsche, von denen er später als den unauslöschlichen Jugenderlebnissen der Poesie des öfteren sprach, die er als tiefe Ahnung von den Erschütterungen menschlichen Gefühls in der Dichtung auf seinen Kriegerweg mitnahm.

In den zerfallenden und auflösenden Monaten nach dem Zusammenbruch 1918 – niemand wußte, daß die Zeit und das allmächtige Schicksal zwei siebenbürgisch-sächsischen Jünglinge, Kronstädter Schul- und Frontkameraden, nicht nur zu Männern, sondern auch zu Dichtern geschmiedet hatte – erschienen in der unruhig lodernenden und rasch erlöschenden neuen Zeitschrift „Das Ziel“ die ersten Gedichte und Prosastücke Heinrich Zillichs zugleich mit den dämonisch zerwühlten Entwürfen Erwin Neustädters. Die Zeitschrift, von einer nach allem Neuen allzu gierig greifenden, lockeren Hand geführt, hat im Laufe der

wenigen Monate des Bestehens vieles veröffentlicht, worüber der Schleier des Vergessens gebreitet sei. Aber sie war eben doch zugleich der Ort, wo sich verheißungsvolle junge Kräfte regten, und es wäre unrichtig zu verkennen, daß sie für die meisterliche Kunst Walter Teutschs, Hans Eders und Fritz Kimmis und auch für vergänglichere neueste „revolutionäre“ Versuche Verständnis zu erschließen unternahm, dem versüßlichten Operettenkitsch der Nachkriegstheater den weithin hallenden Kampf ansagte und gegenüber einer Goldschnittlyrik, unter Ablehnung Heines wie Werfels und Zweigs, durch geschlossene Auswahlen der Gedichte Johann Christian Günthers, Goethes, Hölderlins, Nietzsches auf den ewigen Schatz deutscher Lyrik von Claudius und Mörike bis Georg Heym und Trautl hinwies. In ihr ist im Frühjahr 1919 neben andern Versen Zillichs die frühe Fassung des Gedichtes „Aus Tag ward Nacht“ erschienen, das dann 1934 in geprägter Form in die erste Ausgabe der Sammlung „Herz der Heimat“ aufgenommen wurde.

Im Anfang des Jahres 1920 kam Zillich zum Studium der Wirtschaftswissenschaften nach Berlin. Wir lernten uns wenige Tage nach seiner Ankunft kennen; und in den dreieinhalb Jahren unseres berliner Beisammenseins hat es wohl kaum einen Tag gegeben, an dem wir nicht einige Stunden gemeinsam verbracht hätten, in bewegtem Herzen die Geschichte der Heimat und des Mutterlandes stets mit uns tragend. Nicht untätig, aber nun nach unsern fünf Kriegsjahren tatenarm, gedankenvoll, aber noch nicht der umwälzenden Idee verpflichtet, haben wir in deutscher Wissenschaft und Dichtung die Schutzwehr und den Halt gegen die Not der kargen, trüben Tage gesucht. Auf unseren ärmlichen Studentenbuden nahmen wir abends die „Ernte“ zur Hand; wir lasen immer wieder den Shakespeare, Mommsen, Görres, Geng, Lagarde, Heinrich von Kleist – und suchten in Büchern Kraft und Hoffnung, während die junge nationalsozialistische Bewegung ihren heiligen Glauben an Deutschlands Erwachen schon in Dienst und Opfer umsetzte. In diesen Jahren schrieb Zillich seine auf trunkenem Schiff mit wehenden Segeln fahrenden Gedichte, unter denen die „Erinnerung“ und das bittere Sterben der „Ballade vom unbekannten Soldaten“ stets zum Ergreifendsten seiner leidenschaftlichen Bekenntnispoesie zählen werden.

Das Erlebnis des Krieges war in einer furchtbaren Leere auseinandergebrochen, die dadurch noch keine sinnerfüllte Deutung fand, daß abendländische Untergangsstimmungen auf Trümmern eine heroische Philosophie des Sterbenmüssens aufrichteten. Die geschichtsphilosophische Verslehre des europäischen Schicksals hätte an dieser Stelle nicht die unabänderlich gesetzgebende Zäsur feststellen, sondern den tragischen Anakoluth wahrnehmen müssen, – so

wie der junge siebenbürgische Dichter die Stimmen, die aus der Tiefe stiegen, gehört, die andringenden Drohungen des asiatischen Ostens vernommen hat, das ewige Chaos erschaut, welches aus den weiten Steppen über ein aus vielen Wunden blutendes, zerrissenes Europa hereinbrechen würde. Mit erstaunlich kühnem Griff bemächtigt sich der Dreiundzwanzigjährige der Gestalt des Herrschers der östlichen Reiche Attila in einem von wildem Geschehen erfüllten Fresko, in dem die graue Schattenwelt der Völkerwanderung unter dem hochaufgerissenen Bogen scheinwerfender Sprache angestrahlt wird. Adolf Meschendörfer hat in seiner Besprechung in der „Kronstädter Zeitung“ vom 26. Oktober 1923 mit großer Anerkennung auf den dichterischen Rang dieses ersten Buches hingewiesen, und Hans Wühr im „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt“ vom 16. September des gleichen Jahres schon damals erkennen können, daß „nicht ein Psychologe ein Dasein entfaltet, sondern ein Magier einen Dämon beschwöre“ – eine Feststellung unpsychologischer Darstellung, der wohl – wie an jedem späteren Werk Zillichs zu erweisen wäre – ein entscheidender Wesenszug des Dichters zugrunde liegt. Aber, aus der grellen Fülle des Zuständlichen, aus den flackernden Leidenschaften des menschlichen Herzens, aus blinder Machtvermessenhaftigkeit erstreckt auch schon in diesem Buch – die Kategorie europäischer Ordnung, Geschlossenheit und Gottgebundenheit unter der Herrschaft der Kirche und in dem Sinnbild des Kreuzes, vor dem der gewaltige Heerhaufen zerstörender Auflösung erliegt. Treten so schon hier die abendländischen Kräfte von Recht und Bindung als Ordnungsgefüge ungedämmter titanischer Gewalt gegenüber – so hat doch die gemeinsame Aufgabe noch keinen tragenden Grund, die Völker selbst sind auf unsteter Wanderung, der große Gedanke des neuen irdischen Reiches deutscher Nation, um welchen der geschichtliche Sinn Zillichs über den großen Gesprächen seines volksdeutschen Romans freisen sollte, ist noch nicht erwacht.

Gewiß, der Osten ist dunkle Bedrohung, Auflösung alter Volkstümer, Brand und Vernichtung, – aber Siebenbürgen blieb dem Dichter das Licht der Kindheit und die Geborgenheit der Heimat unter „Wäldern und Laternenschein“, aus denen der kaum erwachte Jüngling in den Abgrund des Krieges gestürzt war.

Und so schrieb denn Zillich, beginnend mit dem überströmenden Lob der waldausenden Zinne, die glück- und schmerzbelegte Novelle seiner Jugend, ein unablässiges Dankesagen an die Stadt im Osten, der ihre Dichter und Maler – man denke nur an sein Kronstadtbuch und an Meschendörfers berühmten Roman und an die vielen Bilder von Hans Eder und Grete Esaki-Copony, an Fritz Kimmis Zeichnungen – wie wohl kaum andere einem andern Ort der deutschen Erde mit allen Fasern ihrer Existenz verbunden sind: Aus der Sinnens-

haftigkeit der Erlebnisse, durch alle Gefühlsbedrängtheit und Verwirrung der Jugend hindurch, in dem körperlich nahen Atmen der Jahreszeiten steigt der Stadt bewahrende Gestalt. Der Krieg aber ragte erst wie ein Nochunbegreifliches, als ein Ferngewesenes und Stummachendes in die abgewandten sechs Zeilen der Novelle hinein, nur wie um die Erfahrungsbreite des menschlichen Herzens auch über diese Abgründe aufzuweisen: „Ich habe Tornister geschleppt und bin auf Feldwachen gelegen. Ich habe Züge und Kompanien geführt und bin einmal vom Monte Rombo an der Spitze eines Bataillons herabgestiegen, das nach einer Nacht sechsunddreißig Mann besaß. Oben im verknäuelten Drahtverhau blieb einer hängen, der mein bester Freund war“ und es geht weiter: „daß in solchen Jahren die Gedanken andere wurden, ist verständlich. Die Welt ist nicht mehr versponnen und geheimnisvoll; sie ist hart, aber all dies steht auf einem andern Blatt.“

Im Winter 1923/24 saßen in einem Zimmer des „Römischen Kaisers“ zu Hermannstadt zwei Freunde mit dem aus Berlin Zurückgekehrten und legten in langen Besprechungen den Grund zu der siebenbürgischen Zeitschrift „Klingsor“, deren erstes Heft im April 1924 erschien: In ihren Blättern stehen die Zeugnisse der „harten Zeit“, in ihnen erwachte und wuchs der Geist der Sendung und der Pflicht im Ringen um den Sinn des Krieges, aus Kampf, Gehorsam und Dienst an den Aufgaben der Heimat und des Volkes. Und so seien an dieser Stelle die Verse des 1574 gestorbenen siebenbürgischen Dichters Johann Sommer wiedergegeben, der ebenfalls als junger Krieger, nicht älter als der Jillich der italienischen Schlachten, die moldauische Niederlage des Fürsten Heraklides, den Tod des Herzogs und die Niedermeßlung der Getreuen erlebt hatte, auf langen, gefährvollen Irrwegen nach Kronstadt und Bistritz geflohen und schließlich nach Klausenburg gekommen war, um dort – auch ein unbekannter welthistorischer Deutscher! – mit Franz Davidis die unitarische Kirche zu gründen. 1567 schrieb der fünfundzwanzigjährige Dichter der Clades Moldovica die Reges Hungariorum und in ihnen die folgenden Verse auf einen ungarischen König, die mit dem gleichen Recht für ihn selbst wie für den Dichter und Krieger Heinrich Jillich stehen mögen: „Ac velut adversis virtus exercita rebus / Emicat, et quassae lampadis instar habet / Sic iuvenem...“ oder gleich in deutscher Übersetzung: „Und gleichwie Lüchtigkeit in schwerer Lage geprüft zu leuchten beginnt wie eine geschüttelte Fackel, so suchte den Jüngling das Schicksal durch die Gefahren eines dreifachen Krieges heim und fachte selbst seinen Geist zur Flamme an.“

Dreihundertfünfzig Jahre nach dem Tode Johann Sommers leuchtet zum erstenmal und nun seit vierzehn Jahren dieser Geist der Flamme in der Zeit-

schrift des „Klingsor“, und um ihn stehen alle, die ihrem Volk Rede und Antwort geben. Kein wesentlicher Name fehlt in der Reihe der siebenbürgisch-sächsischen Mitarbeiter, wenn wir von den Herausgebern eigener Zeitschriften Richard Esaki („Ostland“), G. M. Schuller („Kirchliche Blätter“) und Adolf Schullerus („Korrespondenzblatt“) absehen; und auch diese drei Männer haben die schöpferischen Aufgaben des „Klingsor“ erkannt und öffentliches Bekenntnis zu ihnen abgelegt. Siebenbürgens und des ganzen Rumäniens deutsche Dichter haben hier in Vers und Prosa oft über die Grenzen von Volk und Heimat hinaus von ihrem Werk gekündet.

Zillich hat ein Recht, im Nachwort der „Reinerbachmühle“ zu sagen: „Die Zeitschrift hatte keine Doktrin, sie konnte nicht verküppeln in Programmen. Sie ist ein Bild und Ausdruck der inneren Entwicklung und Wandlung, kein politisches Organ, doch eine entschiedene Stimme im geistigen Kampfe.“ Und sie hat – sei hinzugefügt – mit ihrer Forderung nach Leistung und geistiger Redlichkeit immer zuerst bei sich selbst Ernst gemacht. Und dieses „unpolitische Organ“ hat nicht nur entschieden, sondern auch bei manchem Anlaß entscheidend mitgewirkt, so z. B. 1930 mit dem Erfolg, daß der Hermannstädter Kirche die alten Meßgewänder unschätzbaren Wertes erhalten geblieben sind. Ebenfalls aus der Mitte dieser Zeitschrift ist zur bedeutungsvollen „Tagung sächsischer Männer“ vom 7. Juni 1931 aufgerufen worden, als es um die Rückgewinnung der notwendigen inneren Widerstandskraft durch eine ausgreifende und nicht nur bewahrende Volkspolitik ging, aus ihrer Mitte auch der Gedanke des „sächsischen Volksoffers“ und ebenso die Gründung der „Gesellschaft der Freunde des Brukenthalischen Museums“ entsprungen – und sie hat schließlich, um nur noch das Wichtigste zu sagen, hellhörig für die aus tiefen Gesinnungsgründen ausbrechende neue Bewegung, die ganze Leidenschaft ihrer Argumente und Überzeugungen eingesetzt, um Fritz Fabritius am Sachsentag des 1. Oktobers 1933 zum Volksfieg zu verhelfen, – obwohl sie nie über politische Machtstellen, wirtschaftliche Machtmittel und eine organisierte Gefolgschaft verfügt hat, sondern allein über die Furchtlosigkeit eines kämpfenden Geistes und sein literarisches Wort.

In das erste Jahr des „Klingsor“, dessen Aufgaben der Neuerweckung und des Zusammenschlusses der geistigen Kräfte mit verantwortlichstem Ernst aufgenommen und betreut wurden, fiel 1924 auch die erste Sammlung der Gedichte Heinrich Zillichs, die nun mit einemmal allen die wogende Erlebnisfülle des jungen Dichters offenbarten, in dieser Zeit begann Zillichs unermüdliche Beschäftigung mit der Geschichte und dem Volksleben Siebenbürgens und ging das Bestreben, sich durch Freilegung früherer Erlebnisfichten der bald bunten,

bald grauen Heimat- und Familienenge mit ihren Spannungen anzunähern. Der beständige Ertrag der drei Bände früher erzählender Prosa findet sich wohl – mit Ausnahme von „Attilas Ende“ und „Wälder und Laternenschein“ – im schmalen blauen Schaffsteinbändchen „Die gefangene Eiche“.

Wir müssen feststellen, daß die neuen Aufgaben der volksdeutschen Stunde in diesen Stücken noch nicht sichtbar geworden sind wie zur gleichen Zeit schon in den Gedichten und den weitgreifenden, deutsches Gesamtgeschick aus Heimatverbundenheit und Volkerleben in mächtiger Konzeption deutenden Aufsätzen. Aber ein paar Zeilen in der kurzen Skizze „Der Brand“ lassen aufhören. In ihnen kündigt sich mit jener schönen, Zillich so eigenen, sinnhaften Gedanklichkeit die Erkenntnis heimatlicher Lebensmächte an, an deren Gestaltung der Kämpfer südoberdeutscher Lebenswillens im kommenden Werk seine ganze Leistungskraft ansetzen sollte. Auch der Dichter hatte aus dem Brand der Jahre das Wesentliche gerettet, in dessen Besitz ein neuer Anfang als Erzähler gewagt werden konnte: „Ein Baum verbrannt, mein Haus, und die Tochter wieder an den Mann gebracht. – Da lächelte er nochmals, dachte der Ernte. Führe um Führe wußte er. Gerste und Korn waren geworfelt, trocken und aufgespeichert. Darauf ließ sich schlafen, wenn das Bett verbrannt war. Er hob die Rechte, die den Apfel umspannt hielt, und sagte: ‚Gib mir den Kleinen.‘ Die Tochter hob ihm das schlafende Kind auf den Schoß.“

Von hier aus war auch der Augenblick nahe, wo Zillich auf höherer Ebene Krieg und Heimat, Kampf und Arbeit, ihr Gesetz und ihre Forderung in sein Werk aufnehmen sollte. Nicht nur in seiner preisgekrönten, auch sprachlich schlackenlos durchgeglühten Novelle „Der Urlaub“, auf deren unter dem unabdingbaren Gebot der Kameradschaft, der Pflicht, der Sühne stehenden Seiten aus dem Wetterleuchten der Front die Jugend aufglänzt, im Gewitter der Schlachten der Fernruf der Heimat ertönt, – sondern auch in seinen Gedichten und eben den großen Aufsätzen. Jene sind in dem Buche „Komme was will“ seit 1936 in endgültigen Fassungen vereinigt, und sieben von ihnen durch strengste Auswahl im „Herz der Heimat“, der Sammlung deutscher Lyrik aus Siebenbürgen, 1937 aufbewahrt, in die noch als achttes die versehentlich ausgebliebenen Verse der „Erinnerung“ zu stellen wären, um des vollen Reichtums dieser Poesie inne zu werden.

In diesen Gedichten und in seinen Aufsätzen – sie stehen in der ersten Reihe der leidenschaftlichen Aussagen siebenbürgischer Dichter, Politiker und Volksmänner von Harteneck, Huet und Sommer bis zu Stephan Ludwig Roth, Josef Marlin, Johann Wolf und den Kronstädter Kämpfern des jungen Friedrich Müller-Langental – wird Zillich schon vor seinem wirkungsmächtigen Ro-

man der siebenbürgische Rinder einer neuen, weltweiten deutschen Schicksalsgemeinschaft: „Der Engheit Geist, wie konnt euch der erreichen!“ Er wird der auslanddeutsche Mann, dessen Blick sich zum erstenmal in voller Klarheit der Sinn der gesamtdeutschen Geschichte und ihr politischer Raum erschließt, nicht in bloßer Anteilnahme und Gefühlsverbundenheit durch Herkunft und Sprache allein, sondern in lebendigem Teilsein und Teilhaben an der politischen Aufgabe und Sendung des Ganzen. In stolzer Rede steigt die Flamme solchen Bekenntnisses sogar über die gedichtgebundene Geschlossenheit der drei ersten Strophen der „Innschrift nach zehn Wanderjahren“ und durchbricht die Grenzen von Heimat und Gedicht aus dem Gebot dessen, der in der Verantwortung steht unter dem größern deutschen Herzruf.

Die Aufsätze, die die politischen Grundanschauungen, aber auch die dichterischen Gründe und Ziele Zillichs enthalten, sind in beglückender, fruchtbringender Zerstreuung und Wiederholung in vielen führenden Zeitschriften und Zeitungen des deutschen Sprachraumes erschienen und haben wohl weitwirkend sehr viel zur Gestaltung des neuen volksdeutschen politischen Menschen beigetragen, indem sie dem Reich die geschichtliche Wahrheit des volksgebundenen deutschen Menschen als eines politischen Charakters in der geschlossenen Gemeinschaft – Forderungen, die Ernst Krieck eben kürzlich im „Völkischen Beobachter“ erhoben hat – am klassischen Beispiel der Siebenbürger Sachsen gezeigt haben, und indem sie zweitens die an staatsrechtlichen Doktrinen und Grenzen haftenden Blicke einiger heimischen Registraturpolitiker zu den Höhen des ewigen Volksrechtes, der bleibenden deutschen Gesamtgestalt aufzuschauen zwangen – und mit solchen sicheren zwei Handreichungen unsere siebenbürgische Vergangenheit mit der deutschen Zukunft verbanden.

(So sehr dem siebenbürger Sachsen an dieser Stelle fast unerläßlich erscheint, sich mit Zillichs großem Vortrag „Über die Ideen der Zeitschrift Klingsohr“ aus dem Jahre 1927, der mit einem sehr gewichtigen Nachwort G. A. Schullers 1929 auch in den „Kirchlichen Blättern“ veröffentlicht wurde, auseinanderzusetzen, weil dadurch erst bestimmte Grundeinstellungen im Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ und in der Novelle „Die Reinerbachmühle“ voll verstanden werden würden, so muß doch davon abgesehen werden, da die Schwere der Fragen: Leben, Kirche, Volk und ihre im Hinblick auf das Wesen und Werk Heinrich Zillichs erschöpfende Behandlung den Raum einer reichsdeutschen Zeitschrift und auch das erforderliche Ausmaß fruchtbarer Anteilnahme im Leser wohl überschreiten würde.)

Ziel und Aufgabe Heinrich Zillichs erstet nunmehr immer deutlicher und eindeutiger auch im erzählenden Werk. Der Weg hat über die Zeiten dämoni-

scher, unfaßbarer Lebenstriebe zur Härte der Pflicht, zum wachen Dasein geführt; der volkspolitische Primat der Dichtung ist zugleich der jeder ausland-deutschen Leistung und Bewährung: In der „Reinerbachmühle“ gerät der Arzt Kirschen nach dem durch schwere Krankheit erfolgten Zusammenbruch von Beruf und Ehe in eine Menschenabgeschiedenheit, eine fruchtlos selbstische, nur noch naturverlorene Einsamkeit, aus der er erst durch das gewaltsame Diktat der Bodenenteignung zu persönlicher Notwehr, aber in ihrem Zuge immer unbedingter auch zum Bewußtsein seiner Herkunft und Volkszugehörigkeit geführt wird, aus der Flucht in die Natur zu neuer Landnahme, durch zähen Kampf um Grund und Boden mit fremdvölkischer Umwelt zur wiedererwachten Nächstenhilfe und zum Dienst an dem Bestand und der Zukunft seines Volkes. Diese Zukunft wird jedoch nicht allein von den bewahrenden Kräften ahnenverpflichteter Herkunft bestimmt und „von den alten Regeln des Menschenkampfes dem Überlegen und Vorausschauen“, sondern mehr noch entschieden „draußen vom gedankenlosen Volk, von seinem Mutterschoß und Lebenswillen“, also von der nie versiegenden, heimattreuen Lebenskraft des ewigen Bauern in unserem Volk, der den kinderlosen Letzten des Geschlechts aus den Ahnenbildern des Rathauses mit harten, klaren Augen ansieht. Aus dieser Begegnung mit der Geschlechterreihe seiner Vorfahren nimmt Kirschen, der erbenlose Spätling, den festen Auftrag in das Herz, durch letzten Willen seinen Acker und seine Mühle der jungen, tapferen Bauernfamilie des Kersten Misch zu vererben. Die Novelle ist eine wahre Fibel volkspolitischer Lehren, welche zwischen persönlichem Geschick und staatlichem Geschehen meisterhaft in die Handlung, die Haltung und die Gedanken weniger Personen umgeflochten sind.

In der über ein Kriegsgeschehen düster gespannten Novelle „Der baltische Graf“ fällt der Major Beußel des nach Siebenbürgen einmarschierenden russischen Hilfskorps in schwere Schuld, indem er Offiziers- und deutsche Volksehre, Gastfreundschaft und Mutterliebe im Hunger der eigenen Glücklosigkeit nicht achtend, in der Nacht des plötzlichen Rückzuges das Kind der Kronstädter Gastgeber raubt, dann aber Mutter und Kind und ihren Weg in die Heimat durch tapfern Kampf mit eindringenden ungarischen Husaren beschützt, um nach innerer Umkehr in der Ausweglosigkeit des Daseins auf einem Berggrat der Karpathen seinem Leben durch eigene Hand ein Ende zu setzen. Auch in dieser Erzählung geht es um die tieferen Gesetze und Vorbedingungen von Volk und Heimat: Es gibt keine wahre Heimat ohne Volksboden, kein Haus und Heim ohne Weib und Kind. Dies wird dem deutschen Krieger und Edelmann der Armee des Zaren während der Tage seines Aufenthalts im sächsischen Bürgerhause erschütternd bewußt und treibt ihn in die letzte Nacht von Schuld und Sühne.

Der Roman Heinrich Zillichs, dieses reichbewegte Geschehnisgefüge unter volksdeutschem Bekenntnis und Gebot, trägt in seinem Titel „Zwischen Grenzen und Zeiten“ ein Element der Unruhe, der Vorläufigkeit und Unbeständigkeit, welches das noch Unbegründete jugendlicher Existenz und die Wandelbarkeit politischer Vorgänge und Zustände zu bezeichnen wohl geeignet ist, Wahl und Annahme dieses Titels mag jedoch ebensosehr in der Ausgangssituation des Dichters zu suchen sein, der nicht im herkommenbestimmten Volksraum des sächsischen Dorfes oder der sächsischen Stadt, sondern im bunteren, aber auch lockeren Zwischenbereich einer Fabrikfiedlung aufgewachsen ist, aus ihrem freieren Bezirk, die größere Freiheit der Wahl und Entscheidung, die größere Unabhängigkeit der Gedanken und des Urteils, das sicherere Erfassen der die Heimat übergreifenden volksdeutschen Zusammenhänge und Aufgaben mitbekommen hat. So sind naturgemäß die Spannungen zwischen Gegebenem und Aufgegebenem bei ihm reicher und fruchtbarer, die Fragestellungen brennender, die Lösungen weitgreifender und sein Roman die kenntnisreichste Überschau volksdeutscher politischer Lehren des Ostens, die ein siebenbürgischer Dichter nicht allein aus den Ereignissen und Vorgängen von 30 Jahren zu geben vermochte.

Der Dichter hat sich den ganzen Roman hindurch um einen gerechten Ausgleich der widerstrebenden Völkerstimmen dieses Raumes bemüht und seine Haltung unter den – in der Heimat nicht immer gebilligten – zuchtvollen Verzicht gestellt, das Volksrecht auch des Gegners nie gering zu achten. Er hat sich neuer epischer Formen in seinem Roman zu bemächtigen versucht, die in weitgehendem Entzug persönlicher Innen-Schicksalhaftigkeit der Gestalten das alte Epos der Leidenschaften zu dem geschichtsbildenden Kampf volks- und bodenverbundener Mächte umgestalten sollen. Die Folge dieser Sinngebung und Rechtfertigung vom Politischen her ist eine totale Mobilmachung menschlicher Existenz im Dienste der Gesamtheit – mit der eine spürbare Entwertung subjektiven Lebens verbunden ist, ist trotz scharf profilierter Einzelzüge eine Epik weitgehender Entpersönlichung, der die Mosaiktechnik der Zustandschilderung, der pragmatische Tatsachenbericht, das diskutierende Gespräch angemessen sind. Aber auch der neue volkspolitische Roman der Deutschen wird nach einer so bewegten Heerschau der politischen Kräfte eines Tages das Zeitgeschehen, den Aufstieg und Niedergang der Staaten und Völker aus der persönlichen Lebensmacht im Menschen hervorgehen lassen müssen und zum unaufgehellteren Mythos des Völkerdaseins zurückkehren, so wie in der alten Epik, unter der Götter Walten auf dunklem Schicksalsgrund – der zugleich die unablässbare Gemeinschaft trägt –, der Mensch im Mittelpunkt stand. Das Bleibende griechischer, römischer und germanischer Welt wird nicht vor allem bewahrt in dem Zug der

Zehntausend des Xenophon oder in Herodots bunten Geschichtslegenden, sondern im Gesang vom Zorn des Achilles, im Lied von Krimhilds Rache und Hagens Treue und in den Hexametern, die von den menschlichen Schicksalen des Aeneas künden. In Laten und Leiden des einzelnen Menschen, aus seinem Kampf und Sieg unter schwankender Götter Spruch wird Troja zerstört und Rom gegründet, vergeht der Burgunder Reich und wird, von der deutenden Stimme des Dichters noch nicht erreicht, die Kirche Luthers und das Reich Hitlers geschaffen.

Wo aber Zillichs Roman im Neuaufbrechen gesamtdeutscher und volksverbindender Gedanken das Zwischensein der Zeiten und Grenzen überbrückt, ist er wirklich geschichtsdeutend und zukunftsweisend, sein Geschehen überall in diesen Räumen, an dieser Stunde der Entscheidungen, geschichtschwer und, da er unter dem politischen Primat steht, auch stets geschichtsbildend. Die Landschaft, die Geschichte, die Völker zwingen den Dichter zur Aussage, und die Menschen haben sich in der neuen Wirklichkeit an der politischen Aufgabe zu bewähren. Der reiche Erfolg des Buches, die besonderen, weithin sichtbaren Ehrungen des Dichters haben bewiesen, daß dieser Ruf zur volkspolitischen Besinnung und Erziehung nicht ungehört verhallt ist.

Der Roman ist in geschichtlicher Wachheit an einer Wende der Zeiten im Auftrag einer lebendigen politischen Idee geschrieben. „Gebt mir einen Gedanken, daß ich davon lebe!“ Dieses stürmende Wort Herders ist auch Zillichs Ruf. Und weil es einem großen Gedanken und einer großen Aufgabe verpflichtet ist, konnte dieses Buch, das was es sich vornahm, die Forderung des Tages so wirkungsmächtig in die Zeitenstunde hinein erfüllen: als leidenschaftliches politisches Bekenntnis, als nicht mehr überhörbarer Aufruf zum lebendigen Ganzen volksdeutschen Daseins.

Heinrich Zillich

I. Biographisches

Heinrich Zillich wurde am 23. Mai 1898 in einer Siedlung bei Kronstadt in Siebenbürgen als Sohn eines Fabrikdirektors geboren. Seine Jugend verlebte er in Kronstadt. 1916 meldete er sich zu den Tiroler Kaiserjägern an die italienische Front. Nach dem Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie wurde er 1919 zum rumänischen Heeresdienst eingezogen und nahm am Feldzug gegen Räte-Ungarn teil. 1920–1923 studierte Zillich in Berlin, zunächst an der Handelshochschule, wo er die Diplomprüfung ablegte, dann an der Universität, wo er Staatswissenschaften hörte und seine Studien mit dem Dr. rer. pol. abschloß. In die Heimat zurückgekehrt, gründete Zillich 1924 die siebenbürgische Zeitschrift „Klingsor“, deren Leiter er bis 1936 war. Außerdem war er zeitweise bei der „Kronstädter Zeitung“ und der „Siebenbürgischen Handelszeitung“ in Kronstadt als Schriftleiter bzw. Hauptschriftleiter tätig. Seit 1936 lebt Zillich mit seiner Frau und seinen drei Kindern vorübergehend in Ulding, Post Dachau bei München. 1937 promovierte ihn die Universität Göttingen ehrenhalber zum Dr. phil.; im gleichen Jahre wurde er mit dem Literaturpreis der Stadt Berlin und dem Volksdeutschen Schrifttumspreis der Stadt Stuttgart ausgezeichnet.

2. Bibliographie

Zusammengestellt von Ernst Metelmann

- ✓ **Uttilas Ende.** Eine Novelle. Kronstadt: E. Kerschner 1923. (128 S. 8°) – Seit 1929 bei Krafft & Drotleff, Hermannstadt. – Ungearbeitete Neuausgabe. München: Alb. Langen/Georg Müller 1938. (105 S. Kl. 8°) biegsamer Ppb. 2.40 M; Ldr. 4.80 M.
- ✓ **Wälder und Laternenschein.** Eine Novelle. Hermannstadt: W. Krafft [jetzt:] Krafft & Drotleff 1923. (88 S. gr. 8°) Geb. 1.60 M. f.: „Sturz aus der Kindheit“ (1933).
- ✓ **Die Strömung.** [Gedichte.] Mediafisch: Reizenberger & Co 1924. (56 S. 8°) 3. L. übernommen in „Strömung und Erde“ (1929).
- Die Tendenzen zu einer grundlegenden Anderson in der landwirtschaftlichen Produktion Siebenbürgens durch dessen Zugehörigkeit zum rumänischen Staate.** [Nicht gedruckt.] (98 S. Maschinenschrift, 4°) Berliner staatswissenschaftl. Dissertation, 16. Jan. 1924. Kronstadt. Mit 8 Zeichn. v. J. Kimm. Kronstadt: Klingfor-Verlag 1925. (52 S. 4°) – 2. Aufl. Ebd. 1927. – Seit 1929 bei Krafft & Drotleff, Hermannstadt. Geb. 2.50 M.
- ✓ **Siebenbürgische Glausen.** Eine Sammlung lustiger siebenbürgischer Begebenheiten. Mit Holzschn. v. Ed. Morres. Ebd. 1925. (146 S. 8°) – Seit 1929 bei Krafft & Drotleff, Hermannstadt. 1.50 M; geb. 1.90 M. Enthält 30 Geschichten.
- ✓ **Strömung und Erde.** Gedichte. Ebd. 1929. (79 S. 8°) – Seit 1929 bei Krafft & Drotleff, Hermannstadt. Geb. 1.50 M.
- ✓ **Der Toddergerch u. a. Geschichten.** Schäßburg: Markusdruckerei 1930. (244 S. 8°) Geb. 4.50 M. Enthält 25 Geschichten.
- ✓ **Der Zigeuner.** Novelle. Ebd. 1931. (43 S. gr. 8°) Vergriffen. f.: „Sturz aus der Kindheit“ (1933).
- Vom Wesen Kronstadts.** Hermannstadt: Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt 1931. (16 S. 8°) Vergriffen.
- ✓ **Sturz aus der Kindheit.** Novellen. (In d. Sammlg: Erzähler der Gegenwart.) Leipzig: L. Staackmann 1933. (192 S. 8°) 2.50 M; Lein. 3.50 M. Inhalt: Sturz aus der Kindheit. Wälder und Laternenschein. Der Vater. Der Zigeuner. Brand.
- ✓ **Der Urlaub.** [Novelle.] (Die kleine Bücherei. Bd 24.) München: Alb. Langen/G. Müller 1933. (40 S. Kl. 8°) – 11./15. Lfd. 1936; 16./25. Lfd. 1937; 26./35. Lfd. Ebd. 1938. Pp. –80 M.
- ✓ **Die gefangene Eiche u. a. siebenbürgische Erzählungen.** (Blaue Bändchen. 220.) Köln: H. Schaffstein 1935. (79 S. Kl. 8°) –45 M. Enthält 8 Geschichten u. e. autobiogr. Nachwort.
- ✓ **Komme, was will.** Gedichte. München: Alb. Langen/G. Müller 1935. (96 S. 8°) 2 M; Pp. 2.80 M.
- ✓ **Die Reinerbachmühle.** Eine Erzählung aus Siebenbürgen. Mit e. autobiogr. Nachw. (Univ.-Bibl. Nr 7304.) Leipzig: Ph. Reclam 1935. (69 S. Kl. 8°) Pp. –70 M; Lein. 1 M.
- ✓ **Zwischen Grenzen und Zeiten.** Roman. München: Alb. Langen/G. Müller 1936. (643 S. 8°) – 11./20. Lfd. 1936; 21./30. Lfd. 1937; 30./40. Lfd. Ebd. 1938. Lein. 7.50 M. Nebenausgabe: Siebenbürgische Jugend im Weltkrieg. Aus „Zwischen Grenzen u. Zeiten“. Besorgt v. Gg. Wecherer. (Die deutsche Folge. H. 38.) Ebd. 1937. (86 S. Kl. 8°) –80 M.
- ✓ **Der baltische Graf.** [Novelle.] Mit 10 Federzeichnungen. v. Fritz Kimm. (Die kleine Bücherei. Bd 75.) Ebd. 1937. (49 S. Kl. 8°) – 11./20. Lfd. Ebd. 1938. Pp. –80 M.
- Klingfor.** Siebenbürgische Zeitschrift. Geleitet v. H. J. Jg 1: 1924. Kronstadt: Klingfor-Verlag. (gr. 8°) – Seit 1925 im Verlag der Markusdruckerei, Kronstadt; J. leitete die Zeitschrift bis Ende 1936. Nebenausgabe: Festschrift zum Zehnjahresfest der Siebenbürg. Zeitschrift Klingfor. Hrsrg. v. H. J. Ebd. 1934. (gr. 8°)
- Siebenbürgische Kunstbücher.** Hrsrg. v. H. J. Kronstadt: Klingfor-Verlag 1926. (gr. 8°) – Es erschienen nur 2 Bde. – Seit 1929 bei Krafft & Drotleff, Hermannstadt.
- Aufsätze von H. J. über kulturelle, kulturpolitische, wirtschaftliche und völkische Fragen seit 1924 fast in jeder Nr des „Klingfor“, ferner in den deutschen Zeitungen Siebenbürgens sowie in zahlreichen Zeitungen u. Zeitschriften Deutschlands. Eine buchmäßige Zusammenfassung der wichtigsten Aufsätze beabsichtigt H. J. vorzubereiten.**

„ARGUS“ Nachrichten-Bureau G. m. b. H.
Berlin SW 68, Wilhelmstraße 113
Fernsprecher: 19 47 97

Mainzer Anzeiger
Mainz

Nr. 22

27. 1. 38.

Volksdeutsche Dichtergestalten

Von Erich Langenbacher

7. Heinrich Jillich

„Es ist schwer, ein Deutscher im Osten zu sein.“

Als 1933 Heinrich Jillichs erster größerer Novellenband „Der Sturz aus der Kindheit“ erschien, begegnete uns ein Dichter, der bis dahin wenig bekannt war, gleichzeitig offenbarte sich in den Novellen des Bandes eine Begabung, die durch die Kraft der Darstellung, den Gehalt des Wortes und die lebenserfüllte Schilderung viel erwarten ließ. Jillich bewies sich als ein Künstler siebenbürgischen Volkschicksals und stellte sich damit neben Adolf Meschenböcker und Erwin Wittstock. Die Novellen von „Der Sturz aus der Kindheit“ gehen um Einzelschicksale der siebenbürgischen Heimat, um die Verführung mit fremder Volksart. Schon mit diesem Band ließ Jillich erkennen, daß er seine dichterische Aufgabe nicht begrenzt sah auf das Siebenbürgerland und seine Menschen, sondern daß er Land und Menschen hineinzustellen versuchte in den Zusammenhang der Völker. Selten ist es einem Dichter gelungen, z. B. die Eigenart des Zigeunervolkes in einer kurzen Novelle auszudrücken, wie Jillich in der Novelle „Der Zigeuner“.

Die Vorfahren Jillichs lebten schon lange in Siebenbürgen, er wurde 1898 in der Nähe Kronstadts geboren. Dort besuchte er die berühmteste Schule der Siebenbürger, das Honterus-Gymnasium, das heute noch von Adolf Meschenböcker geleitet wird. Als Tiroler Kaiserjäger kämpfte Jillich von 1916 bis 1918 an der italienischen Front und nahm am rumänischen Feldzug gegen den Bolschewismus in Ungarn teil. Nach Kriegsschluß studierte er in Deutschland, auch in Berlin, und kehrte 1924 in seine Heimat zurück. Jillich hat, wie Meschenböcker, die Erfüllung seiner Mission nicht allein im Buch gesehen, sondern noch mehr in kulturpolitischer und kritischer Arbeit. Wie Meschenböcker vor dem Kriege seine Zeitschrift „Karpaten“ gründete, so schuf Jillich die Zeitschrift „Klingsor“, die einen Teil des von Meschenböcker hinterlassenen Erbes übernahm und heute zu einem Forum geworden ist, auf dem siebenbürgische Dichtkunst und Kulturschaffen sich erheben. Heute lebt Jillich im Reich.

Die früheren Werke Jillichs sind in Deutschland leider wenig bekannt geworden. Seine erste Novelle „Der Vater“ und „Wälder und Laternenschein“ finden wir im Novellenband „Der Sturz aus der Kindheit“. Auch der Roman „Attilas Ende“ drang nicht ins Reich. Es entstanden die Geschichtenbände „Siebenbürgische Klauen“ und „Der Toddergerch“; in kleinen Begebenheiten erwächst siebenbürgisches Landschafts- und Volkstumbild, werden Sitten und Gebräuche, Alltagsun und Kampf um die Erhaltung der Gemeinschaft lebendig.

Den mit den Novellen begonnenen Weg schritt Jillich weiter in den Novellen „Die Reinerbachmühle“, „Der Urlaub“ und „Der Baltische Graf“. Der Urlaub berichtet von einem Erlebnis aus dem großen Krieg, es geht darin um das stille Heldentum eines jungen Menschen, der, mit dem Urlaubschein in der Tasche, sich abermals dem Feind stellt, der sich überwindet und für seine Kameraden eine Patrouille geht, die als unvergeßliche Tat diesen Kameraden immer voranleuchtet. In der Novelle „Der Baltische Graf“ macht uns der Dichter bekannt mit dem seltsamen Schicksal eines Menschen und Soldaten, der in einem früheren Krieg nach Siebenbürgen kommt. Ergreifend ist in diesem Buch die keine Gefahr scheuende Gestalt der jungen Mutter, die durch die Feinde hindurch ihr Kind zurückholt.

Eines der bedeutendsten Werke des gegenwärtigen deutschen Schrifttums schuf Jillich in dem Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“. Der Titel erhärtet, was vom Werk Jillichs gesagt wurde, daß es sich nicht beschränkt auf die Gemeinschaft seines Volkes, sondern daß er völkische Pflichten hineinstellt in das übervölkische Geschehen. Im Mittelpunkt dieser Erzählung begegnet uns ein junger Siebenbürger. Jillich erzählt seine Jugend, seine Schulzeit, entwirft farbige Bilder siebenbürgischen Lebens. Einen wesentlichen Teil

des Werkes macht die Darstellung des Krieges aus und der Kampf um die Erhaltung des Volkes nach dem Kriege. Es ist kein Zufall, daß „Zwischen Grenzen und Zeiten“ beginnt mit dem Klang der Kirchenglocken der siebenbürgischen Heimat. Auch Grimms „Volk ohne Raum“ beginnt mit dem Schall der Glocken. Wenn auch beide Werke in andere Welten führen, so gehören sie durch Absicht und Sinn eng zusammen. — Jillich wurde für dieses Werk mit dem auslandsdeutschen Dichterpreis und dem Dichterpreis der Reichshauptstadt ausgezeichnet.

Heinrich Jillich weiß, daß die Haltung seiner Werke

die Haltung der Siebenbürger Sachsen ist, von der er in dem Werk „Zwischen Grenzen und Zeiten“ sagt: „Zum erstenmal spürte Luz in diesen Klängen die Vielfalt des Ostens als göttlichen Segen. Seines Volkes Not erschien ihm, dem jungen auslandsdeutschen Kriegsmenschen, nicht anders als ein Wille der Vorfäter, die nichts ohne Sinn läßt und das Läuterungsfähige, das Große nicht ohne Auferstehung. So hell und scharf erkannte er dies, daß er es ruhig in die wortlose Tiefe des Herzens sinken ließ. Er sah das graue gebogene Tor, atmete heftig und schritt hindurch in das Schicksal der neuen Pflicht und der Zukunft.“

Heinrich Zillich

Ein deutscher Dichter des Südostraumes

Es muß wohl in der Sendung alles Deutschen liegen, sich in der Welt zu verbreiten, den geistigen Besitz der Nation zu befestigen. Es gibt nun auch tatsächlich für das deutsche Geistesleben keine geographischen Grenzen wie etwa für das anderer Nationen, sondern es lebt in der ganzen Welt deutscher Geist und gar oft sehr stark außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches.

Wir empfinden dies tief, wenn wir in den Büchern des siebenbürgischen Dichters Heinrich Zillich lesen. Hier schwillt deutscher Laut, deutscher Geist oftmals an zu Größe ursprünglich deutschen Wesens, das umso mächtiger auf den Leser eindringt, als es durch Sehnsucht nach dem deutschen Mutterlande genährt ist.

Sein Deutschtum zeigt sich anfangs zwar nur in der Frische des Ausdrucks, die ihm auch später bewahrt bleibt, in einer Unbekümmertheit oft, die verblüfft, aber nicht minder beiträgt zu der Erkenntnis: hier ist aus Urzeiten her unbewußt entwickelt worden und dann plötzlich bewußt ausgebrochen, was der Besitz jedes echten Dichters sein muß: Eigenwilligkeit, wurzelnd im heimatlichen Boden.

Es ist das Verdienst Zillichs, daß er diesen heimatlichen Boden, Siebenbürgen, als einen urdeutschen erfaßt, aber auch daß er seine Entwicklung zum Vorbau des Ostens nicht übersah und so imstande ist, in der einfachsten Erzählung, wie sie uns oft in den „Siebenbürgischen Flausen“ begegnet, überragend dann in der Novelle „Der Zigeuner“, Kulturgeschichte zu geben.

Zillich brachte 1923 „Attilas Ende“ (Krafft und Drotleff, Hermannstadt) als erste Veröffentlichung heraus. Das Werk, geschrieben in einer wuchtigen Sprache, die mitreißt und in ihrer Ursprünglichkeit tief zu packen vermag, ist ein guter Anfang, wenn auch keine Novelle, wie es der Dichter genannt, sondern ein steckengebliebener Roman. Dies ist durchaus kein Tadel, eher eine Anerkennung einer großen ersten Leistung. Es ehrt Zillich, daß er am Formalen scheiterte und noch nicht fähig war, eine Fülle von Gestalten bis ins Letzte auszubeuten und einzureihen in das Geschehen. Denn der ist kein Dichter, der gleich im Anfang mit einer Fülle im Ausdruck und einer Prägnanz in der Gestaltung hervortritt. Dichter müssen wachsen können. „Attilas Ende“ hat dies hoffen lassen und, um es gleich vorweg zu nehmen, wir haben das Wachsen erlebt in jüngster Zeit.

Im selben Jahr erscheint als Vorabdruck in einer Zeitschrift „Wälder und Laternenchein“, diesmal eine echte Novelle, wiederum voll einer durch Erleben gesättigten Sprache, ein dichterischer Erlös über eine Jugend, die verlief wie tausend andere, aber dennoch ergreift, weil er schon leise erkennen läßt das Leid des Auslandsdeutschen, dieses Stehen zwischen den Nationen, dieses Verbinden mit dem Fremden bei dem einen, die heftige Abwehr gegen solche Vereinigungen bei dem anderen jungen deutschen Menschen.

Nach einem lyrischen Intermezzo „Strömung“ (1924, Krafft und Drotleff), auf das wir später bei dem erweiternden Bande „Strömung und Erde“

näher eingehen wollen, läßt Liebe zu seiner Vaterstadt ihn eine Schilderung „Kronstadt“ (1925, Krafft und Drotleff) schreiben. Kein Werk, in dem es von kulturhistorischen Ergüssen wimmelt und wo es mehr Langeweile als Erbauung gibt, sondern eine Arbeit, die erfährt, was jedes dort Geborenen Besitz ist, jenes Kleine, aus dem das Große, Unvergängliche wächst. Zillich läßt hier sein Menschlichstes anklingen, und das umhüllt die Häuser und Plätze, ja den ganzen Talkessel, in dem Kronstadt liegt, mit dem Zauber einer Liebe, die rein, hoch, aber dennoch erdgebunden ist und nur die eines Dichters sein kann.

Die Schilderung „Kronstadt“ ist Auftakt zu weiteren Werken, die seine engere Heimat betreffen. Im gleichen Jahr gibt er noch die „Siebenbürgischen Flauen“ (ebenda) heraus, lustige Geschichten über Land und Leute Siebenbürgens, die einfach und schlicht erzählt, von einer tiefen Heiterkeit strahlen und, indem sie die deutschen Siedlungen im Lande besonders betonen, nicht nur ein kulturgeschichtlicher Beitrag über Siebenbürgen, sondern auch über das Auslandsdeutschtum im allgemeinen sind.

Zillichs dichterische Stärke lag bis 1929 in der erzählenden Prosa. Denn die Gedichte der „Strömung“ haben nicht den Ton jener Einmaligkeit, wie sie den echten Vorläufer kennzeichnen. Sie griff aber über auf die gebundene Sprache mit „Strömung und Erde“ (1929, Krafft und Drotleff). Gewiß, nicht alle Verse in diesem Bände haben das Signum eines Dichters. Aber es ist da eine eigenartige Bedrängtheit im Ausdruck, eine hohe Verbindung von Form und Inhalt, die gefangen nimmt. „Die treulose Frau“, „Erfüllter Tag“, „Erntegesang“, „Meiner Mutter“ und die „Ballade vom unbekannten Soldaten“ sind Proben echt dichterischer Größe und Schau.

Mit „Der Toddergerch und andere Geschichten“ (1930, Markusdruckerei, Schäßburg) setzt Zillich die Sammlung der „Siebenbürgischen Flauen“ fort, im Stil gewählter, aber dennoch nicht schal, eher urwüchsiger als in dem ersten Buch. Die Sicht über Land und Leute erfährt mehr Sonderheiten, ja es wird der ganze siebenbürgische Lebensraum vermittelt, nur einmal durchbrochen von einer autobiografischen Erzählung „Weihnacht 1916“, für die wir Zillich besonders dankbar sein wollen, weil sie aufs beste vereint, was Dichtung verlangt: Gefühl aus dem Herzen, ausgedrückt in hoher klarer Form.

In „Der Zigeuner“ (das erste Mal 1931 in der Zeitschrift „Klingsor“ erschienen) gibt Zillich ein Meisterwerk novellistischer Prosa. Sicher im Erdhaften wurzelnd und nur vom Blute getrieben, geht der Zigeuner Popa Bela von Szene zu Szene und ringsumher ersticht das siebenbürgische Land, schwebend im starken Hauch des Frühlings und in der Fülle des Sommers, urwüchsige Bilder tauchen auf, wie z. B. die Einvernehmung des Zigeuners durch den Polizeikommissär Tompa, dazwischen immer wieder die Schwere deutschen Wesens, die in dem Bauer Hans Kisch Gestalt hat, und die Nachsuche des ungarischen Knechts Janesch, dessen Schwester der Zigeuner vergewaltigte. Diese Novelle ist ein Höhepunkt im Schaffen Zillichs.

Im Frühjahr 1933 wurde Zillich die Genugtuung zuteil, im Wettbewerb um die beste Erzählung, veranstaltet vom Verlag der Zeitschrift „die neue linie“, mit der Erzählung „Der Urlaub“ (Langen-Müller, München) als Erster hervorzugehen. Sie gibt in äußerst knappem Ausdruck die freiwillige Erfüllung eines schweren Dienstes an

der Südfront durch den Fähnrich Klinghart. Hier bricht elementar das deutsche Wesen Zillichs durch, jene Treue in der Pflichterfüllung für die Allgemeinheit und zu deren Wohlfahrt. Der Fähnrich Klinghart macht sich auf den Weg, obgleich er den Urlaubsschein in der Tasche hat und der Hauptmann ihm rät, zu verschwinden. Obgleich gestern erst sein Freund Schürer gefallen ist auf eben so einem Patrouillengang, Schürer, der beten konnte. Denn er muß den Gang tun, damit er innen frei wird für den Urlaub. Dabei lernt er auch beten, „natürlich ganz anders, aber vielleicht war es doch beten —“. So endet diese Erzählung, die ein getreues Bild vom Frontenkampf in Italien gibt und in ihrem männlich knappen Stil wie aus einem Guß erscheint.

Als nächstes Werk hat uns Zillich im Oktober 1933 den Novellenband „Sturz aus der Kindheit“ (Staatmann, Leipzig) beschenkt. Er vereinigt die schon bekannten Novellen, „Wälder und Laternenschein“ und „Der Zigeuner“ mit neuen, unter denen besonders die Titelnovelle hervorsticht. Es ist etwas Rührendes und tief Erschütterndes zugleich, wie Zillich einen Knaben, das Peterchen, bis zum vierzehnten Jahr durchs Leben führt, durch ein Leben, das rauh, hart und bitter ist, und wie die Welt des Peterchens, die durchaus nicht die der Erwachsenen, der Eltern und der Burschen, ist, langsam zerbröckelt und endlich unter der Wucht der Ereignisse gänzlich zusammenfällt, was den kleinen Peter aufs Krankenlager wirft. Zillich zeigt in dieser Novelle auch, daß er an seinem Stil gearbeitet hat. „Sturz aus der Kindheit“ ist von einer reinen und schönen Sprache getragen. Von den beiden anderen neuen Novellen ist „Der Brand“ die bedeutendere. Hier läßt Zillich wieder die Menschen aus dem Boden seiner Heimat wachsen und fest mit ihm verwurzelt sein. Der Bauer, dessen Haus vor seinen Augen niederbrennt, weiß seine Ernte in der Scheuer, die vom Brand verschont wurde, gesichert, seine Kinder gerettet, er erkennt, von der Reise mit seiner Frau zurückkommend, alles Leben um mich ist wie immer und ich kann den Schaden wieder gut machen, denn die Erde gab mir und wird mir wieder geben, sie ist ja für den Fleißigen ewig fruchtbar. Und so segnet er, während das Haus noch glüht und raucht, den erst nicht gewollten Bund seiner Tochter mit dem Verwalter und nimmt ihr Kind aus erster Ehe auf seinen Schoß. In „Der Vater“ schildert der Dichter, manchmal in fast dramatischer Kürze, wie die Starrheit und die Härte des verstorbenen Vaters im Sohne mählich auf- und weiterleben.

1934 ganz seinen neuen dichterischen Absichten ergeben, schenkt uns Zillich dann im nächsten Jahr drei neue Werke: die Novellen „Die Reinerbadmühle“ (Reclam, Leipzig), und „Der baltische Graf“ (Langen-Müller), den Gedichtband „Komme was will“ (Langen-Müller).

„Die Reinerbadmühle“ ist ein tiefes Werk Zillichscher Erzählerkunst und damit auch ein schönes der jungen siebenbürgischen Dichtung. In dem sonderbaren Dr. med. Georg Kirichen schildert der Dichter das mähliche Reifwerden der Sorge um ein Jahrhundert altes väterliches Erbsäck, die Reinerbadmühle, deren Grund und Boden der rumänischen Enteignung verfällt. Weise ist in diese seelische Entwicklung des Mannes die Mahnung eingesponnen, daß nur der berechtigt ist, im Kampfe das Erbgut seiner Väter zu verteidigen, der es bebaut, der seiner Erde im Schweiß des Angesichts die Frucht abgerungen hat, und nicht etwa, wie Georg Kirichen, durch Pacht seine Erhaltung versucht hat. Duster glüht die Novelle, voll eines mystischen Hauches, und endet

in dem Vermächtnis des Arztes an seinen Nachfolger, den jungen deutschen Bauer Misch Kersten, sich den enteigneten Grund wieder zu erarbeiten.

Die Sprache Zillichs ist in diesem Stück wiederum dichter geworden. Was einst nur Stoff war, ist hier schon Wesen im Stoff, Dichtung also im tiefsten Sinne.

Ebenso ist „Der baltische Graf“ eine Novelle eines die allgemeinen Gesetze der Dichtung und dieser ihrer besonderen Form klar deutenden Herzens und Geists. Es spricht für den Dichter, daß dieses Werk in einem neuerlichen Novellen-Wettbewerb der „neuen Linie“ wiederum als das reifste entsprach.

Ringen um ein Ziel, Aufbruch muß uns dann ein Gedichtband „Komme, was will“ bedeuten. Er umfaßt eine reife Auswahl von den Gedichten der „Strömung und Erde“ und neue Verse, die eine Wandlung anzeigen: denn während der Dichter in seinen ersten Gedichtbänden Sucher war, ein sich nach dem Du Sehender, ist er hier bewußt Mann. Was immer schon in seiner Dichtung begründet lag, es ist nun Tat: die Reife männlichen Handelns steht felsenfest in ihm. So ist nur ein Schritt zu dem Volk, in dessen Umlaut jedes deutschen Dichters Werk schwingt. Und er tut ihn. Er greift in sich und da schwillt das Blut seines Volkes mächtiger in ihm auf, Volk, deutsches Volk ballt sich groß in seinen Versen, und an seinem Niedergang und seiner Leerheit rüttelnd, wird er zu einem Sänger und geistigen Führer. „Vermächtnis“, dem Jahrgang 1898, dem er selbst entstammt, gewidmet, Menschen, die in Stahl gewittern und Tod und Not und nicht etwa in weichen Betten und bühlerischen Armen zur Mannheit erwacht sind, ruft auf zum Zusammenschluß der Besten des Volkes gegen Ausbeutung, Verwahrlosung, Niedertracht, Zersetzung, und ebenso sind es die zehn „Sonette in die Zeit“, die werben zu solchen Kampf.

Vorläufiger Abschluß des Werkes von Heinrich Zillich ist dann der große Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ (1936, Langen-Müller). Hier erleben wir die Entwicklung der Geschichte der siebenbürgischen Auslandsdeutschen von der Jahrhundertwende an. Auslandsdeutschtum steht auf, wird geschaut in einem geistigen Raum — wobei auch die Banater Schwaben, die Sudetendeutschen berücksichtigt erscheinen —, ballt sich als Schicksal während des Weltkrieges, bleibt tragisch verhaftet den fremden Völkern nach diesem Krieg. Und dann klingt aus diesem Werk der letzte Entscheid, den heute der Auslandsdeutsche überall zu fällen hat: männlich sein Schicksal zu begreifen, inmitten des fremden Staates sein guter Bürger, nicht aber ein Verräter am deutschen Blut und Geist zu werden.

Mit diesem Werk hat Heinrich Zillich der auslandsdeutschen Kriegsgeneration ein Ziel gegeben. Darüber hinaus ist „Zwischen Grenzen und Zeiten“ für die Binnendeutschen ein Buch, das ihnen den Kampf alles Auslandsdeutschtums ungeschminkt schildert. Das dünkt uns besonders bedeutsam. Zumeist hat der Binnendeutsche kein Wissen über die in der ganzen Welt verstreut wohnenden Angehörigen seines Volkes, er geht mit Scheuklappen, und wenn er keine hat, so trägt er in seinem Geist für gewöhnlich ein falsches Bild von den verschiedenen deutschen Volkspolitern.

Heinrich Zillich war der Berufene, diese Mission an seinem Volke zu erfüllen. Ja, Mission, denn letztlich wird die Geltung des neuen Deutschland in aller Welt von dem Verständnis abhängen, daß es diesen Deutschen im Ausland entgegenbringt. Zillich hat die Not des Auslandsdeutschtums, seinen Kampf, seine Siege und Niederlagen selbst verspürt, und er hat als österreichischer Frontsoldat auch die Bruchigkeit der österrei-

chisch-ungarischen Monarchie erlebt. Das ist keine kleine Erfahrung. Und der Erfahrung bedurfte es bei diesem Werk ebenso wie eines kunstfertigen Geistes. Der Roman ist im hohen Maß ein Kunstwerk, was in manchem Abschnitt tief dichterisch aufscheint.

Wesentlich ist die Wandlung, die sich an Luz Rheindt, diesem jungen siebenbürgisch-sächsischen Deutschen vollzieht: daß im Stahlbad des Weltkrieges neue Männer erst geboren wurden, wenn sie den Krieg innewerlt hatten. Auf viele Kameraden Rheindts trifft dies zu. Sie müssen nicht gerade Deutsche, können auch Rumänen wie Nicolae Vlahița, oder Ungarn wie Geza Veldi sein. Daß diese Erkenntnis richtig ist, beweist die politische Entwicklung vieler europäischer Länder, vor allem Deutschlands. Der Grund für eine neue, die Folgen des Weltkrieges annähernd ausschaltende Staatsführung ist gelegt. Dabei wird das Bild, das Zillich entwirft, großartig, dicht, lebensvoll, weil der Dichter viele siebenbürgische Charaktere in ihrer besondern Einstellung zur Umwelt, zu ihrem Selbst schildert. Und das gelang ihm, dem Ursprünglichen, wiederum ausgezeichnet. Der Roman, der auslanddeutschen Kriegsgeneration gewidmet, sagt in großen, straff gezeichneten Linien Schicksal und Zukunft des Auslanddeutschtums überzeugend aus. Er ist ein bleibendes Werk in den Fragen des Volksdeutschtums.

So steht nun Heinrich Zillich — auch seine Monatschrift „Klingsor“ wollen wir nicht vergessen, denn sie ist der geistige Mittelpunkt des Auslanddeutschtums im Südosten — als Bewahrer der edelsten Besitztümer seines deutschen Volkes vor uns. Sein Werk, das er mit reinen Händen betreut, ist ein Stück deutscher Erde, eine Welle deutschen Traums und ein Stück jungen Lebens, das aus der Blut seines Herzens um das Deutschtum gerade dort ringt, wo es ständig bedroht ist. Zillich hat seinen Standpunkt in einer autobiographischen Schilderung einmal so umrissen: „Ich erkenne unser Volk immer wieder in dem Riesenland zwischen Vogesen und den russischen Steppen, dichtgedrängt oder weit vereinzelt, als eine über die Staaten hinwegschaffende gottgewollte Einheit des Fühlens und geistigen Wirkens, der ich wohl nicht ohne Zweck eingeboren wurde.“ Der Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ ist der große Erlös aus dieser Ansicht des Dichters.

Carl Hans Wasinger

Kühle Verheißung

Abend, du viel besungenes Warten,
Klarheit des Himmels und letzter Winde Gefühl,
ragender Bäume duldendes Dunkeln im Garten,
Wende, darin sich spiegelt Gottes ruhiges Bild,
da er mit großen und niemals gesehenen Händen
rafft von der Erde das Licht in den Himmel empor.
Unten ist's dunkel, aber mit rötlichen Enden
blaut noch die Schale des Alls und der Stern tritt hervor.
Wehrlos verdunkelt dein Leib, doch die Augen
sind nicht gebannt an die irdische Stund,
steigen hinauf zu den Sternen und saugen
ihr kühles Verheiß'n herab in den Grund.

Heinrich Zillich

ikgs

Chronik

Stuttgart grüßte Großdeutschland

Die Jahrestagung
des Deutschen Ausland-Institutes

Der wissenschaftliche Vorposten im Volkstumskampf des Deutschtums der Welt — das Deutsche Ausland-Institut in Stuttgart — hielt vom 14. bis 19. Juni seine diesjährige Jahrestagung an der Stätte seines Wirkens ab. Im Mittelpunkt dieser bedeutsamen Tagung standen nach der wissenschaftlich-volkskundlichen Seite hin die beiden Arbeitsgemeinschaften der deutschen Zeitungen und Zeitschriften und der Sippenkundler. Wenn der eigentliche Kernpunkt der Pressearbeitstagung die Herausstellung der Wechselbeziehungen zwischen der reichs- und volksdeutschen Presse und des Verhältnisses zwischen den Möglichkeiten und Notwendigkeiten ihrer gegenseitigen Zusammenarbeit und Befruchtung war, so brachten in der sippenkundlichen Arbeitstagung die Berichte aus allen Volksgruppengebieten mit großer Deutlichkeit die einzigartige Stellung des großen deutschen Volkes in der ganzen Welt zur Darstellung. Kein Volk in der Welt wandert seit so langer Zeit, so andauernd und so zahlreich wie das deutsche. Deshalb ist die Verpflichtung, die hier aus dem ganzen deutschen Volk gegenüber seinen außendeutschen Volksgruppen erwächst, außerordentlich groß. Seit der Erhebung Stuttgarts zur Stadt der Auslandsdeutschen durch den Führer, so wurde gerade als Ergebnis dieser sippenkundlichen Tagung festgestellt, geschieht die Arbeit des Deutschen Ausland-Instituts gleichsam im Auftrag der deutschen Nation. Das Ergebnis beider Arbeitstagungen brachte in allen Teilnehmern das doppelte Bewußtsein hervor: Erstens, daß ein Volk sich nicht nur aus Familien zusammensetzt, sondern durch seine Abstammung eine einzige große Familie ist — und zweitens, daß für ein Volk das am besten ist, was auch für den einzelnen gut ist, und daß man das, was man ist, mit Bewußtsein wird.

Neben den beiden Arbeitsgemeinschaften fanden ein Begrüßungsabend durch das DAI, eine gesamtdeutsche Kundgebung in der Stuttgarter Gewerbestadt, bei der neben dem Prä-

sidenten des DAI, Oberbürgermeister Dr. Strölin und dem Kreisleiter der NSDAP, Fischer der Reichsstatthalter in Oesterreich, Dr. Seyß-Inquart, und der Bürgermeister von Wien, Dr. Neubacher, sprachen, ein Empfang der Stadt in der Villa Berg, die Jahresversammlung des DAI im Neuen Schloß mit Minister Dr. Hueber, Wien, als Hauptredner statt. Die Tagung fand mit einer öffentlichen Sitzung aller Teilnehmer im großen Saal des DAI ihren Abschluß, in welcher nach fachlichen Referaten der bekannte in Wien lehrende Literaturhistoriker Prof. Dr. Josef Nadler über „Volksdeutsche Kraft und Volksformung“ sprach. Mit einer Schlussansprache beendete der Leiter des DAI, Professor Dr. Esaki, die offiziellen Veranstaltungen der diesjährigen Jahresversammlung des Instituts. Auf einer Tagungsfahrt nach Regenz, die alle Teilnehmer durch das schwäbische Land über Meersburg und Friedrichshafen nach Vorarlberg führte, wurden die Vertreter der Volksgruppen mit ihren reichsdeutschen Freunden mit den schönsten Ausschnitten des süddeutschen Raumes bekannt. Damit fand die diesjährige Tagung des DAI, die gerade durch die Herausstellung der vielfältigen wissenschaftlichen Forschungsarbeit des Instituts zu einem besonderen Markstein gesamtdeutscher Arbeit wurde, einen schönen Ausklang.

Mit einer besonderen Gabe überraschte die Presseabteilung des Deutschen Ausland-Instituts die Teilnehmer der diesjährigen Tagung des DAI: Das Juni-Heft ihrer Zeitschrift „Deutschtum im Ausland“ war ganz der deutschen Presse im Ausland gewidmet und gab einen ausgezeichnet zusammengestellten Ueberblick über die volksdeutsche Presse in Europa und Uebersee. Darüber hinaus zeigte dieser Ueberblick die Vorkämpferstellung der deutschen Presse im Auslande und die über alle Meere und Grenzen hinwegreichende Wesensgebundenheit an den völkischen Glauben. Im gleichen Rahmen bewegte sich eine Ausstellung im Archiv des DAI: „Die deutsche Presse im Ausland“.

Land und Schicksal Siebenbürgens im Werk Heinrich Zillichs

In Heinrich Zillich hat das Schicksal Siebenbürgens als eines deutschen Landes inmitten fremder Völkerschaften einen starken Gestalter gefunden. Er steht als durchaus eigenwillige Erscheinung neben den beiden anderen großen Rüdern völkischer Not und männlich starker Gesinnung, von denen mit Adolf Meschenböcker die Blüte der siebenbürgischen Dichtung begann, bis sie in Erwin Wittstock ihre jüngste bedeutsame Kraft gefunden hat.

Vom Ende des vorigen Jahrhunderts an gibt es eine Dichtung von Bedeutung in Siebenbürgen. Sie wuchs aus einer bodenständigen Volkskultur, wo die politische Willensbildung das Ergebnis der Spannungen und Schicksale im Volkscharakter wurde. In jahrhundertelangen Kämpfen haben die Siebenbürger Sachsen ihre staatliche Selbständigkeit zu behaupten gesucht und nach deren Verlust ihrem Volkstum eine unbedingte Treue bewahrt.

In der Dichtung Siebenbürgens spiegelt sich sowohl das geschichtliche Leben des Volkes als auch seine kulturelle Lage und die Eigenart seiner Landschaft wider. Wir dürfen hier von einer künstlerisch veranschaulichten Volkstumskunde sprechen, die rein dichterisch gehalten ist und nicht zu einer bloßen Aufzeichnung und Betrachtung wird.

Als Adolf Meschenböcker die Zeitschrift „Die Karpaten“ gründete, hat er den Grundstein zur Entfaltung der Dichtung Siebenbürgens gelegt. Die Anregungen dieser Zeitschrift, die durch den Krieg ein vorzeitiges Ende fand, sind für das reiche Blühen der siebenbürgischen Dichtung von Bedeutung geworden.

An ihre Stelle trat die Zeitschrift „Klingor“, deren Leitung der 26jährige Heinrich Zillich übernahm. Schon als Student gab Zillich Proben seines dichterischen Schaffens. Immer stärker hat er sich zur Klarheit und maßvollen Zucht der Form hindurchgerungen, wovon seine Novellen ebenso zeu-

gen wie seine Gedichte, in denen die Sehnsucht nach Freiheit und die tiefe Ergriffenheit in Dienst und Sendung für die Heimat schwingt. Der Gedichtband „Komme, was will“ (Verlag A. Langen-G. Müller) lebt aus der Kraft einer gewachsenen, von innen her durchgeführten Form.

Zillichs frühere Bücher „Siebenbürgische Flauen“ (Verlag Kraft & Drotteff, Hermannstadt) und „Der Todbergerger und andere Geschichten“ (Verlag der Martusdruckerei, Schäßburg) zeigen die Typen des sächsischen Volkes, oft in dem aufblühenden Licht der Anekdote, lebendig und eindrucksvoll.

Der Novellenband „Sturz aus der Kindheit“ (Verlag L. Staackmann, Leipzig) besitzt trotz eines gelegentlichen Überwiegens von jugend-psychologischer Deutung doch schon die Eigenart der Gestaltungskunst dieses Dichters. Die harte Verkettung sinnlicher Leidenschaft weiß Zillich in der Gewalt innerer Spannung zu zeigen, wie etwa in der Titelnovelle vom Erlebnis des Kindes aus, das in die Zerrüttung der ehelichen Gemeinschaft hineingestellt ist. Im tiefen Gefühl des Herzens lebt ein Ahnen von der Macht des Schicksals, das überwunden wird durch die Bewährung des einzelnen im Leben seines Alltags. Davon kündet die zweite Novelle des genannten Bandes „Wälder und Laternenschein“. Es gehört zur Meisterschaft des Dichters, daß er den Gegensatz von Natur als Inbegriff schöpferischer Wesenheit und der Stadt mit ihrem kühlen und gewinnstüchtigen Leben nicht in der Form sozialer Spannungen aufreißt, sondern daß er in der Schilderung junger Menschen mit ihrer frühen leidvollen Überwindung jene Schicksalstiefe erreicht, wo sich das Erlebnis des Herzens weitet zum Abbild unergründlicher Geheimnisse der Wirklichkeit. Das gilt auch für die Geschichte des Offiziers, der nach dem schmerz-

lichen Verlust seiner Frau und seines ungeborenen Kindes von innerer Not getrieben wird, das Schicksal eines Kronstädter Bürgers zu rauben und für seine unfreiwillige Schuld sein Leben läßt. Diese Geschlossenheit einer starken Charaktergestaltung besitzt Zillichs Erzählung „Der baltische Graf“ (Verlag A. Langen-G. Müller).

In der Meisternovelle „Der Urlaub“ (im gleichen Verlag) bleibt die sittliche Erneuerung edler Charaktergröße an die seelische Überwindung gebunden. Ein junger Fähnrich an der Alpenfront tritt seinen Heimaturlaub nicht an, bis er die Leiche eines Kameraden aus dem Frontabschnitt geholt und einen gefährlichen Patrouillengang als Sühne für ein augenblickliches Schwanken auf sich genommen hat. Nun fühlt er sich seelisch frei und tritt den Urlaub an. Sein edles Heldentum erneuert die Pflicht des Opfers und der Kameradschaft und läßt einen Adel der Gesinnung zurück, der zum Manne bildet. Die knappe, zuchtvolle Sprache und Eindringlichkeit seelischer Entwicklung sichern dieser Novelle eine hohe Bedeutung.

Wie Zillich aus einem geschichtlichen Stück Wirklichkeit eine gewaltige Sage von den bewegenden Kräften der Welt aufzusuchen läßt, zeigt seine Erzählung „Attilas Ende“ (als umgearbeitete Ausgabe jetzt im Verlag A. Langen-G. Müller erschienen). Die Gestalt des Hunnenkönigs, der sich als Geißel Gottes fühlt, ist hier in der Dämonie der Leidenschaft, aber auch in der erschütternden Größe seines inneren Zusammenbruchs gezeichnet. Die Schilderung des Heerbanns, der gegen Italien aufgeboden wird und nach der Schlacht auf den Katalaunischen Gefilden bis vor Rom zieht, bildet den äußeren Rahmen für diese im persönlichen Schicksal dramatische Dichtung.

Wie das Opfer den Glauben festigt und Recht und Bestand sichert, das zeigt Zillichs Novelle „Die Reinerbachmühle“ (Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig), wo das Schicksal eines einzelnen mit dem des sächsischen Volkes, das durch die rumänische Enteignung seines Besitzes verlustig ging, verbunden ist. Es verrät aufs schönste die edle

Gesinnung des Dichters Zillich, daß er klar und stolz sein Deutschtum vertritt, ohne die Gerechtigkeit für die Werte anderer Völker zu verlieren.

In dieser wahren und gültigen Haltung gegenüber den Werten des völkischen Lebens beruht auch die Größe seines Romans „Zwischen Grenzen und Zeiten“ (Verlag A. Langen-G. Müller), der in Würdigung seiner künstlerischen Reife und seiner völkisch-politischen Bedeutung mit dem vorjährigen Literaturpreis der Reichshauptstadt ausgezeichnet wurde.

Dieses zeitnahe Werk ist als politische Dichtung in jenem tiefen und gültigen Sinne anzusprechen, als sich hier aus den Kämpfen und Schicksalen eines großen, vom Mutterlande getrennten und doch nach wie vor deutschführenden Volksteils das Bild einer Zeitgeschichte formt. In der Schilderung einer Fabrikfiedlung bei Kronstadt wird die Selbstbehauptung des siebenbürgischen Volkes neben Ungarn, Rumänen und Juden zum erschütternden Bild der politischen Not der Heimat. Von 1898 bis zum schmachvoll aufgezwungenen Friedensvertrag mit seiner Willkür und Völkerverachtung spannt sich der Bogen des Romans. Inmitten der Handlung steht die Jugendgeschichte des Luz Rheinds, der in die Not seiner Heimat hineingeboren wird, als sie schon vor der gewaltsamen Bestimmung des Kriegsendes in steter Bedrängung durch fremde Völker ihr Deutschtum verteidigen mußte. Der Krieg, von Luz und seinen Kameraden an den verschiedenen Fronten erlebt, bringt den lange gehegten Hoffnungen einer völkischen Selbstbestimmung keine Erfüllung, sondern reißt jetzt erst recht die tiefe Schicksalsfrage des Volkes auf.

Deutsche Menschen haben ihr Selbstbestimmungsrecht gefordert und damit nichts anderes gewollt, als über ihr eigenstes deutsches Land zu entscheiden. Aber die junge Generation muß den Rechtsraub an deutschen Gebieten erleben. Mit einem Ruhm wie kein anderes Volk geht die deutsche Schicksalsgeneration in ihre Not. In den Söhnen ist die Hoffnung stark, dem Volke wieder Größe und Gerechtigkeit zu verschaffen. Das weiß die junge Generation, die an der Front stand,

das wissen Luz und seine Kameraden. Vom Geist der Front wird die Erneuerung kommen.

Wenn von Heldsdorf, von Brenndorf und den anderen deutschen Dörfern die Glocken ertönen, ineinander verschmolzen und doch getrennt, dann sind sie wie das Schicksal, das eines ist und doch vielerlei. Wenn dann wie aus grüntiefer Ruhe die große Glocke von Kronstadt dröhnt, scheinen die anderen wie Kinder zu sein und nach dem Vater zu rufen. Dem auslanddeutschen Menschen muß die Not seines Volkes als ein Wille der Vorsehung erscheinen, die nicht ohne Sinn läßt und das Läuterungsfähige, das Große nicht ohne Auferstehung.

Zillichs Roman ist ein starkes Buch vom Schicksalskampf des deutschen Menschen. Erkennt der Dichter doch, daß ihm aus seinem eigenen Leben der Inhalt des Romans erwachsen ist. Er ist da seines Volkes im tiefsten bewußt geworden, als er das Arzeneigene an anderer Art erlebte.

Mit den geschichtlichen Ereignissen und Volkschicksalen verbindet sich eine starke epische Gestaltung der kämpferischen Menschen und ihrer Entwicklung. Der Dichter vermag auch das zarte Liebeserlebnis in den schweren Klang seines völkischen Dramas einzubeziehen. Hier wurde uns ein neues bedeutungsvolles Epos vom Volk ohne Raum geschenkt.

Aus der völkischen Tradition seiner Heimat hat Zillich die Kräfte seiner Gestaltung geschöpft. Das eigene Ringen erhält aus dem großen Lebenskampf der Nation seine seelische Kraft und Bedeutung. Die Dichtung verweilt nie bei einer Schilderung, die rein um ihrer selbst willen stünde. Der große Einklang aus den sittlichen Kräften und Möglichkeiten eines Volkes, das einmal die noch so starke Gewalttätigkeit eines fremden Willens sprengen muß, ist zur erlebten Gewißheit in Zillichs Werk geworden und formt das Gesicht eines neuen Menschen in Tat und Opferbereitschaft.

Auch da, wo die großen Spannungen des völkischen Lebens in den Vordergrund der Handlung treten, zeigt sich die Eigenart der Gestaltungskunst des Dichters, die wir ähnlich an den Novellen fanden. Die Austragung der Konflikte und die Bildung männlicher Charaktere bleibt an die Form seelischen Er-

lebens gebunden. Immer verrät sich der feine Beobachter und Nachzeichner innerer Wirklichkeit. Wie das Heldentum seines jungen Fähnrichs in der Novelle „Der Urlaub“ aus der Bewährung des Innern stammt, von wo die Kraft äußerer Bereitschaft ihren Antrieb erhält, so ist auch in seinem großen Roman der Kampf völkischen Daseins sichtbar gemacht am seelischen Erleben des einzelnen. Dadurch aber, daß hier die äußere Wirklichkeit im seelischen Geschehen gründet, erhält Zillichs Werk eine starke Überzeugungskraft innerer Notwendigkeit. Darum auch berührt uns die dichterische Gestalt, die ebenso harte äußere Spannung, wie geheimstes Fühlen und Handeln umschließt, mit der Lebendigkeit eines großen Schauens und Erlebens.

Dr. Josef Mickels.

München - Neueste Nachrichten

10. 3. 37 Neues Wiener Tagbl. 12. 4. 39.

Heinrich Zillich

Ein Dichter des siebenbürgischen Deutschtums

Mit diesem Aufsatz beginnen wir eine Reihe von Bildnissen grenz- und auslanddeutscher Dichter. Wir stellen an den Anfang Heinrich Zillich, der in diesem Winter nach München übersiedelt ist.

Eine der vielseitigsten und geistig weitesten Erscheinungen in dem großen Kreis auslanddeutscher Dichter ist der in Siebenbürgen heimatisierte Heinrich Zillich. Die Chronik seines Schaffens zeigt das Bild einer stetigen Entwicklung und Reife, die kürzlich in seinem ersten großen Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ einen eindrucksvollen Höhepunkt erreichte. Mit ihm erweist sich Zillich als ein Dichter, der in der Vollkraft seines Schaffens steht, der nicht mit einmaligen explosiven Jugenleistungen den gesunden Weg alles Werdenden und Reifenden verließ. So steht im Grunde der breite Strom eines kommenden dichterischen Lebenswerkes noch vor ihm. Es gibt der Betrachtung seines dichterischen Wesens und Wertes eine breitere Grundlage, wenn man sein bisheriges Werk schon ausweitet auf Früchte des Kommenden, die dieses Werk umhüllend und verspricht.

Heinrich Zillich ist der Herkunft seiner väterlichen Ahnen nach Banater Schwabe. Erst sein Großvater hat sich als Handwerksmeister in Siebenbürgen niedergelassen und seinen Kindern und Enkeln dort die neue auslanddeutsche Heimat gegeben. Dehnen sich so schon im Ursprung und Herkommen Zillichs weitere Bereiche heimatischer Herkunft, so haben diese Bereiche das Erlebnis des Krieges, in den der 18jährige 1916 zog, und später ein weitgezogenes Wanderleben in Europa, Studien in Berlin und eine vielseitige und fruchtbare künstlerische Arbeit zu einer umfassenden Bildung ausgeweitet, die im Frühschaffen Zillichs auch zum Mittelpunkt dichterischen Niederschlages wurde. Erst als er mit Frau und Kindern wieder zur Geschäftigkeit seiner Ahnen in die siebenbürgische Heimat zurückkehrte, ist auch sein Dichtertum wieder in den Nährgrund volllicher und landschaftlicher Heimat eingeleitet und zu jener echten Größe und Wahrhaftigkeit gewachsen, die seine Arbeit heute auszeichnet. Die gemeinschaftsbildende Macht des Volkes und der Heimat hat die Lebens- und Schaffensbahn Zillichs letzten Endes bestimmt. Aus dieser Macht ist seine dichterische Arbeit von Traum und Sehnsucht eines Romantikers in die Tat und Arbeit eines volksdeutschen Bannerträgers unter den Dichtern emporgestiegen. Aber auch hier fesselt den Bewährten nicht die Enge. Die Heimat bleibt ihm Symbol für eine größere Heimat. Seine auslanddeutsche Gemeinschaft wird ihm zum Sinnbild einer größeren Gemeinschaft.

Heinrich Zillich gehört zur Frontgeneration deutscher Dichter, die der einsamen Dichterstube entragt haben, wenn Gebot der Zeit, Not des Volkes und Bedrohung des Deutschtums es verlangten. So ist er, lange bevor sein dichterisches Werk im Reich selbst aufhören ließ, bekannt geworden als einer der geistigen Vorführer und kulturellen Erneuerer des siebenbürgischen Deutschtums. Er gründete im Jahre 1924 in Kronstadt die Zeitschrift „Klingsor“. Diese Zeitschrift wurde ein Sammelbecken des kulturellen Wesens des Deutschtums im Südosten.

Daneben wurden seine ersten Dichtungen, den Anstoß gab ohne Zweifel auch starke lyrische Begabung. Zillich hat einen breitflügelnden Atem in seinen Gedichten, einen unerschöpflichen Reichtum an Einfällen wunderbarster Gleichnisse und Bilder. Lebte in seinen ersten Gedichtbänden, wie etwa „Die Strömung“ und „Strömung und Erde“, noch Ueberstimmung und manche ungegättete Ueberstimmung, so hat er in dem Band „Romme, was will“ (Verlag Langen-Müller, München) eine meisterhafte Wandigung der Form erreicht. Seine Gedichte sind einmal von volkstümlicher Schlichtheit, ein andermal von balladester Schwermut und Verhalteneheit, dann wieder, wie etwa in dem erschütternden Gedicht „Vermächtnis“, voll ergener Kraft und dem Adel eines gehärteten Mannestums. Er pflegt das bezeichnende Verfahren, daß er in jeden neuen Gedichtband die besten Gedichte (und seine Wahl zeugt für die wachsende Reife) der früheren Gedichtbände wieder mitaufnimmt. Die Gesamternte ist so nach der Zahl gering, aber nach Gewicht um so überzeugender.

Seine epische Begabung bewies Heinrich Zillich dann an einer Reihe größerer und kleinerer Novellen, von denen einige schon die Grenzen des Romanes streifen. Sie sind in ihrer Art und Form zum Teil klassische Meister-

werke der deutschen Novelle und haben bestimmt mit dazu beigetragen, diese vielfach vernachlässigte Seite des deutschen Prosaschaffens in würdige Bahnen zu führen. Wir nennen an der Spitze die Kriegsnovelle „Der Urlaub“ (Band 24 der „Kleinen Bücherei“ Langen-Müller Verlag München). Ihr Geist ist der jenes stillen inneren Heroismus, der vor dem eigenen Gewissen handelt und nicht im Wirbel von Ruhm und Ehrgeiz. Hat Zillich hier schon eine erste Stufe einer Vereinfachung und Formung der Sprache erreicht, so erklimmt er den Höhepunkt epischer Ruhe im Erzählen und organischen Wachsenlassen eines Geschehens in einer kleinen Erzählung „Die Reinerbachmühle“ (Verlag Reclam, Leipzig). Sie spielt zum ersten Male völlig in seiner siebenbürgischen Heimat und wird so fast zu einem Gleichnis zwischen Lebensgang und Schaffensweg des Dichters. Hier leuchtet zum erstenmal auch bereits das ewige auslanddeutsche Problem in seiner ganzen Schicksalhaftigkeit und Verantwortung auf. Seine Lösung lautet Kampf, Arbeit und Treue! Wenig später erscheint ein Sammelband von fünf Novellen unter dem Titel „Sturz aus der Kindheit“ (Verlag Staackmann, Leipzig). Zwischen Einzelschicksalen und persönlichen Dingen strahlen auch hier zum erstenmal der nahe Kreis und Glanz seiner Heimat auf.

Seiner Pflicht und seiner Heimat hat er nun ein Denkmal gesetzt, das zu den großen Meisterwerken der politischen Dichtung unserer Zeit gehört, den Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ (Verlag Langen-Müller, München 1936). Man hat mit gutem Recht dieses

Werk Zillichs mit Hans Grimms „Voll ohne Raum“ verglichen. Alles, was unsere Zeit an geistiger und künstlerischer, an politischer und völkischer Forderung bei der deutschen Dichtung anzumessen hat, ist in diesem Werk eines Auslanddeutschen zur Wirklichkeit geworden. Dem Buch selbst ist unlängst an dieser Stelle eine ausführliche Würdigung zuteil geworden. Es bleibt uns also nur, es seiner Bedeutung nach im Lebenswerk Heinrich Zillichs einzuordnen. Es spielt in der engsten kleinen behüteten Gemeinschaft der siebenbürgischen Heimatstadt des Dichters, der er schon einmal ein kleines Abbild ihrer eigenartigen Sendung und Schönheit geschenkt hat: „Kronstadt“ (erschienen 1927 im Klingsorverlag, Kronstadt). Nun ist diese Stadt auch in seinem großen Roman zu einer deutschen Gestalt und Form geworden. Aber dieser Roman hat noch den Ursprung einer größeren Heimat, durch die erst diese kleine ihren Sinn und ihre wahre Größe erhält: das Deutschtum und die Welt, in der es wirkt und kämpft und Vorbild ist, und so steht es als Endpunkt einer Entwicklung, die dem Dichter sein Volk und seine Not, aber auch seine unverfälschbare Kraft zu geben zwang.

Zillich weiß, woher ihm das Geschenk seiner Aufgabe kommt, und er sagt es auch in einem Nachwort zu seinem Roman. Er schließt es mit Worten, die über dem Lebenswerk nicht nur Heinrich Zillichs, sondern der auslanddeutschen Dichtung überhaupt ihrem inneren Sinn und Bedeuten nach stehen könnten: „So ist dieses Buch Abbild und Sinnbild zugleich. Beschließe ich es, sei mein letzter Dank den Völkern des Romans dargebracht für ihre Gaben an den Verfasser, der seines Volkes erst ganz bewußt wurde, als er das Arzteigene an anderer Art erlebte. Dabei erkannte er, daß deutsches Volk groß genug ist, aller Völker Wesen und Recht zu begreifen, sich selbst daran wachsend, spendend und bewahrend zu erfüllen.“

Kurt Ziesel

Von schönem Schrifttum

Heinrich Zillich

Von Dr. C. Ugenbeck

Der Siebenbürgener Heinrich Zillich hat heute bereits in die Sammlung „Dichtung der Gegenwart in Schulausgaben“ Eingang gefunden. Politischer Dichter im Sinne einer neuen Wertung dieses Begriffes, gehört er, wie Wilhelm Pleyer und Gottfried Rothacker, zu jenen ersten Vorkämpfern des volksdeutschen Gedankens, denen persönliches Erleben im Völkerwirrsal des deutschen Ostraumes früher als uns im Altreich zur harten Schicksalschule und zum Anstoß ihres Werkes und ihres Bekenntnisses wurde.

1898 als Sohn eines Fabrikdirektors in einer Siedelung bei Kronstadt geboren, zieht er 1916 als Tiroler Kaiserjäger in den Weltkrieg, den er bis zum Ende mitkämpft. Nach dem Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie und der Eingliederung Siebenbürgens in den rumänischen Staat wird er 1919 zum rumänischen Heeresdienst eingezogen und nimmt am Feldzug gegen das rote Ungarn teil. 1920 geht er zum Studium der Staatswissenschaft nach Berlin und findet dort ein Deutschland vor, von dem er nicht glauben will, daß es sich nach einem solchen Feldenkampf selbst aufgegeben hat. Zillich bringt es nicht fertig, sich Spenglers „heroischer Philosophie des Sterbenmüssens“ zu verschreiben. Dem herrschenden Zeitgeist zum Trotz schreibt er seine ersten Bekenntnisgedichte, darunter die aufrüttelnde „Ballade vom unbekannten Soldaten.“ 1924 kehrt er in die Heimat zurück und gründet dort die Zeitschrift „Klingsor“, die als Sprachrohr der jungen deutschen Generation bald zum geistig führenden Blatt des gesamten Deutschtums in Rumänien aufrückt.

Von da an verschreibt er sich immer leidenschaftlicher dem volksdeutschen Gedanken, dem er in vielen Aufsätzen und Gedichten Ausdruck gibt. In dieser Zeit erscheinen auch seine ersten Erzählungen „Der Vater“ und „Attilas Ende“, worin er in einer eindrucksvollen Schau auf die Gefahr des asiatischen Ostens hinweist, der nach dem verlorenen Krieg in Form des bolschewistischen Chaos ein zweitesmal über ein blutendes und widerstandslos gewordenes Europa hereinzubrechen droht. In der schönen Erzählung „Wälder und Laternenschein“, worin er seine Jugenderlebnisse in Siebenbürgen aufzeichnet und in der späteren dichterischen Schilderung „Kronstadt“ zeigt er uns, was der Osten dem dort ringenden Deutschtum bedeutet, nicht nur als seelischer Schicksalsraum, sondern auch als Lebensraum, aus dem es gefährbedrohtes Volkstum zu retten gilt. Was sonst von bleibendem Wert in dieser Zeit entsteht, faßt der Novellenband „Sturz aus der Kindheit“ zusammen. Später gibt er in zwei Gedichtbändchen „Strömung und Erde“ (1928) und „Komme was will“ (1935) diesem Heimerlebnis auf fernem Posten und der sittlichen Verantwortung, die es dem einzelnen zwischen fremdem Volkstum auferlegt, starken, vom Kriegserlebnis geprägten, lyrischen Ausdruck. 1933 erscheint seine preisgekrönte Novelle „Der Urlaub“, ein hohes Lied auf die Tugenden strenger Pflichtauffassung und der Kameradschaft, in denen die harten deutschen Daseinsgesetze bis über den Tod ihre Erfüllung finden.

In den folgenden Werken weitet sich der Blick für die Aufgaben des sich neu ordnenden Reiches immer mehr. Die Erkenntnisse volkspolitischer Zusammenhänge vertiefen sich. In „Die Reinerbachmühle“ (1935), wo er von der Rettung be-

schönem Schrifttum

drohten deutschen Besitzes berichtet, und in „Der baltische Graf“ (1937) schreitet er über den engeren Kreis persönlicher Daseins- und Charakterbewährung hinaus. Zillich wird zum politischen Verfechter und dichterischen Kündler südosideutschen Lebenswillens.

Schon seiner „Reinerbachmühle“ hatte man das Lob erteilt, eine kleine Fibel volkspolitischer Lehren zu sein. Damals war sein großer volkspolitischer Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ (1937), der dieses Lob in noch größerem Maße verdient, weil er uns die bisher umfassendste und kenntnisreichste Ueberschau über die durch den Osten uns erteilten volkspolitischen Lehren erteilt, noch nicht erschienen.*) Heute wissen wir, daß wir ihn, neben Grimms „Volk ohne Raum“ und Pontens „Volk auf dem Wege“, zu jenen großen politischen Romanen zählen dürfen, von denen wir in Deutschland erst wenige haben.

Zillichs letzter Roman „Der Weizenstrauß“ (1938), der Roman einer entscheidenden Liebe, zugleich aber ein tiefgeschautes Bild der Geschichte des siebenbürgischen Landes und Volkes seit Ende des Weltkrieges, zeigt uns den Dichter auf der Höhe seines bisherigen Schaffens. Hier, von persönlichen Schicksalen ausgehend und sie ins Allgemeingültige und Symbolhafte steigend, gibt er dem volksdeutschen Roman eine Form, die ihn zu einem Meister dieser noch jungen epischen Gattung macht.

Von Heinrich Zillich sind erschienen im Verlag Albert Langen/Georg Müller, München: Der Urlaub — Der baltische Graf — Zwischen Grenzen und Zeiten — Der Weizenstrauß. Im Verlag Ph. Reclam: Die Reinerbachmühle. Im Verlag L. Staackmann: Sturz aus der Kindheit. Im Schaffstein-Verlag, Köln: Die gefangene Eiche u. a. siebenbürgische Erzählungen.

*

Aus Heinrich Zillich:

Der Weizenstrauß

Am 8. Oktober 1916 fiel in der Schlacht bei Kronstadt auf der schönsten Hochfläche Siebenbürgens vor dem dunklen Antlitz des Grenzgebirges der Leutnant Dieter von Welch wenige Augenblicke bevor seine Kameraden in die Stadt eindrangen. In die Brust getroffen stürzte er rücklings einen Bachabfall hinunter bis ins Uferkraut, wo zwischen Binsen und Stauden verwehelter Weizensamen spät zu etlichen Halmen ausgereift war, die hier in der sonnenarmen Kühle noch voll Aehren standen. Als die Leute seiner Kompanie am nächsten Morgen den Toten aufhoben, um ihn zur Stadt zu tragen, hielt die herabschlenkernde Recke einige Weizengräser, an denen sie sich wie am Brot des Lebens vergebens festzuklammern versucht haben mochte. Die Soldaten ließen das trockene Sträußchen, aus dem beim Schreiten der Träger manchmal ein Korn zur Erde rollte, in den kalten Fingern, und einer meinte, dem Leutnant könne kein besserer Kranz bereitet werden als aus dem Pflanzenbett, wo er den ewigen Schlaf begonnen habe. Da ging der Soldat zurück, schlug mit dem Seitengewehr mehrere Arme voll Grün ab, wand ein Gebinde, verflocht es mit den letzten Aehren, die er noch fand, und legte es nachher auf den Erdhügel, unter dem der Leutnant von Welch mit seinem Weizensträußchen alle weiteren Stunden verschlafen mußte.

Als Leutnant von Welch fiel, war er nur zwei Jahre lang verheiratet gewesen, einer jener sehr jungen Ehemänner, die bei Ausbruch des Kriegs rasch und heiß Hochzeit gemacht hatten, während vor dem Tor schon zum Abmarsch geblasen wurde.

*) Vgl. dazu Dezemberheft der „Scholle“ 1937 (Romane des Jahres).

Deutsches Lied in Siebenbürgen

Eine der erfreulichsten Erscheinungen im deutschen Literaturleben unserer Zeit ist die Ermannung auch des Auslandsdeutschtums zu starkem dichterischen Selbstzeugnis. Und die liebevolle Aufnahme, welche die auslandsdeutsche Dichtung im Reiche findet, ist ein schönes Zeichen für unsere innige Verbundenheit mit den Volksgenossen in aller Welt. So sind uns vor allem auch die Heimat, die Lebenswelt und der Selbsterhaltungskampf der Siebenbürgendeutschen durch das Wort ihrer Dichter wie Adolf Meschendörfer, Erwin Wittstock und Heinrich Zillich vertraut geworden. Der Lebensweg und die literarische Entwicklung Heinrich Zillichs, der 1889 in Kronstadt geboren wurde, erscheinen uns als besonders kennzeichnend für ein auslandsdeutsches Schicksal. Da Siebenbürgen vor dem Weltkrieg zu Ungarn gehörte, erlebte er die letzten Kriegsjahre noch als österreichischer Kaiserjäger an der Alpenfront. Nach dem Kriege kämpfte er unter rumänischer Fahne gegen die Kommunisten in Ungarn. Aus den Wirren der Nachkriegszeit, die ihn als Student in Berlin um 1920 erfassten und bedrängten, kehrte er in die siebenbürgische Heimat zurück und wirkt seither als Herausgeber der Zeitschrift "Klingsor" an der Stärkung des kulturellen Selbstbewusstseins des Siebenbürgendeutschtums. Von dessen Kampf um seine Eigenart und um gute Nachbarschaft zu den fremden Völkerschaften erzählt Zillich in seinen bekannten Erzählungen, etwa dem Novellenband "Sturz aus der Kindheit" oder dem grossen Nachkriegsroman "Zwischen Grenzen und Zeiten"; dabei erhebt er die ihm naheliegenden Fragen zu Gleichnissen allgemein-menschlicher Auseinandersetzungen. Menschlich am nächsten kommt uns Zillich in seinen Gedichten, die unter dem Titel "Komme was will" im Verlag Lagen/Müller, München, erschienen sind. Sie spiegeln mit starker Anschaulichkeit und Sinnhaftigkeit, in einer eigenartigen, kräftig-herben Sprache die innere Entwicklung des Dichters, seine seelischen Erfahrungen in der Zeit seines Lebens und im Raum seiner Heimat. So stellt auch die nun folgende kleine Auswahl dieser Gedichte ein ehrliches und ansprechendes Bekenntnis Heinrich Zillichs zu seiner Entwicklung von der Kindheit bis zu den Jahren männlicher Reife dar.

g
w

Heinrich Zillich werd in 1898 geboren als zoon van een fabrieksdirecteur in een nederzetting nabij Kronstadt. Hij kwam op jeugdigen leeftijd naar die stad en bezocht daar ook het Honterus-gymnasium. Nadat hij aan den oorlog had deelgenomen en in Duitschland meerdere jaren in de wijsbegeerte had gestudeerd, richtte hij (in 1925) het tijdschrift „Klingsor” op, dat de taak van Meschendorfers tijdschrift „Karpathen” overnam. Ook Zillich werd voornamelijk door zijn redactioneelen arbeid een leider van de Zevenburgsche Deutsche kultuur.

Zijn literaire oeuvre ondersteunde deze taak, — al heeft Heinrich Zillich geenszins uitsluitend tendentieuus werk geschreven. Daar is Zillich te veel rasauteur voor en het leven tusschen drie verschillende volksstammen heeft zijn artistieke scheppingsvermogen te sterk beïnvloed, dan dat hij uitsluitend politiek georiënteerd proza zou hebben kunnen schrijven. Vooral de minder omvangrijke verhalen zijn zonder politieke aspiraties ontstaan.

De novellen, opgenomen in „Sturz aus der Kindheit”, de kleine roman „Attilas Ende”, die kort geleden in een nieuwe bewerking verscheen, de vertellingen uit „Der Toddergerch” en „Siebenbürgische Flausen”, de novellen „Die Reinerbachmühle”, „Der baltische Graf” en de oorlogsnovelle „Der Urlaub” — zij alle leveren in meerdere of mindere mate het bewijs, dat Zillich een van de meest vooraanstaande auteurs van het Deutsche taalgebied genoemd verdient te worden, een auteur, die boeiend en op een geserreerde, gedisciplineerde wijze weet te vertellen.

Meer op politiek-kultureel gebied is Zillich op den voorgrond getreden in zijn monografie over Kronstadt, in talrijke opstellen en vaak ook in zijn lyriek.

Zijn romans „Der Weizenstrausz” en vooral „Zwischen Grenzen und Zeiten”, zijn pogingen om een breed tafereel te geven van het leven der Duitschers in Zevenburgen temidden van de anders geaarde en anders gezinde overige bevolking. Hierbij treedt hij in de voetsporen van Meschendorfer.

Bruno Brehm:

Kriegsantenne Wien
16. 2. 1940

H e i n r i c h Z i l l i c h

Heinrich Zillich ist im Jahre 1898 zu Kronstadt in Siebenbürgen geboren; seine Mutter entstammt einer siebenbürgischen Familie, sein Grossvater väterlicherseits kam aus dem schwäbischen Banat nach der andern grossen deutschen Stadt Siebenbürgens, nach Hermannstadt, von wo Zillichs Vater dann nach Kronstadt zog. In vielen seiner schönen und vor allem seiner so anschaulichen Geschichten und in seinem mit Preisen ausgezeichneten grossen Roman "Zwischen Grenzen und Zeiten" hat uns Zillich seine Kinder- und Gymnasialjahre in dieser Stadt im Osten geschildert. Um es hier gleich vorwegzunehmen: das, was vielen Binnendeutschen fremd, ja oft schwer erträglich anmutet, das Leben an der Grenze, das Zusammensein mit anderen Völkern, Zillich hat es uns so geschildert, dass alle jene, die ihre Jugend selbst in gemischtsprachigen Gebieten verlebten, wieder jene ebenso geheimnisvolle wie schmerzliche Sehnsucht auch nach dem Klang der anderen Sprache, mit der man im Kampfe lebte, an das Herz greift. Nicht, als ob dies die Lust zu streiten oder immer nur zu kämpfen wäre, es ist etwas ganz anderes, was dieses Nebeneinanderhausen von verschiedenen Völkern mit sich bringt: ein stetes Bemühen, ein Lernen, ein Verstehenwollen und ein Sicherwerden und sich immer wieder bestätigt sehen in seiner Eigenart gegenüber den anderen. Ängstliche packt an den Grenzen die Angst, Mutige finden an den Grenzen Aufgaben und Arbeit, die ihren Lohn in sich selbst trägt. Alles, was das Leben an der Grenze- und gar an seiner so weit vorgeschobenen, auf einer Insel zwischen fremden Völkern laufenden Grenze an Reichtum und an Farben mit sich bringt, Zillich hat es bis zum letzten ausgeschöpft.

ikgs

Den Dienst für das Reich, den Dienst für den neuen Staat hatte Zillich geleistet, nun kam der Dienst an seiner engeren Heimat. Er gründete, um im Volkstumskampf eine Waffe zu haben, seine Zeitschrift "Klingsor", die in ihrer Art, Haltung und geistigen Höhe ein Muster war. Mit kleineren Beiträgen, mit seinen so gut gesehenen Geschichten begann er selbst die Mitarbeit und er arbeitete nicht nur an seiner Zeitschrift sondern auch an sich selbst. Die Frucht seiner Bemühungen trat für einen weiten Kreis zum erstenmale deutlich in seinem grossen, schon oben erwähnten Roman zutage, der nach Stoff, Umfang, Gliederung und Beherrschung des Themas eine gewaltige Leistung darstellt. Nur wer selbst sicher steht und seiner selbst sicher ist, vermag es, so gerecht zu sein, wie es Zillich ist und sich nicht von einer vielleicht ja nur zu begreiflichen Verbitterung packen zu lassen.

Es war und ist mir daher auch immer wieder eine Freude, diesen ^{ihm} ritterlichen und ehrenhaften Mann zu treffen, zu sprechen und mit ~~ihm~~ Sorgen und Freuden, Hoffnungen und Meinungen auszutauschen, gleichviel, wo immer ich ihn treffe: stets trägt er im Herzen seine Heimat mit sich und bleibt auch im Reiche, wo er nun seit Jahren am Starnberger See wohnt, ein getreuer Sohn seiner Heimat.

Als hätte die andere Seite seines Wesens, die stille und ruhige, die schildernde und liebende nach seinem grossen Zeitroman "Zwischen Grenzen und Zeiten" nach einen Ausdruck gesucht, gab uns Zillich sein inniges Buch: Der Weizenstrauss.

Es ist gut mit seinen Büchern zu sein, wenn man ihn und sein offenes Wesen kennt, weil man aus jeder Zeile seine Stimme hört. Wer aber einen braven Mann, der sein Handwerk beherrscht und seine Aufgaben übersieht, kennen lernen will, der greife zu seinen Büchern. Er wird in allen das Hohelied der Heimat finden, das Sie, liebe Hörerinnen und Hörer, jetzt vernehmen werden.

Deutsche, Rumänen. Ungarn und die zwischen ihnen umherirrenden Zigeuner, sie alle treten in seinen Geschichten und Romanen auf, und Gerechtigkeit gegen alle Völker, diese den Deutschen so gut stehenden Eigenschaft, lässt alle zu Worte kommen und ist gegen alle aufgeschlossen und freimütig.

Im Jahre 1916 rückt Zillich gleich nach der Reifeprüfung, von der Schulbank weg, zu den Kaiserjägern ein. Unvergesslich hat er sein stolzes Regiment und dessen tapfere Kämpfe an der Südfront gegen Italien in seiner Buche "Zwischen Grenzen und Zeiten" geschildert. Und wie es zwischen uns Soldaten der einstigen österreichisch-ungarischen Armee Brauch ist, mit "weissst du noch?" zu beginnen und von alten, längst vergangenen Tagen zu erzählen, so hat Zillich weder in Gesprächen noch in seinen Werken jemals den Dank verleugnet, den er seinem Regiment, seinen Kameraden und der Erziehung bei den Kaiserlichen schuldet. Wieviel er und wieviel wir alle schulden, kommt uns mit den Jahren immer mehr zum Bewusstsein. Während er im Süden an der Front stand, überschritt das rumänische Heer die Pässe seiner Heimat und drang in Siebenbürgen ein. "Wochenlang," so schreibt er selbst in einem kurzen Lebensabriss, "wusste ich nichts von meinen Eltern und Geschwistern; wir standen alle in verschiedener Form unter dem Zwang des Schicksals; dann erfolgte der Vormarsch deutscher und österreichischer Heere in Siebenbürgen; meine Eltern kehrten zurück und setzten das Vaterhaus wider instand."

Der Zusammenbruch der Mittelmächte im November 1918 überraschte Zillich in der Heimat während eines Fronturlaubes. Siebenbürgen kam zu Rumänien. Und während wir im Herzen der ehemaligen Monarchie wie betäubt von diesem Schlage waren, begann an den Grenzen des einst so grossen Reiches noch einmal der Krieg, Zillich musste zur rumänischen Armee einrücken und gegen Räteungarn marschieren.

Bruno Brehm über Heinrich Zillich, Reichssender Wien am 15.2.1940

Heinrich Zillich ist im Jahre 1898 zu Kronstadt in Siebenbürgen geboren; seine Mutter entstammt einer siebenbürgischen Familie, sein Großvater väterlicherseits kam aus dem schwäbischen Banat nach der anderen großen deutschen Stadt Siebenbürgens, nach Hermannstadt, von wo Zillichs Vater dann nach Kronstadt zog. In vielen seiner schönen und vor allem seiner ~~40~~ anschaulichen Geschichten und in seinem mit Preisen ausgezeichneten großen Roman "^mZischen Grenzen und Zeiten" hat uns Zillich seine Kinder- und Gymna~~s~~sialjahre in dieser Stadt im Osten geschildert. Um es hier gleich vorwegzunehmen: das, was viele~~x~~ Binnendeutschen fremd, ja oft schwer erträglich anmutet, das Leben an der Grenze, das Zusammensein mit anderen Völkern, Zillich hat es uns so geschildert, daß alle jene, die ihre Jugend selbst in gemischtsprachigen Gebieten verlebten, wieder jene, ~~xxxx~~ ebenso geheimnisvolle wie schmerzliche Sehnsucht auch nach dem Klang der anderen Sprache, mit der man im Kampfe lebte, an das Herz greift. Nicht, als ob ~~es~~ dies die Lust zu streiten oder immer nur zu kämpfen wäre, es ~~ist~~ ^{ist} etwas ganz and~~er~~es, was dieses Nebeneinanderhausen von verschiedenen Völkern mit sich bringt: ein stetes Bemühen, ein Lernen, ein Verstehenwollen und ein Sicherwerden und sich immer wieder bestätigt sehen in seiner Eigenart gegenüber den anderen. Ängstliche packt an den Grenzen die Angst, Mutige finden an den Grenzen Aufgaben und Arbeit, die ihren Lohn in sich selbst trägt. Alles, was das Leben an der Grenze- und gar an seiner so weit vorgeschobenen, auf einer Insel zwischen fremden Völkern laufenden Grenze an Reichtum und an Farben mit sich bringt, Zillich hat es bis zum letzten ausgeschöpft. Deutsche, Rumänen, Ungarn und die zwischen ihnen umherirrenden Zigeuner, sie alle treten in seinen Geschichten und Romanen auf, und Gerechtigkeit gegen alle Völker, diese den

Deutschen so gut stehende Eigenschaft, läßt alle zu Worte kommen und ist gegen alle aufgeschlossen und freimütig.

Im Jahre 1916 rückt Zillich gleich nach der Reifeprüfung, von der Schulbank weg, zu den Kaiserjägern ein. Unvergeßlich hat er sein stolzes Regiment und dessen tapfere Kämpfe an der Südfront gegen Italien in seinem Buche "Zwischen Grenzen und Zeiten" geschildert. Und wie es zwischen uns Soldaten der einstigen Österreich-ungarischen Armee Brauch ist, mit "weißt du noch?" zu beginnen und von alten, längst vergangenen Tagen zu erzählen, so hat Zillich weder in Gesprächen noch in seinen Werken jemals den Dank verleugnet, den er seinem Regiment, seinen Kameraden und der Erziehung bei den Kaiserlichen schuldet. Wieviel er und wieviel wir alle schulden, kommt uns mit den Jahren immer mehr zum Bewußtsein. Während er im Süden an der Front stand, überschritt das rumänische Heer die Pässe seiner Heimat und drang in Siebenbürgen ein. "Wochenlang," so schreibt er selbst in einem kurzen Lebensabriß, "wußte ich nichts von meinen Eltern und Geschwistern; wir standen alle in verschiedener Form unter dem Zwang des Schicksals; dann erfolgte der Vormarsch deutscher und österreichischer Heere in Siebenbürgen; meine Eltern kehrten zurück und setzten das Vaterhaus wieder instand."

Der Zusammenbruch der Mittelmächte im November 1918 überraschte Zillich in der Heimat während eines Fronturlaubes. Siebenbürgen kam zu Rumänien. Und während wir im Herzen der ehemaligen Monarchie wie betäubt von diesem Schlage waren, begann an den Grenzen des einst so großen Reiches noch einmal der Krieg, Zillich mußte zur rumänischen Armee einrücken und gegen Räteungarn marschieren.

Den Dienst für das Reich, den Dienst für den neuen Staat hatte Zillich geleistet, nun kam der Dienst an seiner engeren Heimat. Er gründete, um im Volkstumskampf eine Waffe zu haben, seine Zeit-

schrift "Klingsor", die in ihrer Art, Haltung und geistigen Höhe ein Muster war. Mit kleineren Beiträgen, mit seinen so gut gesehenen Geschichten begann er selbst die Mitarbeit und er arbeitete nicht nur an seiner Zeitschrift sondern auch an sich selbst. Die Frucht seiner Bemühungen trat für einen weiten Kreis zum erstenmal deutlich in seinem großen schon oben erwähnten Roman zutage, der nach Stoff, Umfang, Gliederung und Beherrschung des Themas eine gewaltige Leistung darstellt. Nur wer selbst sicher steht und seiner selbst sicher ist, vermag es, so gerecht zu sein, wie es Zillich ist und sich nicht von einer vielleicht ja nur zu begreiflichen Verbitterung packen zu lassen.

Es war und ist mir daher auch immer wieder eine Freude, diesen ritterlichen und ehrenhaften Mann zu treffen, zu sprechen ~~an~~ und mit ihm Sorgen und Freuden, Hoffnungen und Meinungen auszutauschen, gleichviel, wo immer ich ihn treffe: stets trägt er im Herzen seine Heimat mit sich und bleibt auch im Reiche, wo er nun seit Jahren am Starnberger See wohnt, ein getreuer Sohn seiner Heimat.

Als hätte die andere Seite seines Wesens, die stille und ruhige, die schildernde und liebende nach seinem großen Zeitroman "Zwischen Grenzen und Zeiten" nach einem Ausdruck gesucht, gab uns Zillich sein inniges Buch: "Der Weizenstrauß"

Es ist gut mit seinen Büchern zu sein, wenn man ihn und sein offenes Wesen kennt, weil man aus jeder Zeile seine Stimme hört. Wer aber einen braven Mann, der sein Handwerk beherrscht und seine Aufgaben übersieht, kennen lernen will, der greife zu seinen Büchern. Er wird in allen das Hohelied der Heimat finden, das Sie, liebe Hörerinnen und Hörer, jetzt vernehmen werden.

Bruno Brehm über Heinrich Zillich, Reichssender Wien am 16.2.1940

Heinrich Zillich ist im Jahre 1898 zu Kronstadt in Siebenbürgen geboren; seine Mutter entstammt einer siebenbürgischen Familie, sein Großvater väterlicherseits kam aus dem schwäbischen Banat nach der anderen großen deutschen Stadt Siebenbürgens, nach Hermannstadt, von wo Zillichs Vater dann nach Kronstadt zog. In vielen seiner schönen und vor allem seiner so anschaulichen Geschichten und in seinem mit Preisen ausgezeichneten großen Roman "Zischen Grenzen und Zeiten" hat uns Zillich seine Kinder- und Gymnasialjahre in dieser Stadt im Osten geschildert. Um es hier gleich vorwegzunehmen: das, was vielen Binnendeutschen fremd, ja oft schwer erträglich anmutet, das Leben an der Grenze, das Zusammensein mit anderen Völkern, Zillich hat es uns so geschildert, daß alle jene, die ihre Jugend selbst in gemischtsprachigen Gebieten verlebten, wieder jene, ~~niemals~~ ebenso geheimnisvolle wie schmerzliche Sehnsucht auch nach dem Klang der anderen Sprache, mit der man im Kampfe lebte, an das Herz greift. Nicht, als ob dies die Lust zu streiten oder immer nur zu kämpfen wäre, es ist etwas ganz anderes, was dieses Nebeneinanderhausen von verschiedenen Völkern mit sich bringt: ein stetes Bemühen, ein Lernen, ein Verstehenwollen und ein Sicherwerden und sich immer wieder bestätigt sehen in seiner Eigenart gegenüber den anderen. Ängstliche packt an den Grenzen die Angst, Mutige finden an den Grenzen Aufgaben und Arbeit, die ihren Lohn in sich selbst trägt. Alles, was das Leben an der Grenze- und gar an seiner so weit vorgeschobenen, auf einer Insel zwischen fremden Völkern laufenden Grenze an Reichtum und an Farben mit sich bringt, Zillich hat es bis zum letzten ausgeschöpft. Deutsche, Rumänen, Ungarn und die zwischen ihnen umherirrenden Zigeuner, sie alle treten in seinen Geschichten und Romanen auf, und Gerechtigkeit gegen alle Völker, diese den

Deutschen so gut stehende Eigenschaft, läßt alle zu Worte kommen und ist gegen alle aufgeschlossen und freimütig.

Im Jahre 1916 rückt Zillich gleich nach der Reifeprüfung, von der Schulbank weg, zu den Kaiserjägern ein. Unvergeßlich hat er sein stolzes Regiment und dessen tapfere Kämpfe an der Südfront gegen Italien in seinem Buche "Zwischen Grenzen und Zeiten" geschildert. Und wie es zwischen uns Soldaten der einstigen österreich-ungarischen Armee Brauch ist, mit "weißt du noch?" zu beginnen und von alten, längst vergangenen Tagen zu erzählen, so hat Zillich weder in Gesprächen noch in seinen Werken jemals den Dank verleugnet, den er seinem Regiment, seinen Kameraden und der Erziehung bei den Kaiserlichen schuldet. Wieviel er und wieviel wir alle schulden, kommt uns mit den Jahren immer mehr zum Bewußtsein. Während er im Süden an der Front stand, überschritt das rumänische Heer die Pässe seiner Heimat und drang in Siebenbürgen ein. "Wochenlang," so schreibt er selbst in einem kurzen Lebensabriß, "wußte ich nichts von meinen Eltern und Geschwistern; wir standen alle in verschiedener Form unter dem Zwang des Schicksals; dann erfolgte der Vormarsch deutscher und österreichischer Heere in Siebenbürgen; meine Eltern kehrten zurück und setzten das Vaterhaus wieder instand."

Der Zusammenbruch der Mittelmächte im November 1918 überraschte Zillich in der Heimat während eines Fronturlaubes. Siebenbürgen kam zu Rumänien. Und während wir im Herzen der ehemaligen Monarchie wie betäubt von diesem Schlage waren, begann an den Grenzen des einst so großen Reiches noch einmal der Krieg, Zillich mußte zur rumänischen Armee einrücken und gegen Räteungarn marschieren.

Den Dienst für das Reich, den Dienst für den neuen Staat hatte Zillich geleistet, nun kam der Dienst an seiner engeren Heimat. Er gründete, um im Volkstumskampf eine Waffe zu haben, seine Zeit-

schrift "Klingsor", die in ihrer Art, Haltung und geistigen Höhe ein Muster war. Mit kleineren Beiträgen, mit seinen so gut gesehenen Geschichten begann er selbst die Mitarbeit und er arbeitete nicht nur an seiner Zeitschrift sondern auch an sich selbst. Die Frucht seiner Bemühungen trat für einen weiten Kreis zum erstenmal deutlich in seinem großen schon oben erwähnten Roman zutage, der nach Stoff, Umfang, Gliederung und Beherrschung des Themas eine gewaltige Leistung darstellt. Nur wer selbst sicher steht und seiner selbst sicher ist, vermag es, so gerecht zu sein, wie es Zillich ist und sich nicht von einer vielleicht ja nur zu begreiflichen Verbitterung packen zu lassen.

Es war und ist mir daher auch immer wieder eine Freude, diesen ritterlichen und ehrenhaften Mann zu treffen, zu sprechen und mit ihm Sorgen und Freuden, Hoffnungen und Meinungen auszutauschen, gleichviel, wo immer ich ihn treffe: stets trägt er im Herzen seine Heimat mit sich und bleibt auch im Reiche, wo er nun seit Jahren am Starnberger See wohnt, ein getreuer Sohn seiner Heimat.

Als hätte die andere Seite seines Wesens, die stille und ruhige, die schildernde und liebende nach seinem großen Zeitroman "Zwischen Grenzen und Zeiten" nach einem Ausdruck gesucht, gab uns Zillich sein inniges Buch: "Der Weizenstrauss".

Es ist gut mit seinen Büchern zu sein, wenn man ihn und sein offenes Wesen kennt, weil man aus jeder Zeile seine Stimme hört. Wer aber einen braven Mann, der sein Handwerk beherrscht und seine Aufgaben übersieht, kennen lernen will, der greife zu seinen Büchern. Er wird in allen das Hohelied der Heimat finden, das Sie, liebe Hörerinnen und Hörer, jetzt vernehmen werden.

Blick nach Südosten

Der Erzähler Heinrich Jizlich / Von Wilhelm Krull, Ahim

Als am 16. Oktober, abends 9 Uhr, durch Sondermeldung aus dem Führerhauptquartier der Fall Odessas bekanntgegeben wurde, erklang, wohl zum erstenmal im deutschen Rundfunk, allein die rumänische Nationalhymne. Ihr folgten rumänische Märsche und Weisen. In diesen Augenblicken erinnerten sich gewiß viele an die anerkennenden Worte, die Adolf Hitler auf der letzten Rundgebung im Sportpalast für die Rumänen und ihren Marschall Antonescu gefunden. Gleichzeitig waren darin die Schwierigkeiten angedeutet worden, die der Staat Rumänien besonders in den letzten Jahren zu überwinden gehabt hatte.

Sicherlich wird Rumänien bei der Neuordnung Europas, die lediglich unter Führung und Schutz der Achsenmächte Schritt um Schritt, also planmäßig, vollzogen wird, eine nicht unbedeutende Aufgabe zu lösen haben. Aus diesem Grunde ist es angebracht und zugleich lohnend, sich mit dem Volk der Rumänen und ihrem Staate zu beschäftigen, um über die völkischen Voraussetzungen Klarheit zu gewinnen. Das ist unbedingt notwendig. Bis zum Schiedsspruch der Achsenmächte 1940 hatten neben 72 v. H. Rumänen noch folgende Volksgruppen hier ihre Heimat: Deutsche, Magyaren, Szekler, Ukrainer, Bulgaren, Serben, Tataren, Türken, Griechen, Armenier, Zigeuner und Juden. Auch nach der vorbildlichen Lösung wird es in Rumänien nationale Minderheiten geben, wie dies bei den meisten Balkanstaaten der Fall und hier fast naturgegeben ist.

Immer aber, ob wir an jenes Rumänien denken, das vor Jahrzehnten von den Ententemächten mit teuflischer Absicht geschaffen wurde, oder an das Rumänien des Jahres 1940, oder an das Rumänien der Zukunft, das wieder über Bessarabien verfügen wird, für das 30 000 seiner Söhne ihr Leben gaben, steht eins fest: Die Deutschen in diesem Lande, die durch viele Jahrhunderte ihre Eigenart zu wahren und den Wohlstand auch ihrer Umgebung zu mehren wußten, werden redliche und hingebefähige Hüter ihres Volkstums und zugleich aufrichtige und treue Staatsbürger bleiben, die, den Blick nach Osten gewandt, die europäische Kultur auszubreiten und zu verteidigen willens und fähig sind.

Wie sich ihr Leben in den letzten Jahrzehnten abspielte, welche Formen insbesondere das siebenbürgisch-sächsische Volksschicksal annahm, können wir im Reich am besten in dem dort entwickelten schöngestigen Schrifttum studieren. Nachdem wir vor Jahren schon in einem ausführlichen Beitrag das Lebenswerk Adolf Meischendorfers würdigten, wollen wir heute Heinrich Jizlich und sein episches Schaffen in den Mittelpunkt unserer Betrachtung rücken.

Heinrich Jizlich, geboren am 23. Mai 1898 in der Nähe von Kronstadt, stammt väterlicherseits von Banater Schwaben. Die Ur-

ahnen zogen den Pflug durch das ebene Land von Temesvar. Bis weit in die türkischen Länder hinaus vertaufte der Urgroßvater als wohlhabender Leineweber seine Ware. Die Großväter wohnten als Apotheker und Drogenhändler nahe der Weberbaistei oder blinzelten versonnen in die Schusterfugel. Das letzte hatte auch der Vater versucht, bevor er, von Unruhe getrieben, dem ehrwürdigen Handwerk den Rücken kehrte und sich dem Buchhandel zuwandte, um später als Betriebsleiter einer großen Fabrik zu Ansehen und Einfluß zu gelangen. Die Mutter war eine Siebenbürger Sächsin.¹⁾ Schon diese wenigen Angaben genügen, die seelische Struktur des Dichters und die Entwicklungsmöglichkeiten anzudeuten.

Als Jizlichs Hauptwerk ist der Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ anzusprechen. Obgleich im Nachwort dieser umfassenden und monumentalen Darstellung des siebenbürgischen Volkslebens der Dichter ausdrücklich feststellt, daß „ausnahmslos alle wesentlichen Gestalten des Romans frei erfunden sind und eines wirklichen Vorbildes entbehren“ (S. 645), handelt es sich um eine getreuliche Nachzeichnung der erlebten Wirklichkeit, weshalb das Buch „Abbild und Sinnbild“ zugleich sei.

„Zwischen Grenzen und Zeiten“ soll also nicht als Schlüsselroman gewertet werden; dennoch bilden eigene Erlebnisse und Erlebnisse seinen tragenden Grund.

In seiner schon einmal angeführten Niederschrift über „Heimat und Ahnen“ — veröffentlicht im November 1936 — gibt uns der Dichter die Beweise dafür: „In der Mitte der Landschaft in einer Fabrikiedlung wuchs ich auf. Ich danke Gott, daß ich hier Kind war, in einer Mitte auch ganz anderer Art, denn der bunterbunte siebenbürgische Lebensraum spiegelte sich in der Siedlung. Als ich später daranging, mit dem Blick vom Südosten in einem Roman den Zusammenbruch Österreichs im Weltkrieg zu gestalten bei Einführung ins Eigenleben der davon mitberührten Völker, da konnte ich mich auf meine Kindheitserfahrungen in der Siedlung Brenndorf stützen; ja ich konnte, was ich dankbar tat, die Siedlung selbst immer wieder zur Handlungsmitte machen, in der sich das viel größere Geschehen all der Völkerriche miteinhüllte, die ich zu überblenden versuchte. Solche Erlebnismitte, die in der Vielfalt von Hochgebirge, Ebene, Acker und Wald einen köstlichen Gleichklang findet, ergab sich hier durch das nahe Dorfleben der Deutschen, Rumänen und Ungarn, die alle um die Siedlung hausten und mit ihr zusammenarbeiten.“²⁾

(Fortsetzung folgt)

¹⁾ Siehe „Heimat und Ahnen“, Neue Literatur, 1936, Heft 11, Seite 623 f.

²⁾ Ebenda: S. 625.

Mitteilungsblatt des NSGB.

Gauverwaltung Südhannover-Braunschweig

Nr. 12

Dezember

Jahrgang 1941

Weihnachten 1941

Weihnachten ist uns allen das Fest des Lichtes. Daß wir es in den dunkelsten Tagen des Jahres begehen, kündigt von jenem tiefen, befreienden Glauben, der dem arischen Menschen von jeher eigen ist: daß, wie die Winternacht nicht ewig währt, so auch die anderen lebensfeindlichen Mächte das Feld nicht behalten. Ferne ist uns dabei jene leichtfertige Meinung, als jeße sich das Gute, Edle, Schöne gleichsam aus eigener Schwerkraft durch. Die Wirklichkeit leugnete solche Hoffnung von jeher, die uns umfangende Wirklichkeit läßt für sie vollends nicht den geringsten Schein.

Im alten Volksglauben sind die zwölf heiligen Nächte, in denen das Licht des neuen Jahres geboren wird, nicht Nächte der Stille, sondern Nächte eines großen Ringens zwischen den dunklen und hellen Mächten dieser Erde. Und dem Menschen wird dabei die eigene Macht so groß bemessen, wie sie ist: er hat, weil er es vermag, in den Streit gegen die Gewalten der Finsternis einzugreifen. Der deutsche Mythos vom ewigen Kampf zwischen dem Licht und dem Dunklen, zwischen dem Hohen und dem Niedrigen, zwischen dem Schönen und dem Häßlichen stellt den Menschen mithin nicht außerhalb des Weltgeschehens, sondern mitten hinein. Uraltte Weisheit bestätigt sich in dem Schicksal, das uns alle umfängt und das wir zu bestehen haben. Die Niedrigkeit, die Häßlichkeit, die rohe Gewalt hat sich zu einem Sturm geballt, wie ihn

der diesen lebenszerstörenden Mächten sich seit alters entgegenstimmende arische Mensch nur selten erlebte. Gemäß jenem eingeborenen Wissen, daß der Mensch selber das Ringen des Lichtes, Guten, Schönen gegen ihre Widersacher zu entscheiden hat, warf sich das deutsche Volk Adolf Hitlers mit gesammelter Wehrkraft dem Sturm des Hasses und des Vernichtungswillens entgegen. Wir stehen noch mitten in dem weltwendenden Kampfe. Es wird uns auch diesmal nichts geschenkt. Schon aber ist uns allen das sieghafte Bewußtsein, daß die lebenszerstörenden Gewalten zwar noch zu toben vermögen, die Herrschaft aber nicht mehr erringen können.

Fürwahr, diese Weihnachten sind noch mehr als vordem Sinnbild des Wesens und Wirkens unserer Rasse, die vieltausend Lichter in dunkler Nacht leuchten noch tiefer als sonst uns in das Herz. Sie mahnen an die Bestimmung unserer Art, Lichtträger auf der Welt zu sein; sie stärken Glauben und Willen. Dieser unser Glaube und Wille strömt voll Dankes von der Heimat zur Front, und er antwortet stark und entschlossen von der Front zur Heimat. Er eint alle die — weit über das deutsche Volk hinaus — die aus dem Mythos des Lichtes, wissend oder nichtwissend, leben. Ihre Kraft ist selbst das Licht, das dieser Kampf zum Siege führen wird.

Folgende Kameraden unseres Gaues erhielten Kriegsauszeichnungen:

Die Spange zum E. A. I und Infanterie-Sturmabzeichen:

Leutnant Bruno Walter, Lehrer in Vorsfelde, Kreis Helmstedt

Die Spange zum E. A. II:

Hauptmann Otto Steuerwald, Lehrer in Braunschweig

Das E. A. II:

Oberleutnant Kurt Warzinek, Studienrat in Braunschweig
Unteroffizier Wilhelm Kuck, Mittelschulrektor in Syke

Das Kriegsverdienstkreuz II. Klasse mit Schwertern:

Hauptmann Bruno Thiele, Studienrat in Helmstedt
Hauptmann Gerhard Breithaupt, Studienrat in Northheim (Hannover)

Unteroffizier Fritz Ahrens, Lehrer in Elzenborn über Göttingen

Unteroffizier Gerhard Frobose, Lehrer in Göttingerode über Goslar
Kurt Heise, Oberstudiendirektor in Nienburg/Weser

Blick nach Südosten

Der Erzähler Heinrich Zillich / Von Wilhelm Kruhl, Achim

(Fortsetzung und Schluß)

„Zwischen Grenzen und Zeiten“ ist so ein Entwicklungs- und Erziehungsroman, ein Heimatroman, ein Geschichts- und ein Zeitroman, ein politischer, ein völkischer, ein in die Zukunft weisender und wirkender, zeitnahe und zeitloser Roman.

Das könnte zum Widerspruch reizen: Zeitnahe und zeitlos zugleich! Dennoch ist dem so. „Zwischen Grenzen und Zeiten“ ist ein deutsches Schicksalsbuch von europäischer Bedeutung. Auch in Zukunft werden die Balkanvölker nur gedeihen und ihre Menschen die Segnungen der evolutionären Entwicklung teilhaftig werden und genießen, wenn sie einander achten und friedlich nebeneinander leben: Ungarn, Rumänen, Bulgaren, Slowaken und Kroaten, die sich dem starken Arm des Großdeutschen Reiches und seines Verbündeten beruhigt anvertrauen dürfen.

Diese Erkenntnis beflügelte den Dichter Heinrich Zillich vom ersten Augenblick seines Schaffens an. Man könnte fast von seinem Urerlebnis sprechen, einem seiner Urerlebnisse. Ein zweites nämlich bescherte ihm der Weltkrieg. Grenzscheid und Krieg formten den Mann für sein ganzes Leben, sie riefen ihn, der ein

Berufener war, und zeichneten ihn. „Nur mit verwandelten Böckern läßt sich das Neue schaffen.“ (S. 552.)

Eine solche Verwandlung anzustreben und zu ermöglichen, ihr durch Wort und Schrift und durch die Tat zu dienen, kann als die Lebensaufgabe Heinrich Zillichs herausgestellt werden. Seine Dichtung bekommt dadurch reformatorischen Schwung und beinahe religiöse Kraft: in ihr wird nämlich ein neues Menschentum entwickelt und verwirklicht.

Wer die Werke Heinrich Zillichs sorgsam studiert hat, „Zwischen Grenzen und Zeiten“ vor allem, versteht, daß der Dichter den unwichtigen und nicht durch die französische Zivilisation verdorbenen Rumänen schätzt, obgleich er auch die Gefahren sieht, die dem jungen Volk zu schaffen machen.

Man vergegenwärtige sich nur den bildungshungrigen, aber seinem Volkstum verhafteten und verschworenen Nikolae Blahiza und seinen Vater.

Zillich stellt uns in die Wirklichkeit!

Blick nach Südosten

Der Erzähler Heinrich Jillich / Von Wilhelm Krull, Ahim

Als am 16. Oktober, abends 9 Uhr, durch Sondermeldung aus dem Führerhauptquartier der Fall Odessas bekanntgegeben wurde, ertlang, wohl zum erstenmal im deutschen Rundfunk, allein die rumänische Nationalhymne. Ihr folgten rumänische Märsche und Weisen. In diesen Augenblicken erinnerten sich gewiß viele an die anerkennenden Worte, die Adolf Hitler auf der letzten Rundgebung im Sportpalast für die Rumänen und ihren Marschall Antonescu gefunden. Gleichzeitig waren darin die Schwierigkeiten angedeutet worden, die der Staat Rumänien besonders in den letzten Jahren zu überwinden gehabt hatte.

Sicherlich wird Rumänien bei der Neuordnung Europas, die lediglich unter Führung und Schutz der Achsenmächte Schritt um Schritt, also planmäßig, vollzogen wird, eine nicht unbedeutende Aufgabe zu lösen haben. Aus diesem Grunde ist es angebracht und zugleich lohnend, sich mit dem Volk der Rumänen und ihrem Staate zu beschäftigen, um über die nölischen Voraussetzungen Klarheit zu gewinnen. Das ist unbedingt notwendig. Bis zum Schiedspruch der Achsenmächte 1940 hatten neben 72 v. H. Rumänen noch folgende Volksgruppen hier ihre Heimat: Deutsche, Magyaren, Serben, Ukrainer, Bulgaren, Serben, Tartaren, Türken, Griechen, Armenier, Zigeuner und Juden. Auch nach der vorbildlichen Lösung wird es in Rumänien nationale Minderheiten geben, wie dies bei den meisten Balkanstaaten der Fall und hier fast naturgegeben ist.

Immer aber, ob wir an jenes Rumänien denken, das vor Jahrzehnten von den Ententemächten mit teuflischer Absicht geschaffen wurde, oder an das Rumänien des Jahres 1940, oder an das Rumänien der Zukunft, das wieder über Bessarabien verfügen wird, für das 30 000 seiner Söhne ihr Leben gaben, steht eins fest: Die Deutschen in diesem Lande, die durch viele Jahrhunderte ihre Eigenart zu wahren und den Wohlstand auch ihrer Umaebung zu mehren wußten, werden redliche und hingabefähige Hüter ihres Volkstums und zugleich aufrichtige und treue Staatsbürger bleiben, die, den Blick nach Osten gewandt, die europäische Kultur auszubreiten und zu verteidigen willens und fähig sind.

Wie sich ihr Leben in den letzten Jahrzehnten abspielte, welche Formen insbesondere das siebenbürgisch-sächsische Volksschicksal annahm, können wir im Reich am besten in dem dort entwickelten schöngeistigen Schrifttum studieren. Nachdem wir vor Jahren schon in einem ausführlichen Beitrag das Lebenswerk Adolf Meischendorfers würdigten, wollen wir heute Heinrich Jillich und sein episches Schaffen in den Mittelpunkt unserer Betrachtung rücken.

Heinrich Jillich, geboren am 23. Mai 1898 in der Nähe von Kronstadt, stammt väterlicherseits von Banater Schwaben. Die Ur-

ahnen zogen den Pflug durch das ebene Land von Temesvar. Bis weit in die türkischen Länder hinaus verkaufte der Urgroßvater als wohlhabender Leineweber seine Ware. Die Großväter wohnten als Apotheker und Drogenhändler nahe der Weberbautei oder blinzelten verironen in die Schustertugel. Das letzte hatte auch der Vater versucht, bevor er, von Unruhe getrieben, dem ehrwürdigen Handwerk den Rücken kehrte und sich dem Buchhandel zuwandte, um später als Betriebsleiter einer großen Fabrik zu Ansehen und Einfluß zu gelangen. Die Mutter war eine Siebenbürger Sächsin.¹⁾ Schon diese wenigen Angaben genügen, die seelische Struktur des Dichters und die Entwicklungsmöglichkeiten anzudeuten.

Als Jillichs Hauptwerk ist der Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ anzusprechen. Obgleich im Nachwort dieser umfassenden und monumentalen Darstellung des siebenbürgischen Volkslebens der Dichter ausdrücklich feststellt, daß „ausnahmslos alle wesentlichen Gestalten des Romans frei erfunden sind und eines wirklichen Vorbildes entbehren“ (S. 645), handelt es sich um eine getreuliche Nachzeichnung der erlebten Wirklichkeit, weshalb das Buch „Abbild und Sinnbild“ zugleich sei.

„Zwischen Grenzen und Zeiten“ soll also nicht als Schlüsselroman gewertet werden; dennoch bilden eigene Erlebnisse und Erlebnisse seinen tragenden Grund.

In seiner schon einmal angeführten Niederschrift über „Heimat und Ahnen“ — veröffentlicht im November 1936 — gibt uns der Dichter die Beweise dafür: „In der Mitte der Landschaft in einer Fabrikiedlung wuchs ich auf. Ich danke Gott, daß ich hier Kind war, in einer Mitte auch ganz anderer Art, denn der völkerrunte siebenbürgische Lebensraum spiegelte sich in der Siedlung. Als ich später daranging, mit dem Blick vom Südosten in einem Roman den Zusammenbruch Österreichs im Weltkrieg zu gestalten bei Einführung ins Eigenleben der davon mitberührten Völker, da konnte ich mich auf meine Kindheitserfahrungen in der Siedlung Brenndorf stützen; ja ich konnte, was ich dankbar tat, die Siedlung selbst immer wieder zur Handlungsmittel machen, in der sich das viel größere Geschehen all der Landstriche mitenthüllte, die ich zu überblicken versuchte. Solche Erlebnismittel, die in der Vielfalt von Hochgebirge, Ebene, Acker und Wald einen tödlichen Gleichklang findet, ergab sich hier durch das nahe Dorfleben der Deutschen, Rumänen und Ungarn, die alle um die Siedlung haufen und mit ihr zusammenarbeiten.“²⁾

(Fortsetzung folgt)

¹⁾ Siehe „Heimat und Ahnen“, Neue Literatur, 1936, Heft 11, Seite 623 f.

²⁾ Ebenda: S. 625.

Mitteilungsblatt des NSGB.

Gauverwaltung Südhannover-Braunschweig

Nr. 12

Dezember

Jahrgang 1941

Weihnachten 1941

Weihnachten ist uns allen das Fest des Lichtes. Daß wir es in den dunkelsten Tagen des Jahres begehen, kündigt von jenem tiefen, befreienden Glauben, der dem arischen Menschen von jeher eigen ist: daß, wie die Winternacht nicht ewig währt, so auch die anderen lebensfeindlichen Mächte das Feld nicht behalten. Ferne ist uns dabei jene leichtfertige Meinung, als sehe sich das Gute, Edle, Schöne gleichsam aus eigener Schwerkraft durch. Die Wirklichkeit leugnete solche Hoffnung von jeher, die uns umfangende Wirklichkeit läßt für sie vollends nicht den geringsten Schein.

Im alten Volksglauben sind die zwölf heiligen Nächte, in denen das Licht des neuen Jahres geboren wird, nicht Nächte der Stille, sondern Nächte eines großen Ringens zwischen den dunklen und hellen Mächten dieser Erde. Und dem Menschen wird dabei die eigene Macht so groß bemessen, wie sie ist: er hat, weil er es vermag, in den Streit gegen die Gewalten der Finsternis einzutreten. Der deutsche Mythos vom ewigen Kampf zwischen dem Lichten und dem Dunklen, zwischen dem Höhen und dem Niedrigen, zwischen dem Schönen und dem Häßlichen stellt den Menschen mithin nicht außerhalb des Weltgeschehens, sondern mitten hinein. Uralte Weisheit bestätigt sich in dem Schicksal, das uns alle umfängt und das wir zu bestehen haben. Die Niedrigkeit, die Häßlichkeit, die rohe Gewalt hat sich zu einem Sturm geballt, wie ihn

der diesen lebenszerstörenden Mächten sich seit alters entgegenstemmende arische Mensch nur selten erlebte. Gemäß jenem eingeborenem Wissen, daß der Mensch selber das Ringen des Lichtes, Guten, Schönen gegen ihre Widersacher zu entscheiden hat, warf sich das deutsche Volk Adolf Hitlers mit gesammelter Wehrkraft dem Sturm des Hasses und des Vernichtungswillens entgegen. Wir stehen noch mitten in dem weltwendenden Kampfe. Es wird uns auch diesmal nichts geschenkt. Schon aber ist uns allen das sieghafte Bewußtsein, daß die lebenszerstörenden Gewalten zwar noch zu toben vermögen, die Herrschaft aber nicht mehr erringen können.

Fürwahr, diese Weihnachten sind noch mehr als vordem Sinnbild des Wesens und Wirkens unserer Rasse, die vieltausend Lichter in dunkler Nacht leuchten noch tiefer als sonst uns in das Herz. Sie mahnen an die Bestimmung unserer Art, Lichtträger auf der Welt zu sein; sie stärken Glauben und Willen. Dieser unser Glaube und Wille strömt voll Dankes von der Heimat zur Front, und er antwortet stark und entschlossen von der Front zur Heimat. Er eint alle die — weit über das deutsche Volk hinaus — die aus dem Mythos des Lichtes, wissend oder nichtwissend, leben. Ihre Kraft ist selbst das Licht, das dieser Kampf zum Siege führen wird.

Folgende Kameraden unseres Gauers erhielten Kriegsauszeichnungen:

Die Spange zum E. A. I und Infanterie-Sturmabzeichen:

Leutnant Bruno Walter, Lehrer in Vorsfelde, Kreis Helmstedt

Die Spange zum E. A. II:

Hauptmann Otto Steuerwald, Lehrer in Braunschweig

Das E. A. II:

Oberleutnant Kurt Wawrzinek, Studienrat in Braunschweig

Unteroffizier Wilhelm Rud, Mittelschulrektor in Syke

Das Kriegsverdienstkreuz II. Klasse mit Schwertern:

Hauptmann Bruno Thiele, Studienrat in Helmstedt

Hauptmann Gerhard Breithaupt, Studienrat in Northheim (Hannover)

Unteroffizier Erik Ahrens, Lehrer in Elzenborn über Göttingen

Unteroffizier Gerhard Froboese, Lehrer in Göttingerode über Goslar

Kurt Heise, Oberstudiendirektor in Nienburg/Weser

Blick nach Südosten

Der Erzähler Heinrich Zillich / Von Wilhelm Krull, Achim

(Fortsetzung und Schluß)

„Zwischen Grenzen und Zeiten“ ist so ein Entwicklungs- und Erziehungsroman, ein Heimatroman, ein Geschichts- und ein Zeitroman, ein politischer, ein völkischer, ein in die Zukunft weisender und wirkender, zeitnaher und zeitloser Roman.

Das könnte zum Widerspruch reizen: Zeitnahe und zeitlos zugleich! Dennoch ist dem so. „Zwischen Grenzen und Zeiten“ ist ein deutsches Schicksalsbuch von europäischer Bedeutung. Auch in Zukunft werden die Balkanvölker nur gedeihen und ihre Menschen die Segnungen der evolutionären Entwicklung teilhaftig werden und genießen, wenn sie einander achten und friedlich nebeneinander leben: Ungarn, Rumänen, Bulgaren, Slowaken und Kroaten, die sich dem starken Arm des Großdeutschen Reiches und seines Verbündeten beruhigt anvertrauen dürfen.

Diese Erkenntnis beflügelte den Dichter Heinrich Zillich vom ersten Augenblick seines Schaffens an. Man könnte fast von seinem Auerlebnis sprechen, einem seiner Auerlebnisse. Ein zweites nämlich bescherte ihm der Weltkrieg. Grenzschicksal und Krieg formten den Mann für sein ganzes Leben, sie riefen ihn, der ein

Berufener war, und zeichneten ihn. „Nur mit verwandelten Völkern läßt sich das Neue schaffen.“ (S. 552.)

Eine solche Verwandlung anzustreben und zu ermöglichen, ihr durch Wort und Schrift und durch die Tat zu dienen, kann als die Lebensaufgabe Heinrich Zillichs herausgestellt werden. Seine Dichtung bekommt dadurch reformatorischen Schwung und beinahe religiöse Kraft: in ihr wird nämlich ein neues Menschentum entwickelt und verwirklicht.

Wer die Werke Heinrich Zillichs sorgsam studiert hat, „Zwischen Grenzen und Zeiten“ vor allem, versteht, daß der Dichter den unwüßigen und nicht durch die französische Zivilisation verdorbenen Rumänen schätzt, obgleich er auch die Gefahren sieht, die dem jungen Volk zu schaffen machen.

Man vergegenwärtige sich nur den bildungshungrigen, aber seinem Volkstum verhafteten und verschworenen Nikolae Blahija und seinen Vater.

Zillich stellt uns in die Wirklichkeit!

Daß er darüber hinaus seelische Entwicklungen zu ahnen und vorzüglich darzustellen vermag, belegt eindeutig der erste Teil seines mehrmals erwähnten Hauptwerkes, der der Jugend auf dem Dorfe gilt.

Hier auf dem Lande wuchs eine gesunde Jugend auf, die bereits in ihrer Kindheit Völkerschicksale am eigenen Leibe verspürte. Die Schlacht an der Weberbautei (S. 125 bis 138) unter Führung des Trappers Tschiga — „er schwor auf Karl Marx und spürte keine Vorliebe für Ungarn und Sozialisten“ (S. 127) — spricht dafür Bände.

Daß diese Jungen, zumindest die wertvollen von ihnen, sich später bewähren sollten, als es galt, die Heimat zu verteidigen, erfahren wir in schöner Anschaulichkeit. Und wieder berührt es angenehm, daß der Dichter der Wahrheit dient und sich der Gerechtigkeit beugt. Gerade darum verdanken wir ihm wertvolle Hinweise, die uns manche Kennmerkmale augenfällig machen. Schon die kleine Erzählung „Der Zigeuner“ ist dafür eine wahre Fundgrube.

Über den umfangreichen Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ — er zählt nicht weniger als 644 Seiten! — ließe sich eine ausführliche Arbeit anfertigen, wenn die verschiedensten Probleme gestreift oder gar gründlich behandelt werden sollten. Wir wollen davon absehen und lediglich ein Gebiet berühren, das uns als Erzieher angeht: die Schule, und den entsprechenden Personenkreis: die Lehrer.

Da ich mir vorstellen kann, daß mancher von uns, dem der Zufall vielleicht die „Flauen und Pluntereien“ des gleichen Verfassers in die Hände legte, eine Kurzgeschichte wie „Die verstaubten Hosen“ (S. 44 bis 48) oder „Die alten Dorfantoren“ trotz der Vorrede betrosfen las und womöglich heimlich ergrimmte, ist das besonders notwendig.

Natürlich, das entspricht dem Erziehungs- und Entwicklungsroman, beneanen wir in „Zwischen Grenzen und Zeiten“ auch Lehren. Zwei greifen wir heraus: den vom Rhein stammenden katholischen Bingerbrüd, einen Elementarlehrer, und Hans Meier, einen Gymnasiallehrer.

Daß Bingerbrüd sich seiner Aufgabe: Erziehung der deutschen, tschechischen, rumänischen Kinder zu ungarischen Staatsbürgern trotz ihrer Schwierigkeiten gläubig unterzieht: verschiedene Mutterprache, verschiedene Konfession und endlich, das Leben überzeugt ihn, für sein Volkstum Opfer zu bringen gewillt ist, erweist der Verlauf der Handlung. Seite 258 lesen wir: „Es hatte sich herumgesprochen, was Bingerbrüd trieb. Die Leute bedrängten ihn. Sie wollten, daß er ihre Stammbäume zusammenstelle. Da fing er an, die Stammbäume, so unvollständig sie auch waren, darnach zu untersuchen, wie Volkstum sich bewahrte oder unterging. Sein Herz klopfte. Es kamen Stunden, wo er sein weiches graues Antlitz im Spiegel betrachtete und sich fragte, ob er aufrecht durch das Leben gegangen war.“

Seite 307 erfahren wir: „Wissen Sie, was Lehrer Bingerbrüd treibt?“ rief Martha Tartsler. „Er schreibt an einer Liste seiner Schüler. Es sind mehr als Tausend. Er ordnet sie nach Volkszugehörigkeit und will ihre Kriegserlebnisse aufschreiben.“ Später gesteht Luß, als er auf seinen Lehrer zu sprechen kommt: „Als der herkam, war er ein Weltverbesserer und schwor auf die Ungarn. Heute ist er im Herzen ein Deutscher, ein stiller und herzsanfter.“ (S. 312.)

Nach Jahren erzählt Bingerbrüd seinem alten Schüler: „Ich habe einige Jahre lang die Lebensgeschichte meiner Schulkinder verfolgt. Eine Bücherei wurde daraus. Nun schreibe ich keine Zeile mehr. Lese ich darin, ist es mir, als bläse ich in Gottes Werkstatt. Es soll jeder seine Not tragen. Die kommt mit dem Tag und endet einmal.“ (S. 542.)

Und bewegt gesteht er schließlich: „Über diese Soldaten mußte ich sehen, der ein Nichts ist vor Euch. Still, es ist so! Wo habe ich mein Leben eingelegt? Wann? Niemals! Ihr tut es täglich. Ich könnte meinen alten Lehrstol aus der Lade nehmen und jeden durchprügeln, der im Hinterland ein einziges böses Wort gegen die Soldaten sagt. Ihr werdet einmal zurückkommen und Ordnung schaffen!“ (S. 543.)

Und die Weisheit seines Alters verschweigt der Gläubige nicht, als ihn seiner Schüler bedrückt aufsuchen: „Vielleicht seid ihr verwirrt durch die neue Zeit. Ich nicht, ich nicht! Ich spüre, es wächst ein besseres Geschlecht. Ihr seid es, denn wir wessen Jugend im Sturm stand, entfaltet sich reif. Unsere Jugend ging nur in die Irre, weil wir alten kein Schicksal mehr hatten.“ (S. 615.)

Daß Hans Meier seinen Gymnasiasten ein Vorbild in Haltung und Gesinnung war, ihr Führer, das Ideal eines Jugendführers, sei beiläufig erwähnt. „Lehrer Meier wurde in ihm (dem Schüler) lebendig.“ (S. 170.)

Befragt das nicht genug?

Um jedoch die letzten Zweifel eifriger Leser zu zerstreuen und

selbst ihren Grimm abzuwürgen, folgen wir im „Weizenstrauch“ den Fahrten der eifrigen Lene, der Reichsdeutschen, die das Geheimnis Siebenbürgens ergründen will.

Sie fühlte sich erschüttert, als sie von den brennenden Nöten des Landes und seiner Söhne erfuhr: „Erst vor siebzig Jahren war das deutsche Freitum durch die Ungarn zusammengebrochen. Nun herrschte ein drittes Volk; in den Ämtern wurde nicht mehr deutsch gesprochen, und die Schulen der Deutschen gefährdete die Geldnot. Es gab in manchen Dörfern Lehrer, die allmorgendlich mit dem Glodenschlag in die Schulkasse traten, obgleich sie seit Monaten kein Gehalt empfangen hatten, da die riesigen Summen, die ihre Landsleute zusammensteuerten, um den deutschen Unterricht zu ermöglichen, nicht genügten. Oh, Lene lernte Sorgen begreifen, die sie noch nicht kannte, Sorgen, die erlitten wurden, nur weil man deutsch war und es bleiben wollte.“ (S. 88.)

Der Roman „Der Weizenstrauch“ ist nach meiner Meinung Zillichs reifstes Kunstwerk.

Während jugendliche Leser an dem dramatischen und hinreißenden Geschehen in „Zwischen Grenzen und Zeiten“ sich herauschen mögen, während ihr Herz schneller schlägt und sie erglöhnt und begeistert den Helden folgen, die als Tiroler Kaiserjäger die härteste Feuerprobe bestehen, als sie die Alpengipfel trotz wahren Hölleseuers bis zum letzten Atemzuge verteidigen, wird der gereifte Mensch — das Alter ist dabei belanglos — immer wieder mit tiefer Ergriffenheit und inniger Liebe zum „Weizenstrauch“ greifen.

Diese umfangreiche Erzählung ist ein Kunstwerk aus einem Guß, sie ist schließlich vollkommen. Dabei weiß man zuweilen nicht, was größere Bewunderung verdient: die sinnvolle Fabel oder die schlichte und klare Sprache, die beispielhaft ist. Mit diesem Werk ist dem Erzähler ein einmaliger und unvergänglicher Wurf gelungen.

Otto Tartler ist in Polenka wieder erstanden und noch schärfer profiliert. Er gehört zu jenen Jugendlichen, die jedem ehrlichen Menschen auf die Nerven fallen. Er meint zwar, „es komme auf die Sicherheit der Haltung an, ja und auf die Tat. Erst das neue Geschlecht sei durch die Tat gegangen, es allein lebe heldisch usw.“ und ist dabei im Grund ein Maulheld. Er träumt von großen Leistungen und kann nicht einmal im Kleinen treu sein; er schmiedet angeblich weltbewegende Pläne und brückt sich dabei um die einfachste und natürlichste Pflichterfüllung, ja, er wird selbst zum Verräter. (S. 217 bis 228, 252, 263.)

Heinrich Zillich, der sich als Frontsoldat im Weltkrieg auszeichnete und in der Nachkriegszeit für sein Volkstum tritt, merdet statuenhafte Gebärden und alle unnötige und herausfordernde Haltung, er haßt jede Angeberei. Dies merkt man auch den Männern im „Weizenstrauch“ an: dem alten Senator Schobelt, der die deutschen Soldatengräber bei Kronstadt pflegt und darin eine Lebensaufgabe für sein Greisentum erblickt, seinem Sohne Hans, dem reichen Kaufmann, und dem Freunde Guber, die noch immer nicht seelisch aus dem Kriege heimgelehrt sind und in Siebenbürgen die Wache bezogen haben. Sie sind Männer preuklicher Prägung. Das besagt genug.

Im übrigen kündet der „Weizenstrauch“ von überwindender Liebe und vom Opfer, die das Leben lebenswert machen. In der Tochter scheint sich zugleich das Schicksal der Mutter zu wiederholen. Auch Hans Schobelt, der durch die unglückliche Hand des bereits erwähnten Polenka fällt, stirzt und endet in einem Weizenfelde: „Darauf blickten sie den Mann wie auf einem Schild und legten ihm die herabhängenden Arme auf die Brust und sahen dabei, daß in den Fingern Ahrenhalme hingen, die er zwischen Gott und der Erde ausgerissen hatte. Und da sie sein hartes Gesicht erschütterte, deckten sie es mit vielen anderen Weizenhalmen, die sie mit bebenden Händen aus dem Feld raupen.“ (S. 275.)

So wird der „Weizenstrauch“ zum übergeordneten und überzeugenden Sinnbild. Das Leben ist lebenswert, wenn es sich erfüllt. Nur wenige Leser wird es geben, die sich dem geschlossenen und vollendet durchkomponierten Werke entziehen können. Das Schicksal der Offizierswitwe Beate von Welsch und das ihrer beiden Töchter rührt an unser Herz und bewegt es.

So lange deutliche Sprache und deutliche Art bleiben, wird man zu Zillichs „Weizenstrauch“ greifen. Er gemahnt an die strenge Schulung durch beste Novellentkunst.

Während Erik Andres in einer kurzen literarischen Würdigung auf die 1935 bei Reclam erschienene Erzählung „Die Reinerbachmühle“ schwört, bevorzugen wir „Der baltische Graf“. Wer bislang nichts von dem Erzähler Zillich kennt, beginne mit diesem Kabinetstück. Wir irren kaum in der Annahme, daß er sehr schnell über die anderen Erzählungen: „Der Urlaub“, „Der Zigeuner“ und „Die Reinerbachmühle“ zu den wesentlichen Schöpfungen vorstoßen wird: „Zwischen Grenzen und Zeiten“ und „Der Weizenstrauch“.

Zum Vorlesen im Rahmen der Gemeinschaft eignen sich besonders die „Flauen und Pluntereien“, unter denen sich prächtige Sachen

befinden. Es sind lustige, oft derbe und deftige, und immer lebensprägende Geschichten aus Siebenbürgen: Männerlektüre.

Heinrich Zillichs Dichtungen erfüllen einen doppelten Zweck: Sie sind einmal Kunstwerke, d. h. sie halten jeder eingehenden ästhetischen Bewertung stand, zum andern sind sie bleibende Äußerungen des sächsisch-siebenbürgischen Lebenswillens und somit gewichtige Dokumente des deutschen Volkstums im Südosten. Daß der volksdeutsche Kämpfer Heinrich Zillich, der sich vor einigen Jahren in der Nähe von München angesiedelt, bei Ausbruch des Krieges sofort zu den Fahnen eilte, versteht sich von selbst. Als Offizier dient er wieder in einem Gebirgsjägerregiment. Das letzte Septemberheft der „Neuen Literatur“ brachte eine schöne Aufnahme von ihm mit dem oft besungenen Edelweiß.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß im Sommerhalbjahr 1941 der Professor May von der Georg-August-Universität zu Göttingen, unserer Landes-Universität also, in der „Mittellstufe des Seminars für Deutsche Philologie“ dienstags „Den deutschen Roman in Siebenbürgen“ behandelte.

Heinrich Zillich wird dabei ebenfalls eingehend gewürdigt sein. Da Partei und Staat sein Schicksalsbuch „Zwischen Grenzen und Zeiten“ verschiedentlich ausgezeichnet und mit wertvollen Preisen bedachten und seinem Gesamtchaffen überhaupt große Aufmerksamkeit schenken, wird unserer Darlegung in einer Fachzeitschrift die Berechtigung nicht abgesprochen werden können.

Die Werke Zillichs erschienen fast alle im Verlage Langen-Müller, München.

Blick nach Südosten.

Der Erzähler Heinrich Füllin.

von Wilhelm Kruhl-Achim

Mitteilungen der
„Fredericia“ Nr. 41

Als am 16. Oktober, abends 9 Uhr, durch Sondermeldung aus dem Führerhauptquartier der Fall Odessas bekannt gegeben wurde, erklang, wohl zum ersten Mal im deutschen Rundfunk, allein die rumänische Nationalhymne. Ihr folgten rumänische Märsche und Weisen. In diesen Augenblicken erinnerten sich gewiss viele an die anerkennenden Worte, die Adolf Hitler auf der letzten Kundgebung im Sportpalast für die Rumänen und ihren Marschall Antonescu gefunden. Gleichzeitig waren darin die Schwierigkeiten ^{worden} angedeutet, die der Staat Rumänien besonders in den letzten Jahren zu überwinden gehabt hatte.

Wegen seiner strategisch günstigen Lage und seiner strategisch ebenfalls denkbar günstigen Gestalt nämlich wird Rumänien bei der Neuordnung Europas, die lediglich unter Führung und ~~dem~~ Schutz der Achsenmächte Schritt um Schritt, also planmäßig, vollzogen wird, eine nicht unbedeutende Aufgabe zu lösen haben. Aus diesem Grunde ist es angebracht und zugleich lohnend, sich mit dem Volk der Rumänen und ihrem Staate zu beschäftigen, um über die volkischen Voraussetzungen Klarheit zu gewinnen. Das ist unbedingt notwendig. Bis zum Schiedsspruch der Achsenmächte 1940 hatten neben 72% Rumänen noch folgende Volksgruppen hier ihre Heimat: Magyaren, Szekler, Ukrainer, Bulgaren, Serben, Russen, Tartaren, Türken, Griechen, Armenier, Deutsche und ~~Slawen~~ ^{li} und Juden. Auch nach der vorbildlichen

IKGS

Lösung wird es in Rumänien nationale Minderheiten geben, wie dies bei den meisten Balkanstaaten der Fall und hier fast naturgegeben ist.

Immer aber, ob wir an die Grossmacht Rumänien denken, die vor Jahrzehnten von den Ententemächten mit teuflicher Absicht geschaffen wurde, oder an das Rumänien des Jahres 1940, oder an das Rumänien der Zukunft, das wieder über Bessarabien verfügen wird, für das 30 000 seiner Söhne ihr Leben gaben, steht eins fest: Die Deutschen in diesem Lande, die durch viele Jahrhunderte ihre Eigenart zu wahren und den Wohlstand auch ihrer Umgebung zu mehren wussten, werden redlich und hingebende Hüter ihres Volkstums und zugleich aufrichtige und treue Staatsbürger bleiben, die, den Blick nach Osten gewandt, die europäische Kultur ausbreiten und zu verteidigen willens und fähig sind.

Wie sich ihr Leben in den letzten Jahrzehnten abspielte, welche Formen insbesondere das siebenbürgisch-sächsische Volksschicksal annahm, können wir im Reich am besten in dem dort entwickelten schöngelstigen Schrifttum studieren. Nachdem wir vor Jahren schon in einem ausführlicher Beitrag das Lebenswerk Adolf Meschendörfers würdigten, wollen wir heute Heinrich Zillich und sein episches Schaffen in den Mittelpunkt unserer Betrachtung rücken.

Heinrich Zillich, geboren am 20. Mai 1893 in der Nähe von Kronstadt stammt väterlicherseits von Banater Schwaben. Die Urannen zogen den Fluß durch das ebene Land von Temesvar; bis weit in die türkischen Länder hinaus ver-

der Urgrossvater verkaufte als wohlbestallter Leinweber seine Ware; die Grossväter wohnten als Apotheker und Drogenhändler nahe der Weberbastei oder blinzelten versonnen in die Schusterkugel. Das letzte hatte auch der Vater versucht, bevor er, von Unruhe getrieben, den ehrwürdigen Handwerk den Rücken kehrte und sich dem Buchhandel zuwandte, um später als Betriebsleiter einer grossen Fabrik zu Ansehen und Einfluss zu gelangen. Die Mutter war eine Siebenbürger Sächsin. Schon diese wenigen Angaben ^{an} genügen, die seelische Struktur des Dichters und die Entwicklungsmöglichkeiten anzudeuten.

Als Zillichs Hauptwerk ist der Roman "Zwischen Grenzen und Zeiten" anzusprechen. Obgleich im Nachwort dieser umfassenden und monumentalen Darstellung des siebenbürgischen Volkslebens der Dichter ausdrücklich feststellt, dass "ausnahmslos alle wesentlichen Gestalten des Romans frei erfunden sind und eines wirklichen Vorbildes entbehren," handelt es sich um eine getreuliche Nachzeichnung der erlebten Wirklichkeit, weshalb das Buch "Abbild und Sinnbild" zugleich sei.

"Zwischen Grenzen und Zeiten" soll also nicht als Schlüsselroman gewertet werden; dennoch bilden eigene Erlebnisse und Erleidnisse seinen tragenden Grund.

In seiner schon einmal angeführten Niederschrift über "Heimat und Ahnen", veröffentlicht im November 1936, gibt uns der Dichter die Beweise dafür: "In der Mitte der Landschaft ~~in~~ einer Fabriksiedlung wuchs ich auf. Ich danke Gott, dass ich hier Kind war, in einer Mitte auch ganz anderer Art, denn der völkerbunte siebenbürgische Lebensraum spiegelte sich in der Siedlung. Als ich später daran ging,

mit dem Blick vom Südosten in einem Roman den Zusammenbruch Österreichs im Weltkrieg zu gestalten bei Einfühlung ins Eigenleben der davon mitberührten Völker, da konnte ich mich auf meine Kindheitserfahrungen in der Siedlung Brenndorf stützen; ja, ich konnte, was ich dankbar tat, die Siedlung selbst immer wieder zu Handlungsmitteln machen, in der sich das viel grössere Geschehen all der Landstriche mit enthüllte, die ich zu überblicken versuchte. Solche Erlebnismitte, die in der Vielfalt von Hochgebirge, Ebene, Acker und Wald einen köstlichen Gleichklang findet, ergab sich hier durch das nahe Dorfleben der Deutschen, Rumänen und Ungarn, die alle um die Siedlung hausen. und mit ihr zusammen arbeiten."

"Zwischen Grenzen und Zeiten" ist so ein Entwicklungsroman und Erziehungsroman, ein Heimatroman, ein Geschichts- und ein Zeitroman, ein politischer, ein völkischer, ein in die Zukunft weisender und wirkender, zeitnaher und zeitloser Roman.

Das könnte zum Widerspruch reizen: Zeitnahe und zeitlos zugleich! Dennoch ist dem so. "Zwischen Grenzen und Zeiten" ist ein deutsches Schicksalsbuch von europäischer Bedeutung. Auch in Zukunft werden die Balkanvölker nur gedeihen und ihre Menschen die Segnungen der evolutionären Entwicklung teilhaftig werden und geniessen, wenn sie einander achten und friedlich nebeneinander leben: Ungarn, Rumänen, Bulgaren, Slovaken und Kroaten, die sich dem starken Arm des Deutschen Reiches und seines Verbündeten beruhigt anvertrauen dürfen.

Diese Erkenntnis beflügelte den Dichter Heinrich Zillich vom ersten Augenblick seines Schaffens^{an}. Man könnte fast von seinem Urerlebnis sprechen, einem seiner Urerlebnisse. Ein zweites nämlich bescherte ihm der Weltkrieg. Grenzschiicksal und Krieg formten den Mann für sein ganzes Leben, sie riefen ihn, der ein Berufener war und zeichneten ihn. "Nur mit verwandelten Völkern lässt sich das Neue schaffen." (S. 552.)

Eine solche Verwandlung anzustreben und zu ermöglichen, ihr durch Wort und Schrift und durch die Tat zu dienen, kann als die Lebensaufgabe Heinrich Zillichs herausgestellt werden. Seine Dichtung bekommt dadurch reformatorischen Schwung und beinahe religiöse Kraft : in ihr wird nämlich ein neues Menschentum entwickelt und verwirklicht.

Als durch den Schiedsspruch der Achsenmächte ein grosser Teil des früheren Ungarns bei Rumänien verblieb, waren manche im Reich dadurch überrascht; sie hatten die Lösung anders erwartet. Wer jedoch die Werke Heinrich Zillichs sorgsam studiert hatte, "Zwischen Grenzen und Zeiten" vor allem, kann nicht enttäuscht gewesen sein, denn der Dichter schätzt und liebt den urwüchsigen und nicht durch die französische~~en~~ Zivilisation verdorbenen Rumänen sehr, obgleich er auch die Gefahren sieht, die dem jungen Volk zu schaffen machen.

keit. Und wieder berührt es angenehm, dass der Dichter der Wahrheit dient und sich der Gerechtigkeit beugt. Gerade darum

Man vergegenwärtige sich nur den bildungs-
hungrigen, aber seinem Volkstum verhafteten und verschworenen
Nikolae Vlahitza und seinen Vater.

Zillich stellt uns in die Wirklichkeit!

Dass er darüber hinaus seelische Entwick-
lungen zu ahnen und vortrefflich darzustellen vermag, belegt
eindeutig der erste Teil seines mehrmals erwähnten Hauptwerkes,
der der Jugend auf dem Dorfe gilt.

Das sind tatsächlich Kinder: Der Lutz, ^{dem} mit der Autor manche
Ähnlichkeit besitzen mag, Otto Tartler, der süsse Baron
Geza, der Jude Hirsch Herzblut, der verlogene Ungar und Zi-
geuener Abkömmling Tilor Tipreti, der bereits erwähnte Ni-
kolae, die Mischlinge usf. Aber sie sind nicht beklagenswert
und zügellos, fahrig und unausgeglichen, hemmungslos, angst-
gequält und ahnungstoll, wie uns im Zwischenreich durch ge-
schickte Literaten, die inzwischen zumeist emigrierten,
weis^u gemacht werden sollte.

Hier auf dem Lande wuchs eine gesunde Jugend
auf, die bereits in ihrer Kindheit Völkerschicksale an
eigenen Leibe verspürte. Die Schlacht an der Weberbastei
(S. 125 bis 138) unter Führung des Trappers ^v Schiga - „er
schwor auf Karl May und spürte keine Vorliebe für Ungarn und
Sozialisten“ (S. 127) ^u - spricht dafür Bände.

Dass diese Jungen, zumindest die Wertvollen
von ihnen sich später bewähren sollten, als es galt, die
Heimat zu verteidigen, erfahren wir in schöner Anschaulich-
keit. Und wieder berührt es angenehm, dass der Dichter der
Wahrheit dient und sich der Gerechtigkeit beugt. Gerade darum

6

verdanken wir ihm wertvolle Hinweise, die uns manche Rassenmerkmale augenfällig machen. Schon die kleine Erzählung "Der Zigeuner" ist dafür eine ^a wahre Fundgrube.

Ueber den umfangreichen Roman "Zwischen Grenzen und Zeiten" - er zählt nicht weniger als 644 Seiten! - liesse sich eine ausführlich Arbeit anfertigen, wenn die verschiedensten Probleme gestreift oder gar gründlich behandelt werden sollten. Wir wollen davon absehen und lediglich ein Gebiet berühren, das uns als Erzieher ~~angeht~~ ^{angeht} : die Schule, und den entsprechenden Personenkreis: die Lehrer.

Da ich mir vorstellen kann, dass mancher von uns, dem der Zufall vielleicht die [„]Flausen und Flunkereien[“] des gleichen Verfassers in die Hände legte, eine Kurzgeschichte wie "Die vertauschten Hosen" (S. 44 bis 48) oder "Die alten Dorfkantoren" trotz der Vorrede betroffen las und womöglich heimlich ergrimte, ist das besonders notwendig.

Natürlich, dass entspricht dem Erziehungs- und Entwicklungsroman, begegnen wir in "Zwischen Grenzen und Zeiten" auch Lehrern. Zwei greifen wir heraus: Den vom Rhein stammenden katholischen Bingerbrück, einen Elementarlehrer, und Han^o Meier, einen Gymnasiallehrer.

Dass Bingerbrück sich seiner Aufgabe: Erziehung der deutschen, tschechischen, rumänischen Kinder zu ungarischen Staatsbürgern trotz ihrer Schwierigkeiten gläubig unterzieht: verschiedene Muttersprache, verschiedene Konfession und endlich, das Leben überzeugt ihn, für sein Volkstum Opfer zu bringen gewillt ist, erweist der Verlauf der Handlung.

4

Seite 258 lesen wir: " Es hatte sich herum gesprochen, was Bingerbrück trieb. Die Leute bedrängten ihn. Sie wollten, dass er ihre Stammbäume zusammenstelle. . . . Da fing er an, die Stammbäume, so unvollständig sie auch waren, darnach zu untersuchen, wie Volkstum sich bewahrte oder unterging, Sein Herz klopfte. Es kamen Stunden, wo er sein weiches graues Antlitz im Spiegel betrachtete und sich fragte, ob er aufrecht durch das Leben gegangen war. "

Seite 307 erfahren wir: "Wissen Sie, was Lehrer Bingerbrück treibt? " rief Martha Tartler." Er schreibt an einer Liste seiner Schüler. Es sind mehr als Tausend .Er ordnet sie nach Volkszugehörigkeit und will ihre Kriegserlebnisse aufschreiben." Später gesteht Lutz, als er auf seinen Lehrer zu sprechen kommt : "Als der herkam, war er ein Weltverbesserer und schwor auf die Ungarn. Heute ist er im Herzen ein Deutscher, ein ~~Stiller~~ und ~~Herzenssanfter~~. (S. 312.)

Nach Jahren erzählt Bingerbrück seinem alten Schüler: " Ich habe einige Jahre lang die Lebensgeschichte meiner Schulkinder verfolgt. Eine Bücherei wurde daraus. Nun schreibe ich keine Zeile mehr. Lese ich darin, ist es mir, als ~~blicke~~ ich in Gottes Werkstatt. Es soll jeder seine Not tragen. Die kommt mit dem Tag und endet einmal." (S. 542)

Und bewegt gesteht er: ^{kliefß} "Aber diese Soldaten musste ich sehen, der ein Nichts ist vor Euch. Still, es ist so! Wo habe ich mein Leben eingesetzt? Wann ? Niemals! Ihr tut es täglich . Ich könnte meinen alten Lehrstock aus der Lade nehmen und jeden durchprügeln, der im Hinterland ein einziges

böses Wort gegen die Soldaten sagt. Ihr werdet einmal zurückkommen und ^Ordnung schaffen!" (S. 543.)

Und die Weisheit seines Alters verschweigt der Gläubige nicht, als ihm seine Schüler bedrückt aufsuchen:
" Vielleicht seid ihr verwirrt durch die neue Zeit. Ich ~~nicht~~, ich nicht! Ich spüre, es wächst ein besseres Geschlecht. Ihr seid es, denn wessen Jugend im Sturm stand, entfaltet sich reif. Unsere Jugend ging nur in die Irre, weil wir Alten kein Schicksal mehr hatten." (S. 615.)

Dass Hans Meier seinen Gymnasiasten ein Vorbild in Haltung und Gesinnung war, ihr Führer, das Ideal eines Jugendführers, sei beiläufig erwähnt. " Lehrer Meier wurde in ihm (dem Schüler) lebendig." (S. 170.)

Besagt das nicht genug?

Um jedoch die letzten Zweifel etlicher Leser zu zerstreuen und selbst ihren Grimm abzuwürgen, folgen wir im "Weizenstrauss" den Fahrten der eifrigen Lene, der Reichsdeutschen, die das Geheimnis Siebenbürgens ergründen will.

Sie fühlte sich erschüttert, als sie von den brennenden Nöten des Landes ~~und~~ seiner Söhne erfuhr: " Erst vor siebzig Jahren war das deutsche Freitum durch die Ungarn zusammengebrochen. Nun herrschte ein drittes Volk; ~~in~~ den Aemtern wurde nicht mehr deutsch gesprochen, und die Schulen der Deutschen gefährdete die Geldnot. Es ~~k~~ gab in manchen Dörfern Lehrer, die allmorgendlich mit dem Glockenschlag in die Schulklasse traten, obgleich sie seit Monaten kein Gehalt empfangen hatten, da die riesigen Summen, die ihre Landsleute zusammensteuerten, um den deutschen Unterricht zu ermöglichen, ~~nicht~~

9

nicht genügten. Oh, Lene lernte Sorgen begreifen, die sie noch nicht kannte, Sorgen, die erlitten wurden, nur weil man deutsch war und es bleiben wollte." (S. 88.)

Der Roman "Der Weizenstrauß" ist nach meiner Meinung Zillichs reifstes Kunstwerk.

Während jugendliche Leser an dem dramatischen und hinreissenden Geschehen in "Zwischen Grenzen und Zeiten" sich berauschen mögen, während ihr Herz schneller schlägt und sie erglöhnt und begeistert den Helden folgen, die als Tiroler Kaiserjäger die härteste Feuerprobe bestehen, als sie die Alpengipfel trotz wahren Höllenfeuers bis zum letzten Atemzuge verteidigen, wird der gereifte Mensch, und das Alter ist dabei belanglos, immer wieder mit tiefer Ergriffenheit und inniger Liebe zum Weizenstrauß greifen.

^{unfangeile}
Diese ~~Utöbte~~ Erzählung ist ein Kunstwerk aus einem Guss, sie ist schlechthin vollkommen. Dabei weiss man zuweilen nicht, was grössere Bewunderung verdient: die sinnvolle Fabel oder die schlichte und klare Sprache, die beispielhaft ist. Mit diesem Werk ist dem Erzähler ein einmaliger und unvergänglicher Wurf gelungen.

Otto Tartler ist in Polenka wieder erstanden und noch schärf^{er} ~~modelliert~~^{trüffelt}. Er gehört zu jenen Jugendlichen, die jedem ehrlichen Menschen auf die Nerven fallen. Er meint zwar, "es komme auf die Sicherheit der Haltung an, ja und auf die Tat. Erst das neue Geschlecht sei durch die Tat gegangen, es allein lebe heldisch usw." und ist dabei im Grunde ein Maulheld. Er träumt von grossen Leistungen und kann nicht einmal im kleiner

treu sein; er schmiedet angeblich weltbewegende Pläne und drückt sich dabei um die einfachste und natürlichste Pflichterfüllung, ja, er wird selbst zum Verräter. (S. 217 bis 228, 252, 263.)

Heinrich Zillich, der sich als Frontsoldat im Weltkrieg auszeichnete und in der Nachkriegszeit für sein Volkstum stritt, meidet statuenhafte Gebäuden und alle unnötige und herausfordernde Haltung, er hasst jede Angeberei. Dies merkt man auch den Männern im "Weizenstrauß" an: dem alten Senator Schobelt, der die deutschen Soldatengräber bei Kronstadt pflegt und darin eine Lebensaufgabe für sein Greisentum erblickt, seinem Sohne Hans, dem reichen Kaufmann, und dem Freunde Gober, die noch immer nicht seelisch aus dem Kriege heimgekehrt sind und in Siebenbürgen die Wache bezogen haben. Sie sind Männer preussischer Prägung. Das besagt genug

Im übrigen kündigt der "Weizenstrauß" von überwindender Liebe und vom Opfer, die das Leben lebenswert machen. In der Tochter scheint sich zugleich das Schicksal der Mutter zu wiederholen. Auch Hans Schobelt, der durch die unglückliche Hand des bereits erwähnten Bolenka fällt, stürzt und endet in einem Weizenfelde: "Darauf betteten sie den Mann wie auf einem Schild und legten ihm die herabhängenden Arme auf die Brust und sahen dabei, dass in den Fingern Aehrenhalme hingen, die er zwischen Gott und der Erde ausgerissen hatte. Und da sie sein hartes Gesicht erschütterte, deckten sie es mit vielen anderen Weizenhalmen, die sie mit bebenden Händen aus dem Feld raufte." (S. 275.)

So wird der „Weizenstrauss“ zum übergeordneten und überzeugenden Sinnbild „Das Leben ist lebenswert, wenn es sich erfüllt. Nur wenige Leser wird es geben, die sich dem geschlossenen und vollendet durchkomponierten Werke entziehen können. Das Schicksal der Offizierswitwe Beate von Welch und das ihrer beiden Töchter rührt an unser Herz und bewegt es.

So lange deutsche Sprache und deutsche Art bleiben, wird man zu Zillichs „Weizenstrauss“ greifen. Er gemahnt an die strenge Schulung durch beste Novellenkunst.

Während Fritz Endres in einer kurzen literarischen Würdigung auf die 1935 bei Reclam erschienene Erzählung „Die Reinerbachmühle“ schwört, bevorzugen wir „Der baltische Graf“. Wer bislang nichts von dem Erzähler Zillich kennt, beginne mit diesem Kabinettstück. Wir irren kaum in der Annahme, dass er sehr schnell über die anderen Erzählungen: „Der Urlaub“, „Der Zigeuner“ und „Die Reinerbachmühle“ zu den wesentlichen Schöpfungen vorstossen wird: „Zwischen Grenzen und Zeiten“ und „Der Weizenstrauss“.

Zum Vorlesen im Rahmen der Gemeinschaft eignen sich besonders die „Flausen und Flunkereien“, unter denen sich prächtige Sachen befinden. Es sind lustige, oft derbe und deftige, und immer lebensprühende Geschichten aus Siebenbürgen: Männerlektüre.

Heinrich Zillichs Dichtungen erfüllen einen doppelten Zweck: Sie sind einmal Kunstwerke, d.h. sie halten jeder eingehenden ^{ästhetischen} Bewertung stand, zum andern sind sie bleibende Äusserungen des sächsisch-siebenbürgischen Lebenswillems und somit gewichtige Dokumente des deutschen Volkstums im

Dass der volksdeutsche Kämpfer Heinrich Zillich, der sich vor einigen Jahren in der Nähe von München angesiedelt hatte, bei Ausbruch des Krieges sofort zu den Fahnen eilte, versteht sich von selbst. Als Offizier dient er wieder in einem Gebirgsjägerregiment. Das letzte Septemberheft der Neuen Literatur brachte eine schöne Aufnahme von ihm mit dem oft besungenen Edelweiss.

Zum Schluss sei noch erwähnt, dass im Sommerhalbjahr 1941 der Professor May von der Georg-August-Universität zu Göttingen, unserer Landes-Universität also, in der Mittelstufe des Seminars für deutsche Philologie dienstags "Den deutschen Roman in Siebenbürgen" behandelte.

Heinrich Zillich wird dabei ebenfalls eingehend gewürdigt sein.

Da Partei und Staat sein Schicksalsbuch "Zwischen Grenzen und Zeiten" verschiedentlich ausgezeichneten und mit wertvollen Preisen bedachten und seinem Gesamtschaffen überhaupt grosse Aufmerksamkeit schenken, wird unserer Darlegung in einer Fachzeitschrift die Berechtigung nicht abgesprochen werden können.

Die Werke Zillichs erschienen ^{fast alle} im grossen Teil im Verlage Langen-Müller, München.

Die Werke des Dichters sind im Verlage Albert Langen-Georg Müller, München, erschienen.

Heinrich Zillich, in dessen Werk das deutsche Schicksal im Südosten zum erstenmal gültige dichterische Wirklichkeit geworden ist, stammt mütterlicherseits von Siebenbürger Sachsen, vom Vater her von Banater Schwaben ab. Er wurde 1898 auf dem Land bei Kronstadt geboren, wo sein Vater eine Zuderfabrik leitete. Für den 18jährigen, der 1916 das Ponterusgymnasium in Kronstadt mit dem Reifezeugnis verließ, um als Kaiserjäger an die italienische Front zu kommen, trat alsbald neben das Heimat-erlebnis „Siebenbürgen“ (vgl. das Buch: Kronstadt, 1925) das Erlebnis des Krieges. Und als J., der — nun schon unter rumänischer Staatshoheit — 1919 den Krieg gegen das bolschewistische Ungarn mitgemacht hatte, nach einer in Berlin verbrachten Studienzeit Anfang der 20er Jahre in seine Heimat als Dr. rer. pol. zurückkehrte, wurde ihm das innere Erlebnis der Neuordnung im Südosten zur Aufgabe. Dieser Aufgabe, das seit Jahrhunderten in jene Länder und Völker verflochtene deutsche Element auch im neuen Staat, im aufstrebenden jungen rumänischen Volk seinem inneren Wesensanspruch nach zur Geltung zu bringen, die in jenem Gebiet immer zwangsläufig in der Gefahr der Vereinsamung stehenden Deutschen zusammenrassen und aufzurufen, die Verbindung mit dem Mutterland in seelischer und geistiger Beziehung aufrechtzuerhalten, ja, das nach dem Kriege in seinem ganzen Umfang erst klar erkannte gesamtdeutsche Volks- und Geschichtsbild mitzuprägen, dieser Aufgabe diene und diene er mit seiner 1924 gegründeten, lebendigen und energisch geleiteten kulturpolitischen Monatschrift „Klingsor“.

Man würde J. jedoch nicht gerecht werden, wollte man ihn dieser Betätigung, seinen zahlreichen Aufsätzen und seinem rasch bekannt gewordenen letzten Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ (München 1936) nach vorzugsweise als politischen Schriftsteller sehen. J. ist primär seinem Wesen und Erleben nach Dichter, und jegliche politische Tat wächst ihm aus der

Kraft der umfassenden, Menschen, Länder und Dinge durchdringenden dichterischen Schau. — Sein Schaffen beginnt mit Lyrik. Seine Gedichte liegen in drei, sich inhaltlich überschneidenden Bänden vor: „Die Strömung“ (Mediasch 1924), „Strömung und Erde“ (Kronstadt 1929), „Komme, was will“ (München 1935). Die frühesten Gedichte sind noch während des Krieges entstanden (z. B. „Aus Tag ward Nacht“), sie erwachsen aus einem starken, überströmenden, auch durch den Krieg nicht gebrochenen Natur- und Lebensgefühl: Natur- und Liebeslyrik, in kühnen Bildern und treibenden Rhythmen geformt, herrscht vor. Und nach einer wohl durch die Berliner Zeit bedingten expressivistischen Phase erhebt sich seine Lyrik, die sein episches Schaffen ständig begleitet, zuletzt zu klaren, gebändigten, Zeit, Volk und Schicksal begreifenden Gesängen. Stärker und länger als der Lyriker scheint der Erzähler vom Expressionismus beeinflusst zu sein. So sehr alle Arbeiten J. auch das Kennzeichen seines ihm eigenen, natürlichen, oft leidenschaftlichen Temperaments tragen, Zeiteinflüsse sind deutlich spürbar in den ersten Erzählungen „Der Sohn“ (1921) und „Wälder und Laternenschein“ (Hermannstadt 1923), die mit einer Anzahl späterer Erzählungen in dem Band „Sturz aus der Kindheit“ (Leipzig 1933) vereinigt wurden. Das Buch enthält vorzugsweise psychologische Studien, Kindheit und Jugend zum Objekt von Reflexionen machende Gefühlsanalysen, denen jedoch nirgendwo — vor allem in der Titelnovelle und in der Erzählung „Der Zigeuner“ (Einzelausgabe zuerst Schäßburg 1931) nicht — dichterisch empfundene Szenen fehlen. Daneben steht aber aus der gleichen Zeit eine so starke und gebändigte Erzählung wie „Attilas Ende“ (Kronstadt 1923), der Formungsversuch eines bedeutenden, letzte menschliche und geistige Räume erfassenden Stoffes: des Zusammenbruchs des menschen- und länderbeherrschenden Attila durch die jäh erlebte Erfahrung, daß er nicht, wie er vermeint, gegen Gott kämpft, sondern als Gottes Geißel doch Gottes Geschöpf und Diener ist. Diese Erzählung, in der sich Szenen und Bilder von ebenso kühner, ja kaum erhörter, wie glaubhafter Größe finden, ist der erste bedeutende, Fesseln sprengende Wurf eines wirklichen Dichters. Wie viel stärker J.s ursprüngliches Erzählertemperament ist als die zu künstlicher Leidenschaft gesteigerte Bewußtheit des literarischen Expressionismus, zeigen seine in den „Siebenbürgischen Fläusen“ (Kronstadt 1926) gesammelten köstlichen, oft derben Schwänke und Anekdoten, sowie die zum Teil auf größere Ziele gerichteten, oft ernsthaften Geschichten des „Tobdgerich“ (Schäßburg 1930). Hier dringt J. in Anlehnung an die in seiner Heimat wohl wie nirgendwo sonst im deutschen Raum noch lebende, ursprüngliche Erzähltradition klar zu seinem eigenen Stil durch. Einige dieser Geschichten sind mit neuen zu dem Bändchen „Die gefangene Eiche“ (Köln 1935, Bl. 220) vereinigt, das den siebenbürgischen Themenkreis in bezeichnenden Beispielen umfaßt. Das Bändchen enthält auch ein autobiographisches Nachwort.

Ganz im sicheren, eigenen Stil geschrieben ist die Novelle „Der Urlaub“ (München 1933, Kl. Bü. 24), in der das früher schon hier und da anklingende Kriegserlebnis zu einem reinen Bild der Erfüllung innerer soldatisch-kameradschaftlicher Pflicht geformt ist. Aus der siebenbürgischen Geschichte nimmt ihren Stoff die Schicksalsnovelle „Der baltische Graf“ (München 1937, Kl. Bü. 75), während die meisterhafte, mit gezügelter Kraft erzählte Novelle „Die Reinerbachmühle“ (Leipzig, Reclam 1935, autobiographisches Nachwort) — vielleicht die geschlossenste Dichtung J.s — in ihrer organischen Verbindung von individuellem Erleben und übergreifendem Volksschicksal schon auf den großen Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ vorausdeutet, in dem das bisherige Schaffen des Dichters gipfelt.

Dieser Roman (Schulauswahl: Siebenbürgische Jugend im Weltkrieg, München 1937, Dt. Folge 38) gibt aus der Schau des gesamtdeutschen Schicksals, der deutschen Räte, Notwendigkeiten und Aufgaben der Gegenwart in den Gestalten eines aus Deutschen, Ungarn und Rumänen zusammenge- schlossenen Freundeskreises ein umfassendes Bild deutschen Wesens und Kampfes im südosteuropäischen Völkerraum während des Krieges. Der Roman beginnt in der Zeit vor dem Kriege, begreift Landschaft, Geschichte, zwischenvölkische Probleme in sich ein, schildert die Flucht der Siebenbürger Deutschen vor den Rumänen, den Vormarsch der deutschen und österreichischen Truppen, die Kämpfe an der italienischen Front, greift über nach Böhmen, berührt das Geschick der Rußlanddeutschen und endet nach dem Zusammenbruch des Habsburgerreiches mit der Gründung der „Nachfolgestaaten“ und mit der klaren, neuen Aufgabestellung für die Deutschen, mit dem Beginn ihres neuen Existenzkampfes, der zugleich ein Kampf für europäische Kultur und lebensgültige Wertordnungen ist. Diese volkspolitische Dichtung ist eine Tat. Sie ist politisch nicht nur, weil sie politische Probleme behandelt, sondern weil ihre dichterische Konzeption das Politische in sich einbegreift, und weil sie somit volkspolitische Wirksamkeit in sich trägt. Sie ist kein Faß, kein Tendenzbuch: mit vollkommener Gerechtigkeit wird in ihr gerade auch das Wesen der anderen Völker, ja vielleicht tiefer, als diese selbst es vermögen, nämlich in ihrem Mythos, erfasst. Aus keinem anderen Zeugnis können wir deshalb in gleicher Weise Glauben an die Lebensmächtigkeit unseres Volkes auch in seinen vom Reich getrennten Teilen schöpfen. In diesem Werk schenkt zugleich das Deutschtum im Ausland dem Mutterland ein neues — und größeres — Bild als das, was es bisher von sich und seinen Gliedern kannte: „unser Volk . . . in dem Riesentale zwischen Vogesen und den russischen Steppen, dichtgedrängt oder weit vereinzelt, als eine über die Staaten hinwegschaffende gottgewollte Einheit des Fühlens und geistigen Wirkens . . .“

Vgl. über J.: Wilhelm Schneider: Die ausländische deutsche Dichtung unserer Zeit, Berlin 1936, S. 185 bis 194. Dasselbst auch weiteres Schrifttum.

H. G. Göpfert.

Dr. Heinrich Z i l l i c h .

Autor des Verlages Albert Langen / Georg Müller, München.

Aus Kronstadt in Siebenbürgen. Seit Herbst 1936 (für einige Jahre) mit Frau und drei Kindern ins Reich gezogen; zur Zeit in Dachau wohnend.

Alter: noch nicht ganz 40 Jahre.

Kriegsteilnehmer im österreichischen Heer (Fähnrich).

Langjähriger Herausgeber der Siebenbürgischen Zeitschrift "Klingsor".

Bewährt als sehr kluger, auch politisch weitblickender Publizist.

Nach mehreren Büchern, die in Siebenbürgischen Verlagen herausgekommen waren, erschien als sein erstes Buch in einem reichsdeutschen Verlag 1933:

die Novelle " D e r U r l a u b "(Verlag Langen - Müller), eine Erzählung aus dem Krieg im Hochgebirge. Ferner:

ein Gedichtbuch: " K o m m e , w a s w i l l . ",

ein Novellenband: " S t u r z a u s d e r K i n d h e i t "

und dann im Herbst 1936 - der grosse politische und schon jetzt sehr erfolgreiche Roman:

" Z w i s c h e n G r e n z e n u n d Z e i t e n . "

Dieser Roman geht von der Schilderung einer Siebenbürgischen Jugend aus, zeigt das Nebeneinander der drei Völker:

Deutsche, Ungarn, Rumänen und die dadurch gegebene frühzeitige politische Schulung des auslandsdeutschen Menschen, dann

greift er weiter aus in die politischen Lebensnöte des

südosteuropäischen Deutschtums überhaupt und führt schliess-

lich durch den Weltkrieg zu der Frage: "Was wird nach dem

Zusammenbruch der österreichischen Monarchie aus den

12 Millionen heimatlos gewordenen Deutschen?" ---

Zur Zeit arbeitet Zillich an dem zweiten Band dieses Werkes;



eine inzwischen erschienene Novelle: "Der baltische Graf" kam ebenfalls in der kleinen Bücherei heraus.

Besonders wichtig ausserdem - ein grosser Aufsatz im "Inneren Reich" (Dezember Heft 1936): "Deutsches Volk und Buch in der Welt."

Zillich ist seit Jahren mit Wittstock befreundet; beide gehören zur Gruppe Fabritius.

Heinrich Zillich

Heinrich Zillihh, geboren 1898 in Kronstadt (Siebenbürgen) als Sohn eines Fabrikdirektors, wuchs auf dem Lande auf, besuchte dann das deutsche Honterusgymnasium in Kronstadt. Nach der Kriegsreifeprüfung 1916 trat er sofort als Einjähriger in das 4. Tiroler Kaiserjägerregiment ein. Mit diesem zog er im Sommer 1916 an die Südfront, und mit kurzen Unterbrechungen blieb er an der Front bis Kriegsende, zuletzt als Leutnant. Nach Einverleibung Siebenbürgens in Rumänien im Februar 1919 wurde Zillich in die rumänische Armee als Offizier eingezogen; er machte den Feldzug gegen das rote Ungarn mit, zuerst bei der Truppe, dann beim obersten Kommando der operierenden Armee als Kurieroffizier, Standort Budapest.

1920 kam Zillich nach Berlin: Student, 1923 Berliner Doktor. Das Jahr 1924 führte ihn wieder in die Heimat: dort gründete er die auch jetzt noch von ihm geleitete Zeitschrift "Klingsor", das geistig führende Blatt der jungen deutschen Generation in Rumänien, zugleich die einzige deutsche literarische und kulturpolitische Zeitschrift in Rumänien. Brotberuf - "Klingsor" kann nur durch unbezahlte Mitarbeit auch des Herausgebers erhalten werden - erst Mitbesitzer eines Konzertbüros und Verlages, und dann, als dieser scheiterte, Redakteur bei der "Kronstädter Zeitung" und Hauptschriftleiter der "Siebenbürgischen Handelszeitung".

Seit 1923 erschienen, zuerst in Siebenbürgen, von Zillich mehrere Bücher, darunter "Attilas Ende", ein Roman, - Kronstadt eine Monographie, - zwei Gedichtbände "Die Strömung" und "Strömung und Erde" - zwei Geschichtenbände "Siebenbürgische Flausen" und "Der Toddergerch", - eine Novellensammlung "Der Sturz aus der Kindheit" (Staackmann) und die Novelle "Der Urlaub" (Langen-Müller)

Heinrich Zillech
v. Hermann Roth
+ Bibliographie

Meine Literatur
Juli 38



Q. 8.43 of Maucher, Blu.

Feindsprach.kritiken



Zillich-GW

Opferbrunn
Jimm
Minn

November 1935

Neue Zeit.

Vogislav v. Selchow.

Hörst du das ewige Brausen
Von ewigem Kommen und Geh'n?
Das ist die Sphären grausen
Unter ewigen Weh'n;
Das ist, Welten zerbrechen,
Neues Sein entsteht;
Das ist, Neonen sprechen
Ihr Morgengebet.

Doch du, im Lärm befangen,
In dem dein Tag zerbricht,
Bist dran vorübergegangen
Und hörst das nicht, — —
Wenn tausend Sterne stehen
Am Firmament,
Du kannst keinen sehen,
Weil deine Lampe brennt.

Heinrich Zillich.

(Junger deutscher Dichter).

Von Carl Wähinger, Steyr.

Es muß wohl in der Sendung alles Deutschen liegen, sich in der Welt zu verbreiten, zu befestigen den geistigen Besitz der Nation. Es gibt nun auch tatsächlich für das deutsche Geistesleben keine geographischen Grenzen wie etwa für das anderer Nationen, sondern es lebt in der ganzen Welt deutscher Geist und gar oft sehr stark außerhalb der Grenzen der deutschen Nation und anderer deutscher Länder.

Wir empfinden dies tief, wenn wir in den Büchern des jungen siebenbürgischen Dichters Heinrich Zillich lesen. Hier schwillt deutscher Laut, deutscher Geist oftmals an zu Größe ursprünglich deutschen Wesens, das um so mächtiger auf den Leser eindringt, als es durch Sehnsucht nach dem deutschen Mutterlande genährt ist.

Sein Deutschtum zeigt sich anfangs zwar nur in der Frische des Ausdrucks, die ihm auch später bewahrt bleibt, in einer Unbekümmertheit oft, die verblüfft, aber nicht minder beiträgt

ikgs

Zillich-GW

Herrn
Zillich

November 1935

zu der Erkenntnis: hier ist aus Urzeiten her unbewußt entwickelt worden und dann plötzlich bewußt ausgebrochen, was der Besitz jedes echten Dichters sein muß: Eigenwilligkeit, wurzelnd im heimatlichen Boden.

Es ist das Verdienst Zillichs, daß er diesen Boden, Siebenbürgen, als einen urdeutschen erfährt, aber auch, daß er seine Entwicklung zum Vorbau des Ostens nicht übersah und so in-stande ist, in der einfachsten Erzählung, wie sie uns oft in den „Siebenbürgischen Flausen“ begegnet, überragend dann in der Novelle „Der Zigeuner“, Kulturgeschichte zu geben.

Zillich brachte 1923 „Attilas Ende“ (Verlag Krafft & Drotleff, Hermannstadt) als erste Veröffentlichung heraus. Das Werk, geschrieben in einer wuchtigen Sprache, die mitreißt und in ihrer Ursprünglichkeit tief zu packen vermag, ist ein guter Anfang, wenn auch keine Novelle, wie es der Dichter genannt, sondern ein stedengebliebener Roman. Dies ist durchaus kein Tadel, eher eine Anerkennung einer großen ersten Leistung. Es ehrt Zillich, daß er am Formalen scheiterte und noch nicht fähig war, eine Fülle von Gestalten bis ins Letzte auszubeuten und einzureihen in das Geschehen. Denn der ist kein Dichter, der gleich im Anfang mit einer Fülle im Ausdruck und einer Prägnanz in der Gestaltung hervortritt. Dichter müssen wachsen können. „Attilas Ende“ hat dies hoffen lassen und, um es gleich vorweg zu nehmen, wir haben das Wachsen erlebt in jüngster Zeit.

Im selben Jahre erscheint auch „Wälder und Laternenschein“ (ebenda), diesmal eine echte Novelle, wiederum voll einer durch Erleben gesättigten Sprache, ein dichterischer Erlös über eine Jugend, die verlief wie tausend andere, aber dennoch ergreift, weil er schon leise erkennen läßt das Leid der Auslandsdeutschen, dieses Stehen zwischen den Nationen, dieses Verbinden mit dem Fremden bei dem einen, die heftige Abwehr gegen solche Vereinigungen bei dem anderen jungen deutschen Menschen.

Nach einem lyrischen Intermezzo „Strömung“ (1924 ebenda), auf das wir später in dem erweiterten Bande „Strömung

und Erde“ näher eingehen wollen, läßt Liebe zu seiner Vaterstadt ihn eine Schilderung „Kronstadt“ (1925 ebenda) schreiben. Kein Werk, in dem es von kulturhistorischen Ergüssen wimmelt und wo es mehr Langweile als Erbauung gibt, sondern eine Arbeit, die erfährt, was jedes dort Geborenen Besitz ist, jenes Kleine, aus dem das Große, Unvergängliche wächst. Zillich läßt hier sein Menschlichstes anklingen und das umhüllt die Häuser und Plätze, ja den ganzen Talkessel, in dem Kronstadt liegt, mit dem Zauber einer Liebe, die rein, aber dennoch erdgebunden ist und nur die eines Dichters sein kann.

Die Schilderung „Kronstadt“ ist Auftakt zu weiteren Werken, die seine engere Heimat betreffen. Im gleichen Jahre gibt er noch die „Siebenbürgischen Flausen“ (ebenda) heraus, lustige Geschichten über Land und Leute Siebenbürgens, die, einfach und schlicht erzählt, von einer tiefen Heiterkeit strahlen und, indem sie die deutsche Siedlung im Lande besonders betonen, nicht nur ein kulturgeschichtlicher Beitrag über Siebenbürgen, sondern auch über das Auslandsdeutschtum im allgemeinen sind.

Zillichs dichterische Stärke lag bis 1929 in der erzählenden Prosa. Denn die Gedichte der „Strömung“ haben nicht den Ton jener Einmaligkeit, wie sie der echte Lyriker gebiert. Sie griff aber über auf die gebundene Sprache mit „Strömung und Erde“ (1929, ebenda). Gewiß, nicht alle Verse in diesem Bande haben das Signum eines Dichters. Aber es ist da eine eigenartige Gedrängtheit im Ausdruck, eine hohe Verbindung von Form und Inhalt, die gefangen nimmt. „Die treulose Frau“, „Erfüllter Tag“, „Erntegesang“, „Meiner Mutter“ und die „Ballade vom unbekannten Soldaten“ sind Proben echt dichterischer Größe und Schau. In diesem Bande lernt man Zillich wohl am besten kennen. Er spannt thematisch seinen Bogen vom subjektiven zum objektiven Erleben; er singt von der Liebe, von den Menschen seiner Heimat, er dichtet in der „Westlichen Elegie“ das allgemeine Leid des Auslandsdeutschen, er wird andachtsvoll wiederum vor der Schönheit der Berge und Wälder, die Kronstadt umgeben. Er

Zillich-GW

Herrn Grimm,
Mün

Magdeburg 1935

ist aber auch ein mystischer Sänger, der das Uebernatürliche in die Welt einbezieht, und diese Verse, wie etwa „Der Abend“, sind die schönsten, reinsten, weil stillsten. Der ganze Band aber ist ein Ringen um das Letzte, Höchste, um die Erlösung von aller Schuld, die auf uns Menschen seit unergründlichen Zeiten lastet, und dies hebt auch Gedichte von nur lokaler Bedeutung hinaus ins Raumlose, Zeitlose. „Erlösung“ heißen die Verse, die diese Qual des Ergründens aus tiefen Brunnen am verdichtesten künden, das Ringen mit dem Dämon, der die Menschen treibt. Und dann gibt es aber auch Verse in dem Buch, die den Dichter als Menschen erkennen lassen. Das Erwachen zum Manne, zum Vater — in den wundervollen Versen „Meiner Frau“ — bis zum Dank an die Eltern, denen das letzte Gedicht, das auch den Titel gab, „Strömung und Erde“, gewidmet ist.

Mit „Der Toddergerd und andere Geschichten“ (1930, Verlag der Markusdruderei, Schäßburg) setzt Zillich die Sammlung der „Siebenbürgischen Fäulen“ fort, im Stil gewählter, aber dennoch nicht schal, eher noch urwüchsiger als in dem ersten Buch. Die Sicht über Land und Leute erfasst mehr Besonderheiten, ja, es wird der ganze siebenbürgische Lebensraum vermittelt, nur einmal durchbrochen von einer autobiographischen Erzählung „Weihnacht 1916“, für die wir Zillich besonders dankbar sein wollen, weil sie aufs beste vereint, was Dichtung verlangt: Gefühl aus dem Herzen, ausgedrückt in hoher klarer Form.

In „Der Zigeuner“ (1931 in der Zeitschrift „Klingsor“ und 1933 im Novellenband „Sturz aus der Kindheit“ bei L. Staaßmann) gibt Zillich ein Meisterwerk novellistischer Prosa. Sicher im Erdhaften wurzelnd und nur vom Blute getrieben, geht der Zigeuner Popa Bela von Szene zu Szene, und ringsumher ersteht das siebenbürgische Land, schwelend im starken Hauch des Frühlings, in der Fülle des Sommers, urwüchsige Bilder tauchen auf, wie zum Beispiel die Einvernahme des Zigeuners durch den Polizeikommissär Tompa, dazwischen immer wieder die Schwere deutschen Wesens, die in dem Bauer

Hans Risch Gestalt hat, und die Rachsucht des ungarischen Knechts, dessen Schwester der Zigeuner vergewaltigte. Diese Novelle ist ein Höhepunkt im Schaffen Zillichs.

Im Frühjahr 1933 wurde Zillich die Genugtuung zuteil, im Wettbewerb um die beste Erzählung, veranstaltet vom Verlag der bekannten deutschen Zeitschrift „die neue linie“, mit „Der Urlaub“ (Kleine Bücherei des Verlages Albert Langen — Georg Müller, Band 24) als Erster hervorzugehen. Sie schildert in äußerst knappem Ausdruck die freiwillige Erfüllung eines schweren Dienstes an der Südfront durch den Fähnrich Klinghart. Hier bricht elementar das deutsche Wesen Zillichs durch, jene Treue in der Pflichterfüllung für die Allgemeinheit und zu deren Wohlfahrt. Es bleibt hier alles nebensächlich vor dem Was, das die Erforschung des Borgeländes zur Feststellung, ob eine Pendelsicherung durchgeführt werden könne, ist. Und der Fähnrich Klinghart macht sich freiwillig auf den Weg. Obgleich er den Urlaubsschein in der Tasche hat und der Hauptmann ihm rät, zu verschwinden. Obgleich gestern erst sein Freund Schürer gefallen ist auf ebenso einem Patrouillengang, Schürer, der beten konnte. Aber er tut es, und dabei lernt er auch beten, „natürlich ganz anders, aber vielleicht war es doch beten — —“. So endet diese Erzählung, die ein getreues Bild vom Frontenkampf in Italien gibt und manchmal, trotz ihres knappen Stils, in einer lyrischen, aber durchaus nicht sentimentalen Weichheit schwingt.

Als nächstes Werk hat uns Zillich im Oktober 1933 den Novellenband „Sturz aus der Kindheit“ (L. Staaßmann Verlag, Leipzig) beschenkt. Er vereinigt die schon bekannten Novellen „Wälder und Laternenschein“ und „Der Zigeuner“ mit neuen, unter denen besonders die Titelnovelle hervorragt. Es ist etwas Rührendes und tief Erschütterndes zugleich, wie Zillich einen Knaben, das Peterchen, bis zum vierzehnten Jahr durchs Leben führt, durch ein Leben, das rau, hart und bitter ist, und wie die Welt des Peterchens, die durchaus nicht die der Erwachsenen um ihn, der Eltern und des Bur-schen, ist, langsam zerbröckelt und endlich unter der Wucht

Zillich-Gat

Heinrich Zillich,
München

Magdeburg 1935

der Ereignisse gänzlich zusammenfällt, was den kleinen Peter aufs Krankenlager wirft. Zillich zeigt in dieser Novelle, daß er an seinem Stil gearbeitet hat. „Sturz aus der Kindheit“ ist von einer schönen und reinen Sprache getragen. Von den beiden anderen neuen Novellen ist „Der Brand“ die bedeutendere. Hier läßt Zillich wieder die Menschen aus dem Boden seiner Heimat wachsen und fest mit ihm verwurzelt sein. Der Bauer, dessen Haus vor seinen Augen niederbrennt, weiß seine Ernte in der Scheuer, die vom Brand verschont wurde, gesichert, seine Kinder gerettet, er erkennt von der Reise mit seiner Frau zurückkommend, alles Leben um mich ist wie immer und ich kann den Schaden wieder gut machen, denn die Erde gab mir und wird mir wieder geben, sie ist ja für den Fleißigen ewig fruchtbar. Und so segnet er, während das Haus noch glüht und raucht, den erst nicht gewollten Bund seiner Tochter mit dem Verwalter und nimmt ihr Kind aus erster Ehe auf seinen Schoß. In „Der Vater“ schildert der Dichter, manchmal in fast dramatischer Kürze, wie die Starrheit und die Härte des verstorbenen Vaters im Sohne mählich auf- und weiterleben.

1934 ganz seinen neuen dichterischen Absichten ergeben, schenkt uns Zillich dann im nächsten Jahr drei neue Werke: Die Novellen „Die Reinerbachmühle“ (Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 7304) und „Der baltische Graf“ (abgedruckt im April-Heft 1935 der „neuen linie“), den Gedichtband „Komme was will“ (Verlag von A. Langen/G. Müller, München).

„Die Reinerbachmühle“ ist ein tiefes Werk Zillichscher Erzählerkunst und damit auch ein schönes der jungen siebenbürgischen Dichtung. In dem sonderbaren Dr. med. Georg Kirichen schildert der Dichter das mähliche Reifwerden der Sorge um ein Jahrhunderte altes väterliches Erbstück, die Reinerbachmühle, deren Grund und Boden der rumänischen Enteignung verfällt. Weise ist in diese seelische Entwicklung des Mannes die Mahnung eingesponnen, daß nur der berechtigt ist, im Kampfe das Erbgut seiner Väter zu ver-

teidigen, der es bebaut, der seiner Erde im Schweiße des Angesichts die Frucht abgerungen hat, und nicht etwa, wie Georg Kirichen, durch Pacht seine Erhaltung versucht hat. Düster glüht die Novelle, voll eines mystischen Hauches und endet in dem Vermächtnis des Arztes an seinen Nachfolger, den jungen deutschen Bauer Misch Kersten, sich den geeigneten Grund wieder zu erarbeiten.

Die Sprache Zillichs ist in diesem Stück wiederum dichter geworden. Was einst nur Stoff war, ist hier schon Wesen im Stoff, Dichtung also im tiefsten Sinne.

Ebenso ist „Der baltische Graf“ eine Novelle eines die allgemeinen Gesetze der Dichtung und dieser ihrer besonderen Form klar deutenden Herzens und Geistes. Es spricht für den Dichter, daß dieses Werk in einem neuerlichen Novellen-Wettbewerb der „neuen linie“ wiederum als das reifste entsprach. Im knappen Stil ein menschliches Schicksal auf siebenbürgischem Boden zeichnend, wächst hier die Handlung zu tragischer Erschütterung. Von dem rein äußeren Bild bricht die dichterische Reise ins Innere an und so erfüllt sich in dem Leben des Grafen Beufel, der Hauptgestalt der Novelle, jener Ratschluß, der jedem schuldigen Menschen aufgesetzt ist: für seine böse Tat zu fallen. Nur ist an dieser Dichtung besonders reizvoll, daß Opfer — und der Tod des Grafen ist nach all dem, was geschehen ist, immerhin Opfer — sich nicht erfüllt als Bezahlung der Schuld, sondern als Buße für den nicht mit Mut und Standhaftigkeit ertragenen Verlust der Frau, die, wie man nur ungefähr erfährt, von Tartaren geraubt worden ist und mit ihrem Kinde, dem einzigen Erben des Grafen, ein schmähliches Leben führen muß. So spielt sich in seltsamer, doch organischer Verkettung der letzte Lebensabschnitt des Grafen Beufel ab, gebend der Novelle, was sie verlangt: den schicksalhaften Ausschnitt eines menschlichen Leben in die verdichtete erzählende Form zu pressen.

Vorläufiger Abschluß des Werkes von Heinrich Zillich ist ein Gedichtband „Komme was will“. Er umfaßt eine reife

Zillich-GW

Herrn Grimm,
Münch

Magdeburg 1935

16

Auswahl von den Gedichten der „Strömung und Erde“ und neue Verse, die eine Wandlung anzeigen: denn während der Dichter in seinen ersten Gedichtbänden Sucher war, ein sich nach dem Du Sehrender, ist er hier bewußt Mann. Was immer schon in seiner Dichtung begründet lag, es ist nun Tat: die Reise männlichen Handelns steht felsenfest in ihm. So ist nur ein Schritt zu dem Volk, in dessen Umlaut jedes deutschen Dichters Werk schwingt. Und er tut ihn. Er greift in sich und da schwillt das Blut seines Volkes mächtiger in ihm auf, Volk, deutsches Volk ballt sich groß in seinen Versen, und an seinem Niedergang und seiner Leerheit rüttelnd, wird er zu seinem Sänger und geistigen Führer. „Vermächtnis“ dem Jahrgang 1898, dem er selbst entstammt, gewidmet, Menschen, die in Stahlgewittern und Tod und Not und nicht etwa in weichen Betten und buhlerischen Armen zur Mannheit erwacht sind, ruft auf zum Zusammenschluß der Besten des Volkes gegen Ausbeutung, Verwahrlosung, Niedertracht, Zersetzung, und ebenso sind es die zehn „Sonette in die Zeit“, die werben zu solchem Kampf.

So steht nun Heinrich Zillich, auch seine Monatsschrift „Klingsor“ wollen wir nicht vergessen, denn sie ist der geistige Mittelpunkt des Auslandsdeutschtums im Südosten, als Bewahrer der edelsten Besitztümer seines deutschen Volkes vor uns. Sein Werk, das er mit reinen Händen betreut, ist ein Stück deutscher Erde, eine Welle deutschen Traums und ein Stück jungen Lebens, das aus der Glut seines Herzens um das Deutschtum gerade dort ringt, wo es ständig bedroht ist. Zillich hat seinen Standpunkt in einer autobiographischen Schilderung einmal so umrissen: „Ich erkenne unser Volk immer wieder in dem Riesenland zwischen Vogesen und den russischen Steppen, dichtgedrängt oder weit vereinzelt, als eine über die Staaten hinwegschaffende gottgewollte Einheit des Fühlens und geistigen Wirkens, der ich wohl nicht ohne Zweck eingeboren wurde.“ Das Reich also ist seine weitere Heimat, wo Siebenbürgen der Grund und Boden ist, aus der er sie erhält. Wir dürfen daher ohne Zweifel sein kommendes Werk erwarten. Denn nun kann es uns nie und nimmer enttäuschen.

aus "CURENTUL" No. 3182 vom 9. Dezember 1936.

Drei saechsische Schriftsteller
~~~~~

VON ION SAN-GIORGIU

Heinrich Zillich, literarischer Erneuerer und lyrischer Dichter

Das von Meschendoerfer mit der Zeitschrift "Die Karpathen" begonnene Werk wurde nach dem Kriege von Heinrich Zillich mit der Zeitschrift Klingsor fortgefuehrt. Die Zeitschrift wurde 1924 begruendet. Ihr Weg wurde bestimmt durch eine Gruppe von jungen Menschen, die einerseits den Gleichklang der eigenstaendigen saechsischen Kultur mit dem Rhythmus der grossen deutschen Kultur ersehnten, andererseits aber diese Kultur an die durch den neuen rumaenischen Staat geschaffenen Gegebenheiten anpassen wollten. Damit hat sich die Zeitschrift "Klingsor" von der rein aesthetischen Blickrichtung der verschwundenen Zeitschrift "Die Karpathen" abgewendet, um ihre Blicke erneut auf die Lebensfragen des saechsischen Volkes hinzulenken. Nachdem Meschendoerfer seine literarische Form Reform durchgefuehrt hatte und nachdem der Provinzdilettantismus einmal eingedaemmt war, konnte Zillich sich nicht mehr nur mit formalen literarischen und aesthetischen Problemen befassen. Er verstand es, sich mit seinem Schrifttum und mit dem seiner Mitarbeiter nicht nur in das Gesamtleben des Volkes, dem er angehorte, und des Deutschtums in Rumaeenien hineinzustellen, sondern auch in den lebendigen Rhythmus des neuen rumaenischen Staates. Der "Klingsor" musste also das Problem der Anpassung des saechsischen Volkes an das Leben des neuen Nationalstaates erfassen, in dessen Rahmen es von nun an zu leben bestimmt war. Nicht nur einmal haben sich die Seiten des "Klingsor" weit den rumaenischen Schriftstellern weit geoeffnet, mit denen Zillich immer die kameradschaftlichsten Verbindungen hatte, und die Uebersetzungen vornehmlich von zeitgenoessischen rumaenischen Dichtern wurden in den gastlichen Blaettern dieser Zeitschrift oft veroeffentlicht.

Was aber besonders hervorgehoben werden muss an der sozialen und aesthetischen Haltung dieser Zeitschrift ist ihre staendige Verbindung mit allen religioesen, sozialen und kulturellen Wirklichkeiten des saechsischen Volkes. Auch wenn wir die zeitweilige Verwandtschaft Zillichs mit dem deutschen Expressionismus in Betracht ziehen, muessen wir doch sagen, dass er keinen Augenblick lang den lebendigen Kontakt mit den ethnischen und sozialen Wirklichkeiten seines Volkes verloren hat.

Die neue Generation, die auf dem Wege ueber den "Klingsor" in die



deutsche Literatur vordringen wird, wird immer stark an das Leben des Volkes gebunden sein, ohne Sklave jenes Provinzialismus zu sein, der lange Zeit hindurch die saechsische Dichtung an gueltigen kuenstlerischen Schoepfungen gehindert hat. Provinzgebunden ist diese Zeitschrift nur insoweit geblieben, als sie sich mit ihrer ganzen Existenz an die Menschen und an das Gebiet, in dem sie lebte, gebunden fuehlte. Zehn Jahre des Bestandes haben im Jahre 1934 Zillich die Moeglichkeit gegeben, einen Rueckblick auf das geschaffene Werk zu werfen. In den Festesworten, die in der Nummer vom 1. April 1934 der Zeitschrift veroeffentlicht wurden, umreisst deren Leiter noch einmal die drei Leitsterne, die seine Zeitschrift bestaendig verfolgte und zwar: der dauernde Kontakt mit dem deutschen Geistesleben, das als deutsches Allgemeingut bezeichnet wird, die Teilnahme an dem moralischen und sozialen Leben der saechsischen Minderheit und aufrichtige und dauerhafte Beziehungen zu der staatsbildenden rumaenischen Mehrheitsnation. Als einigende Linie dieser drei Bestrebungen aber muss der Kult Zillichs und seiner Mitarbeiter fuer Siebenbuergen, fuer die siebenbuergischen Berge, die Ebene und die Waesser hervorgehoben werden. Alle diese Einstellungen und Blickrichtungen sind nicht aufloesende Bestrebungen und der eigentlichen Kunst uneigene Bestrebungen, sondern im Gegenteil, sie verschmelzen sich und wachsen zu ueberzeitliche zeitlosen Formen hinan, dort, wo aus Essay und Polemik Dichtung wird. Die Zeitschrift "Klingsor" kann also nicht allein als eine deutsch-saechsische literarische Erscheinung angesehen werden, sondern auch als eine Erscheinung der eigentlichen siebenbuergischen Kultur, so lebhaft ist ihre Anteilnahme fuer die sozialen und geistigen Bewegungen der Provinz jenseits der Karpathen und so warm ist die Liebe Zillichs fuer das, was er "siebenbuergische Seele" nennt.

Wenn die Zeitschrift "Klingsor" sich ihre Unabhaengigkeit bewahren und eine so vielseitige Aufgabe erfuellen konnte, dann ist das nur der hervorragenden Persoenlichkeit dieses Heinrich Zillichs zu verdanken. Dieser Schriftsteller, der es mit 23 Jahren wagte, seinem Volke kulturelle Richtlinien zu geben, ist jedoch nicht der typische Vertreter jenes saechsischen Buergertums, das durch seine traditionsreiche, glaenzende Vergangenheit gehindert wird, dem Leben einen neuen Rhythmus und seiner sozialen Beschaffenheit eine neue, voellig umgewandelte Form zu geben. Vielleicht hat <sup>Teil</sup> die nur zum saechsischen Abstammung Zillichs - sein Vater ist ein Banater Schwabe - zu dieser leichten Ungleichheit seines Temperamentes beigetragen, die ihn von Jugend an bis heute zu einem unabhængigen Menschen voller Einfælle gemacht werden liess. Aber auch die Umgebung, in der Zillich als Mensch und Dichter geformt wurde, haben ein gut Teil beigetragen zu der Festigung seiner seelischen und geistigen Formung. Zillich wurde 1898 in Kronstadt geboren. Der Kriegueber-



rasch<sup>te</sup> ihn als Schueler der Konterusschule in seiner Vaterstadt. Mit 18 Jahren kaempft er als unvorbereiteter Soldat an der italienischen Front, um 1919 an der Schlacht laengs der Theiss gegen die Ungarn teilzunehmen und an der Seite der Rumänen den Marsch auf Budapest mitzumachen. Das Kriegsende und der Friede haben Siebenbuergen Rumänien geschenkt. Der einundzwanzigjaehrige Juengling nimmt seelischen Anteil an dem Zusammenbruch der deutschen Nation und an dem Sieg eines Volkes, das er aus dem Leben der siebenbuergischen Bauern und Hirten kannte. Fuer einen Dichter in voller Entwicklung sind die Ereignisse von ueberragender Bedeutung. Zillich geht, um zu lernen, nach Deutschland, das vom Sozialismus und den vergeblichen reaktionären Schlaegen durchruettelt wird. Das Studium der Volkswirtschaft und der Rechtswissenschaften macht er mehr aus Verpflichtung, als aus Berufung mit. In Berlin ziehen ihn die literarischen Kreise, die aesthetischen Kaempfe, und die Gleichschaltung mit der neuen dichterischen Bewegung, dem Expressionismus, schnell in ihren Bann, von dem er sich niemals mehr losreissen kann.

Schon von Kindheit an hat Heinrich Zillich Verse geschrieben und so wie jeder Dichter unseres Jahrhunderts seine literarischen Lehrjahre durchgemacht: auf der Schulbank. In der Literatur ist er erstmalig nicht als regionalistischer Dichter erschienen, sondern eingereiht in den teitgenoessischen Rhythmus. Zillich trat zuerst mit einem Gedichtband auf, in dem sein Kontakt mit der literarischen deutschen Zeiterscheinung auffallend war. Er gestaltete eine in Inhalt pessimistische, in der Form aber ausdrucksvolle Dichtung, ohne jedoch in die Hoffnungslosigkeit und die Anrufe der Expressionisten zu verfallen, deren Einfluss er erfahren hatte. Diese muede Lyrik, in welcher der Dichter von seiner Generation als den "Most aus einem spaeten Wein" spricht, entwickelt sich aber in den folgenden Baenden und vor allem in dem 1935 erschienenen, der den Charakter der Endgueltigkeit traegt, zu plastischen Visionen der Natur und zu einer Auferstehung seiner Seele zu einem neuen Leben in den elementaren Wirklichkeiten des Lebens und Seins: in der Tanne, im Gebirge, im Wald, in der Landschaft ~~an~~ Siebenbuergens, in den Pfluegern, in den Saaleuten und schliesslich in allem, was an die Scholle und den Acker gebunden ist. 1)

Fussnote I) Heinrich Zillich: Komme was will. Gedichte - Albert Langen und Georg Mueller, Verlag. Muenchen 1935.

Wenn in den ersten Gedichten der Einfluss Richard Dehmels und der deutschen Expressionisten die eigene Umgebung des Dichters ueberragt, kann man in dem Band "Komme was will" eine Tendenz der Anpassung an die neue volkhafte deutsche Stroemung bemerken, in der die Natur und der Mensch in ihren Beziehungen zu den ethnischen Wirklichkeiten



vorherrschend. Es ist eine maennliche Dichtung, in der sich die sieben-  
buergische Landschaft und Athmosphaere spiegelt und in der eine  
moderne, von starken primaeren Visionen des Lebens beherrschte Seele  
vibriert. Der Pessimismus von einst ist in den Jahren der Reife einem  
starken maennlichen Schwung gewichen, von dem das Leben als unvermeid-  
liches Schicksal hingenommen wird, freigebig sowohl mit seinen Segnungen  
als auch mit seinen Schlaegen. Der Titel des Bandes - Komme was will -  
spricht synthetisch diese feste Auffassung vom Leben aus, dem sich der  
Dichter ganz hingibt. Manchmal hat die Dichtung Zillichs etwas Gewolltes  
und Kuenstliches, es sind jedoch einige lyrischen Gestaendnisse oder  
einige siebenbuergische Visionen, die ihn als einen gueltigen Dichter  
kennzeichnen. Was im Fall Zillichs besonders betont werden muss, ist die  
freie und launenhafte Form seiner Dichtung und die Ausdruckskraft der  
Sprache, die ihn seine expressionistische literarische Erziehung aus  
der ersten Jugendzeit in Ueberfluess geboten hat. Ohne ein lyrischer  
Dichter im Sinne einer staendigen Ueberwachung seiner eigenen Subjek-  
tivitaet zu sein, ~~zeigt~~ zeigt sich uns Heinrich Zillich in seiner Dichtung  
mit den gleichen Tugenden einer formalen Plastizitaet und eines star-  
ken inneren Rhythmus, wie wir ihn auch in seiner Prosa begegnen, der er  
in der Tat seinen ganzen literarischen Schwung und seine ganze Liebe  
zu dichterischem Schaffen zuwendet.

ION SAN GEORGIU



# HEINRICH ZILLICH

## WOORDVOERDER VAN ZEVENBURGEN

**H**ENRICH ZILlich, die in 1898, als zoon van een Duitschen fabrieksdirecteur in Zevenburgen, in de nabijheid van Kroonstad, werd geboren, behoort tot die categorie van Duitsche schrijvers en dichters, die zich geroepen voelen, voor de cultuur van hun land in woord en daad te strijden.

Zevenburgen, dat merkwaardige en inderdaad ook in Deutschland veel te weinig bekende gebied, waar drie en zelfs meer rassen naast elkaar voortleven, eerst onder Hongaarsch, na den wereldoorlog onder Roemeensch bewind, is bij uitstek geschikt om patriottische gevoelens aan te wakkeren en aan te kweken. De drie zoo verschillende geaarde volksstammen, Hongaren, Duitschers en Roemenen, wonen te dicht op elkaar. Deze samenleving met haar veelvuldige tegenstellingen moet daar wel leiden tot onderlinge vergelijkingen en conflicten, tot politieke meningsverschillen en samenzweringen. Vooral moet de verscheidenheid van temperament en opvatting, van beschaving en geloof, van het geheele wezen der menschen daar sterk tot uiting zijn gekomen in de kleine fabrieksnederzetting bij Kroonstad, waar Heinrich Zillich zijn jonge jaren heeft doorgebracht. Zijn later verblijf op het oude Deutsche Honterusgymnasium in Kroonstad heeft er toe bijgedragen, de reeds ondergane invloeden te bestendigen en te versterken. In deze stad, waar Zillich bij zijn grootouders inwoonde, kwamen de drie volksstammen, Duitschers, Roemenen en Hongaren, immers eveneens in nauw contact met elkaar.

Tot welke conflicten dit alles leidde, vertelt Zillich in zijn groote, in het najaar van 1936 bij Albert Langen & Georg Müller te München verschenen roman „Zwischen Grenzen und Zeiten”. De weergave der vijandelijke gezindheid, die vooral tusschen de Hongaarsche en de Duitsche jeugd van Zevenburgen heerscht, vindt haar hoogtepunt in de beschrijving van den „veldslag” op de stadswallen tusschen leerlingen van de Hongaarsche scholen enerzijds en Duitsche en Roemeensche jongens anderzijds. Dat gevecht is veel

meer dan slechts een uitbarsting van kinderlijke vijandschap, bestemd om later in vergetelheid te raken. Het is een symbool en een voorteken van hetgeen later zal gebeuren: de verdringing van de Hongaren uit Zevenburgen en de toebedeeling van dit land aan Roemenië, waartoe de in Zevenburgen levende Duitschers hun hulp hebben verleend.

Bijna al hetgeen Zillich in dezen rond 640 bladzijden omvattenden roman vertelt, heeft hij zelf beleefd. Evenals de hoofdfiguur, de jeugdige zoon van den fabrieksdirecteur, Lutz Rheindt, heeft ook Zillich in 1916 dienst genomen bij het Tirolsche Kaiserjägerregiment, en heeft hij tot het einde van den oorlog aan het Italiaansche front gevochten. Evenals deze Lutz vecht ook Zillich in 1919, na de ineenstorting der Oostenrijksch-Hongaarsche monarchie, in het Roemeensche leger tegen het roode Hongarije.

Zonder twijfel heeft dit boek, waarin de problemen van het „Auslandsdeutschtum” zijn verwerkt, zijn boeiende intensiteit te danken aan het feit, dat de auteur voortdurend uit eigen belevenis kon putten. Vooral in de aangrijpende oorlogstaferelen valt dat duidelijk te bespeuren. Die deelen van den roman en de reeds vroeger (1933) gepubliceerde novelle „Der Urlaub” („Die Kleine Bücherei” van Langen & Müller No. 24) behooren tot de beste oorlogsliteratuur, sedert 1914 verschenen.

Er is echter nog iets anders, dat aan den roman „Zwischen Grenzen und Zeiten”, zoowel als aan vele kortere verhalen van Heinrich Zillich zulk een bijzondere bekoring en zulk een eigen karakter geeft. Het zijn niet alleen de opgedane ervaringen, die de onderwerpen van zijn boeken bepaalden. Zillich heeft ook, somtijds wellicht onbewust, de invloeden ondergaan, die zich door zijn langdurig verblijf in de bonte Slavisch-Magyaarsche getinte omgeving onuitwischaar aan zijn eigen aard hebben opgedrongen. Wellicht heeft de schrijver ook tevens dat bedoeld, toen hij in een naschrift van zijn roman zeide: „Aldus is dit boek spiegelbeeld zoowel als symbool. Ik wil

niet eindigen, zonder een laatste dankzegging aan de volkeren van dezen roman voor alles wat zij aan den auteur hebben geschonken, die zich eerst geheel van zijn eigen volk bewust werd, toen hij zijn eigen aard aan vreemden aard kon toetsen.” Ook sommige gedichten van Zillich, die in hun krachtige, primitieve bonkigheid merkwaardig sterk aan de lyriek van de Oostenrijkers Theodor Kramer en Richard Billinger doen denken, zijn er getuige van, hoe zeer de kunst van Zillich naar het Oosten is georiënteerd. (De laatste bundel verscheen onder den titel „Komme was will” in 1935 eveneens bij Langen & Müller). In sterker mate nog toont dat zijn prachtig verhaal „Der Zigeuner” aan, dat opgenomen is in den novellenbundel „Sturz aus der Kindheit” (L. Staackmann Verlag, Leipzig).

Maar ook in „Zwischen Grenzen und Zeiten” komen we telkens weer scènes tegen, die dadelijk aan den Balkan doen denken in hun boersche kernachtigheid en losbandigheid, in hun primitiviteit en oorspronkelijkheid. Daar is bij voorbeeld de beschrijving van twistende boerenknechten, die in een lange rij met hun karren vol suikerbieten naar de nederzetting komen rijden. „Het gebeurde zelden, dat deze boeren zelf met elkaar slaags raakten. De herinnering daaraan zou heele generaties met elkaar in oneenigheid hebben gebracht. Alleen maar de knechten vochten met elkaar, Hongaren uit het Noorden; zij sloegen met hun zweepen, om zich een weg te kunnen banen, zij vloekten als ketters, totdat ten slotte de boeren, die altijd wat bleven dralen alvorens tot de orde te vermanen — want misschien kon men toch wel den ander vóór komen — „terug!” bulderden, zoodra de ambtenaren met hun knuppels uit hun huisjes kwamen aanhollen. Het kwam ook tot vechtpartijen tusschen geheele dorpen, ten gevolge van de veeten der knechts.” Daar is de uitvoerige beschrijving van de geweldige boerenbruiloft van Treni Wagner. En daar is het kostelijke gedeelte, waar Lutz Rheindt op een voetreis door het land met eenige vrienden een Duitschen en een Hongaarschen dominee en een Roemeenschen pope tegenkomt. Vooral den Duitschen dominee zal de lezer niet zoo licht vergeten: „Er leven in deze buurt (zei hij met schalksche hoovaardigheid) drie fatsoenlijke menschen: ten eerste hijzelf, dan de Hongaarsche dominee in het naburige dorp en dan nog een pope; God heeft zich hier een grap veroorloofd. De zon scheen drukkend. Hij had eenige flesschen bier onder de zitbank, riep van tijd tot tijd wat tegen den koetsier, die zich dan omdraaide en ook een slok mocht nemen. Ze stapten af bij den gereformeerden dominee van de naburige gemeente. Hij kwam hun tegemoet met een imkerkap op, greep in zijn broekzak, haalde de sleutels van

zijn wijnkelder te voorschijn, en riep hierna dreunend: „Klári, we hebben gasten! Zes stuks! Ze zijn jong! De Saksische dominee van Taldorf is er ook bij. Die telt dubbel! Leg de bijl naast mijn stoel, dat ik die ouwe vrijgezel zijn schedel in kan slaan, als hij te veel liegt.” Ze aten in den tuin onder den lindeboom, aten tot vijf uur in den middag, aten tot de schemering viel, en toen de boerenkarren van de akkers huiswaarts ratelden, slurpten ze sorbet. De kudde koeien klotste voorbij; toen dronken ze hun tienden liter, en toen de vrouwen begonnen met melken, gingen ze in het gras liggen slapen. Na een poos kwam de domineesvrouw en spreidde over ieder van hen een kleed uit. 's Nachts maakte de dauw hen wakker, ze waggelden huiverend het huis binnen en bleven den volgenden dag ook nog; de dochters van den dominee waren naar huis teruggekeerd uit Klausenburg.” — Dat alles en nog veel meer maakt ruimschoots weer goed, wat in dit boek in andere opzichten niet geheel bevredigt.

Want, zooals trouwens bij een dergelijken breed opgezette roman nauwelijks anders te verwachten was, het boek vertoont menige zwakke plek. De critische lezer zal zich, vooral in het begin van het verhaal, nog al eens ergeren aan den wat pathetischen toon, die later nog meermalen in de dialogen terugkeert. Hij zal ook van meening zijn, dat er wat al te kwistig gesprekken zijn weergegeven en dat een wel zeer ruim gebruik is gemaakt van statistische gegevens. Ondanks dat alles echter zal hij het boek met zeer veel belangstelling lezen en voor de daarin vervatte interessante inzichten erkentelijk zijn.

Het is trouwens niet alleen de artistieke waarde van het boek en de belangwekkende inhoud, die het ook voor een niet-Duitscher tot een loonnende lectuur maken, maar tevens Zillich's groote objectiviteit. Bijna voortdurend laat Zillich verschillende opvattingen aan het woord komen. Hij tracht zooveel mogelijk zoowel Roemenen als Hongaren recht te doen wedervaren. Dat het boek, ondanks deze objectiviteit, een pro-Duitsche strekking heeft, zal niemand verwonderen. De in dezen roman beschreven gebeurtenissen en feiten zijn er de verklaring voor. Ze zijn ook de aanleiding geweest, dat Heinrich Zillich, na vier jaar in Berlijn te hebben gestudeerd, in 1924 samen met een vriend het maandblad „Klingsor” oprichtte, dat tot heden aan de jonge Duitsche generatie in Zevenburgen leiding geeft op cultureel gebied tot handhaving van het volksbewustzijn der Duitsche bevolkingsgroepen in Roemenië.

FELIX AUGUSTIN.

De volgende week zal „De Waag” een kort verhaal van Zillich publiceren in de vertaling van Elisabeth Augustin.



# Literaturgeschichte des Deutschen Volkes

Dichtung und Schrifttum der deutschen  
Stämme und Landschaften

Von

Josef Nadler



Vierter Band: Reich

(1914-1940)

---

Im Propyläen-Verlag Berlin

7941

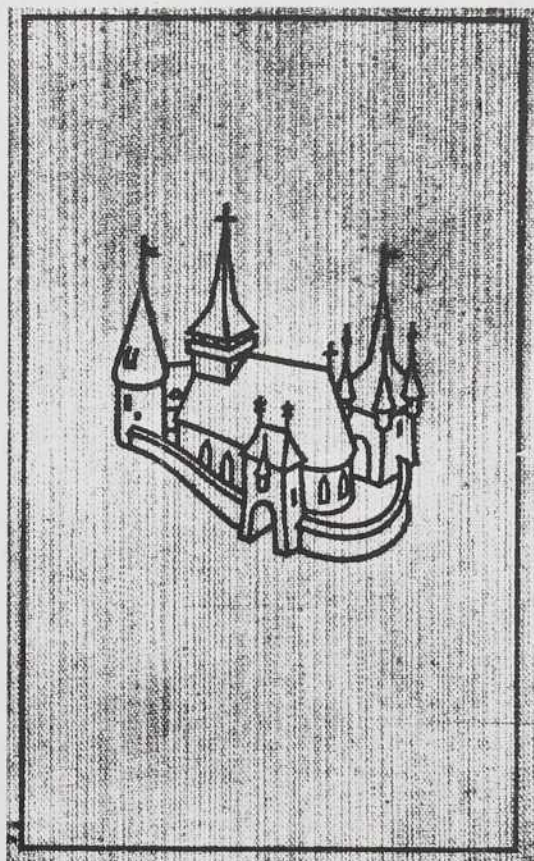
A handwritten signature in black ink, possibly reading 'M. K. ...', is located in the bottom right corner of the page.



Siebenbürgen. „Die Karpaten“. „Ostland“. „Klingsor“. Meschendorfer und Zillich

und Politik dem geistigen Leben politische Ziele gesetzt. Indessen es blieb bei Kronstadt. Heinrich Zillich, 1898, aus Kronstadt, Feldsoldat und Berliner Hochschüler, kehrte in die Heimat zurück, um ihr zu dienen, und er diente ihr durch die Zeitschrift „Klingsor“, die er 1924 gründete. „Die Karpaten“ hatten es nur mit dem ungarischen Staat zu tun. „Klingsor“ bekannte sich mit dem ersten Wort zur Verständigung mit den Rumänen. Denn Zillich wußte um die Schicksalsgemeinschaft aller Völker des gleichen Raumes. „Die Karpaten“ hatten der Dichtung ein strenges Maß gesetzt und eine gewisse Vorsicht gegenüber der Mundart geübt.

„Klingsor“ anerkannte die Notwendigkeit dieses Maßes, legte aber den Schwerpunkt auf den Dienst am Volkstum und bekannte sich ohne falsche Scham zur Seele und Sprache Siebenbürgens. Die Zeitschrift bekannte sich aber auch ohne politische Rücksichten zur gesamtdeutschen Volksgemeinschaft. Was zwischen „Karpaten“ und „Klingsor“ liegt, ist eine Zeitwende. Was beide verbindet, ist die eine Aufgabe. Meschendorfer hat seinen Stamm zu verantwortungsbewußtem Kunstgefühl und zur Gemeinschaft aller Südostrdeutschen erregen, gemäß der Zeit, in die er sich gestellt sah. Zillich hat diese Erziehung fortgesetzt mit dem Ziel auf ein strenges Volksbewußtsein und auf die Gemeinschaft aller Deutschen, wie es die Stunde gebot, die ihn gerufen hatte. Der Dichter Zillich hat eine Auslese seiner Verse in das Buch „Komme, was will“ 1935 geborgen. Das ist die Welt, wie sie unmittelbar und dicht um den Menschen steht, das Wirklichste und ganz vertraut. Sie wird nicht empfindsam genommen, sondern nachdenklich und betrachtsam, wie ein männliches Herz in freier Stunde den Dingen nachsinnt. Einfache und kräftige Worte treffen ohne bildhafte



Einband zu Adolf Meschendorfers „Stadt im Osten“. Hermannstadt 1931

Umschweife in den Kern. Und Rhythmus heißt nicht mehr als einfacher Tonfall der Rede. Aber der Dichter ist ein Erzähler mit der gleichen gelassenen Freude an den Dingen. Seine Form ist die gedrungene Novelle. Sie steht als heitere Kurzgeschichte mit ihresgleichen in den beiden Büchern „Siebenbürgische Klauen“ 1926 und „Der Toddergerch“ 1930, volkstümlich vorgetragen. Sie steht ernst, nicht selten Erinnerung und immer Siebenbürgen, in den Sammlungen, die von „Sturz aus der Kindheit“ 1933 bis zur „Reinerbachmühle“ 1935 eine schöne Kette bilden. Das sind Menschen aus dem Leben, wie es ist, ungemein lebendig wiedergegeben, Geschehnisse von unerbittlicher Schlüssigkeit und mit ganz verhaltenem Gefühl sachlich berichtet. „Streich über deine Stirne, junger Mann, und lausche. / Wieviel hast du erlebt und bist noch kaum im Sprung. / Janfarenstoß der Zeit und voll Erinnerung!“ Der Mann war berufen, aus dem eigenen Erlebnis das Zeitbuch des Südostrs



## Siebenbürgische Glausen

Eine  
Sammlung  
lustiger sieben-  
bürgischer Begebenheiten  
erzählt von Heinrich Zillich  
und mit Holzschnitten ver-  
sehen von Eduard  
Morres



Klingsor Verlag Kronstadt

Titel der „Siebenbürgischen Glausen“ von Heinrich Zillich.  
Kronstadt 1926

im Karpatenurwalde“ 1927, und sie erscheinen reifig in ihren eigenen Jagdrevieren und Weidegründen: „Fräte Nicolae“ 1931, der gewaltige Karpatenbär, und „Der Fechter“ 1935, der tapfere Berghirsch. Das Tier erscheint beinahe wie eine Persönlichkeit und sein Leben zwischen Geburt und Tod als ein Heldengedicht. Eine Welt wie die, erhaben, menschenferne, unergründlich, muß ihre eigene Sprache haben. Die redet das unentweihbare Jägerdeutsch des Dichters, seine erregenden Geheimworte, seine kühn verkoppelten Ausdrücke, seine hinreißenden Bildgebärden, seine Sätze, in denen das aufgeschauerte Blut des Beschleiers und heimlichen Belauschers klopft. Das göttliche Rätsel des Lebens, erstöbert in den Schluchten des Urgebirges, hier redet es in nie gehörten Lauten. Erwin Wittstock, 1899, der Hermannstädter, rundet nun doch diese Kronstädter Zweifelt zu einem schönen siebenbürgischen Ganzen. Auch er hat unter der Fahne des Kaisers im Großen Kriege gekämpft. Schon seine erste Probe gelang, „Zineborn“ 1927, Novellen aus dem Volksleben der Landschaft. Der Roman „Bruder, nimm die Brüder mit“ 1933, ein breiter Querschnitt durch das erste rumänische Jahrzehnt Siebenbürgens, läßt alle Kräfte erkennen, durch die sich der Stamm in acht Jahrhunderten behauptet hat, und die schwer lösbaren Bindungen, die ihn im gleichen Raume mit Magyaren und Rumänen verslochten. „Die Freundschaft von Rockelburg“ 1935 ist ein schön gerahmtes Buch von wahren Meisternovellen. Sie werden vorgetragen von sieben Freunden, die einander nach Jahren der Trennung in einem Waldwirtschaftshaus wiederbegegnen. Von guter Laune bis zu tragischer Erschütterung spielen sie alle Tonarten des Lebens durch, wie es aus der Einheit

zu schreiben, „Zwischen Grenzen und Zeiten“ 1936, Untergang der Monarchie, Wendung Siebenbürgens vom Westen zum Osten; Advent des Neuen Reiches. Siebenbürgen brauchte nur entschlossen zu sein, was es immer gewesen ist, und es hatte die Gesinnung der deutschen Bewegung. Darum ist sie in Heinrich Zillichs Werk völlig Dichtung geworden, unauffällig, kaum ausgesprochen, angeborene Haltung. Rings um Kronstadt stehen die Karpaten. Ihre Wälder und freie Wildbahn hat Emil Witting, 1880, aus Kronstadt, zur Dichtung gemacht, der Förster und Jäger der Siebenrichter-Urwälder. Auch er hat unter der Fahne des Kaisers gekämpft. Daß seine Wälder an Rumänien fielen, das ist das schmerzliche Grunderlebnis in „Hirtenfeuer“ 1932, dem unvergleichlichen Roman, in dem ein Jahr aus dem verschollenen Leben der rumänischen Karpatenhirten geschildert wird. Seine Helden sind die weidlichen Bergtiere. Sie tummeln sich durch seine Jägererinnerungen „Auf der Hochwildbahn





Der neue Roman von  
**Heinrich Zillich**

und die anderen Werke des Dichters  
im Verlag

Albert Langen - Georg Müller



Der neue Roman

## Der Weizenstrauß

30. Tausend. In Leinen RM 5.50

Vor Kronstadt war es, 1916, als der Leutnant Franz von Welch fiel; zwanzig Jahre lang hat der alte Senator Schobelt sein Grab gepflegt, und alle Jahre hat der Weizen auf dem Grab wieder geblüht und Frucht getragen, Zeugnis des Lebens, das stärker ist als der Tod.

„Das Buch erzählt, wie Renate von Welch mit ihren beiden Töchtern nach Kronstadt fährt, um dort das Grab ihres gefallenen Mannes zu sehen. Sie erfährt dabei, wie merkwürdig ihr Leben verflochten ist mit dem zweier Menschen dort unten, die gleich ihrem Manne Soldaten des großen Krieges waren und die auch nach zwanzig Jahren noch diesem Erleben verpflichtet sind. Das schon abgeschlossene Leben bricht für sie, die immer noch junge Frau, wieder auf, ihre Töchter müssen gleichfalls im deutschen Lande Siebenbürgen ihr Schicksal erfüllen. Neben der Süße der Erfüllung steht aber die Bitterkeit des Leides. Doch als Letztes bleibt das Leben selbst, seine ewig weiterzeugende Macht. Zillich hat das in seiner knappen und klaren, dabei farbig blühenden Prosa erzählt. Ganz unmittelbar wachsen die Gestalten auf und bleiben für immer in unserer Erinnerung. Von neuem hat Zillich sich damit als einer der stärksten, der an Wissen um das Leben reichsten Erzähler bewährt.“

(Berliner Botschaftszeitung)

Verlag Alibert Langen - Georg Müller München

Der große, preisgekrönte Roman

## Zwischen Grenzen und Zeiten

35. Tausend. In Leinen RM 7.50

„Was auf diesen 644 Seiten steht, ist Dichtung von einem Gehalt, wie man sie nur selten hier und da findet. – Hier haben ein politischer Wille und ein Kunstvermögen, die einander ebenbürtig sind an Größe, Kraft und Lauterkeit, das Werk geschaffen. So ist dieses Buch Abbild und Sinnbild zugleich . . . großräumig, vielfarbig, leuchtend und in allem doch begeistert rein und klar.“

(Der Führer, Karlsruhe)

„Ein erschütternder Rechenschaftsbericht vom Leben und Wirken der Deutschen im alten Österreich-Ungarn in den Jahrzehnten des Friedens und im Weltkriege. Wie nur aus wenigen Büchern wird uns aus diesem inhaltsreichen Epos deutlich, welche schwere Aufgabe deutsches Volkstum im Osten zu tragen hatte. – Eine Fülle von Einzelschicksalen spannt Zillich in den großen Rahmen der Handlung, auf viele Schauplätze führt er uns und schildert mit wunderbaren Farben siebenbürgisches Volkstum, und das alles gestaltet er mit so erstaunlicher Leichtigkeit und packender Anschaulichkeit, daß man ganz und gar in den Bann seiner Welt gerät. Dieser Welt, in der die Tragik des Völkerschicksals auf jedem einzelnen mit unbeimlicher Gewalt lastet und jeden zum unbedingten Dienst an der Gemeinschaft verpflichtet.“

(Königsberger Allg. Ztg.)

„Dieses Buch ist aus heißem Erleben geschrieben, erfüllt von der Kraft eines kühnen Herzens und getragen von einem leidenschaftlichen Glauben, der unbezwingbar ist. Es ist ein Schicksalsbuch von männlicher Bekenntnisgröße, ein Mahnruf, der die in weiter Welt versprengten Deutschen sammelt zu einer durch keine Grenzen zu trennenden geistigen Gemeinschaft aller deutschen Menschen.“

(Preußische Zeitung)

## Attilas Ende

Erzählung. Biegsam gebunden RM 2.40

„In kraftvollen, scharf umrissenen Bildern schildert Zillich den Herrscher Attila, dessen Herrschsucht zur Gier wird und zeigt, wie diese Gier nach Macht und Liebe ihn scheitern läßt. Daß hinter diesem Geschehen ein großes völkisches Kräftepiel steht und eine Epoche weltanschaulicher Spannungen, läßt Zillich hier und da bligartig aufleuchten und macht damit die Historie für unsere Tage lebendig.“

(Dresdner Neueste Nachrichten)

Verlag Alibert Langen - Georg Müller München



## Komme was will

Gedichte. Gebunden RM 2.-, gebunden RM 2.80

„Die weite Landschaft seiner siebenbürgischen Heimat lebt in den Versen dieses Dichters, Sommer und Winter, Abend und Morgen, Liebe und Vergehen, ein ganzes heißes Leben atmet in diesen Gedichten. Die Verse sind einfach und schlicht, ihr Ton voll Güte und Innerlichkeit.“

(NSZ/Xbeinfront)

## Der Urlaub

Novelle

(Die Kleine Bücherei Nr. 24) 45. Tausend. Gebunden 80 Pfg.

„Es geht um das Heldentum des Fähnrichs Klinghart, der den Urlaubsschein schon in der Tasche hat, trotzdem bleibt, sich stellt, den toten Kameraden aus den Linien zurückholt – sich abermals stellt, das eigene wankende Herz besiegt und schließlich Patrouille geht – eine verurteilte Patrouille. Wie diese Patrouille beschrieben ist, – das ist meisterliche Novellenkunst.“

(Velhagen und Klasings Monatshefte)

## Der baltische Graf

Erzählung

(Die Kleine Bücherei Nr. 75). Mit 10 Federzeichnungen von Fritz Kimm  
20. Tausend. Gebunden 80 Pfg.

„Wir erleben die Geschichte eines baltischen Offiziers, der sich aus Verzweiflung über den Verlust seiner Frau und seines ungeborenen Kindes dazu hinreißen läßt, das Kind eines Kronstädter Bürgers zu rauben. Die düsteren Farben der Handlung sind mit meisterlicher Kunst aufgetragen. Heinrich Jillich verfügt über eine Sprache, die reiche Ausdrucksmöglichkeiten in knapper Form besitzt.“ (Hamburger Fremdenblatt)

Albert Langen – Georg Müller

Verlag • München

Zu beziehen durch:





# Deutsche Dichtung

## in Vergangenheit und Gegenwart

Ein Führer durch die deutsche Literatur

Von

Dr. Fritz Lübke und Dr. Heinrich Fr. Lohrmann  
Schulrat in St. Abold (Lothr.)      Professor in Braunschweig

Dritte Auflage



Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior), Hannover

ikgs  
1944



Die Dichtungen der drei bedeutendsten siebenbürgisch-sächsischen Dichter Adolf Meschendörfer, Erwin Wittstock und Heinrich Zillich sind der Ausdruck eines geschlossenen deutschen Volkstums und seines Lebenswillens.

Adolf Meschendörfer, 1877 als Sohn eines Kaufmanns in Kronstadt geboren, studierte an reichsdeutschen Hochschulen deutsche Sprache und Literatur, wurde Lehrer und Leiter am berühmten Kronstädter Honterusgymnasium und steht heute mit an der Spitze der Volkstumbewegung seiner Heimat. Ihr dienen auch seine beiden Romane.

„Die Stadt im Osten“ (1931) führt uns mitten in das Werden der Vaterstadt des Dichters. Im Einzelschicksal zweier Schulkameraden, im Schicksal einer Klasse und der ganzen Schule werden wir Zeuge der vielhundertjährigen, bewegten, inneren und äußeren Kämpfe um Heimat und Kultur. Das Buch weitet sich zum politischen Bekenntnisbuch, wenn der Dichter alle Welt auf den verzweifelten Volkstumskampf seiner Volksgruppe hinweist und fordert: „Wir wollen nur leben und auf dem Fleckchen, von unserem Blut gedüngten Fleckchen Erde arbeiten. Und deutsch bleiben.“

Im „Büffelbrunnen“ (1935) erzählt Meschendörfer die Wandlung eines Erziehers vom verträumten, abseits stehenden Schwärmer für alles Schöne zum völkisch-politischen Kämpfer. Die Wandlung wird ermöglicht durch das Erlebnis seiner armen deutschen Volksgenossen im Dorfe am Büffelbrunnen.

Erwin Wittstock (geb. 1899) ist durch seinen Roman „Brüder, nimm die Brüder mit“ (1933) über seine Heimat hinaus bekanntgeworden. Die stoffliche Grundlage entnahm der Dichter dem politischen Geschehen in seiner Heimat, der rumänischen Agrargesetzgebung, wonach umfangreicher sächsischer Grundbesitz, besonders Waldungen, enteignet wurden. Da die gesamte sächsische Volksgruppe Siebenbürgens davon betroffen wurde, so hat Wittstock an einem Beispiel den Daseinskampf eines ganzen Volkes gestaltet. An der vorbildlichen politischen Haltung des Rechtsanwalts Reußner erleben wir in einer heimatlich getönten Hochsprache den Kampf der Siebenbürger Sachsen um ihre vielhundertjährigen Rechte und um ihre völkische Eigenart. Eingebettet liegt dieses Geschehen in der Landschaft und in dem vielgestaltigen deutschen, ungarischen und rumänischen Volksleben.

In seinem Erzählwerk „Zinnborn“ (1927) hat Wittstock eine Reihe von Geschichten aus dem bäuerlichen Leben vereinigt. Mit seiner volkstümlichen, hochdeutschen Erzählsprache, mit liebevollem Humor und einer erhebenden Hingabe an die dörfliche Wirklichkeit erzählt er hier kleine Einzelschicksale von beispielhaften, edigen Männern und schrullenhaften Räuern. „Heimat und männlicher Geist“ leben in den sieben Erzählungen der „Freundschaft von Rockelburg“ (1935). Jeder der sieben Freunde erzählt in einem abgelegenen Waldhaus ein Erlebnis.

Der Kronstädter Heinrich Zillich (geb. 1898) wurde durch seine Kriegsnovelle „Urlaub“ (1933) bekannt. Er erzählt darin in schlichter, lebendiger

Darstellung, wie ein junger österreichischer Fähnrich an der italienischen Front seinen Urlaub erst antritt, als er die Leiche eines Kameraden gefunden und einen gefährlichen Patrouillengang hinter sich hat. — Der Volkstumskampf zwischen Siebenbürgern und Rumänen lebt in der sehr zuchtvoll erzählten Novelle „Die Reinerbachmühle“ (1935). Ein deutscher berufs-unfähiger Arzt lebt einsam auf einem Grundstück seiner Familie, der Reinerbachmühle, ein gemeinschaftsfernes Dasein. Da reißt ihn das Enteignungsgesetz der Rumänen in den Volkstumskampf hinein, der seinem Willen eine feste Richtung und seinem Leben wieder einen Sinn gibt. — Zillichs bisher beste dichterische Leistung ist der vom großdeutschen Standpunkt geschriebene, politische Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ (1936). Ähnlich wie Meschendörfer gestaltet Zillich das Gesamtschicksal seiner Volksgruppe an dem Entwicklungsgang eines einzelnen: Luz Reindt. Wir erleben seine Kindheit, wir wachsen mit ihm durch Krieg und durch die Not der Nachkriegszeit in das erschütternde Schicksal der drei Völker: Deutsche, Ungarn und Rumänen hinein, die beieinander leben und sich bekämpfen müssen, weil stets zwei Völker, Ungarn und Rumänen, um den Staat kämpfen. Und die Deutschen stehen zwischen diesen Nationen, müssen im Weltkrieg mit den Ungarn gegen die Rumänen kämpfen und nach 1919 mit den Rumänen gegen die Ungarn. — Diese Dichtung gestaltet in einer klaren, männlichen Erzählart wirkliches Leben, den Daseinskampf eines Volkes.

Das völkische Erwachen der Deutsch-Schwaben im mittleren Donaugebiet, im Banat, setzte erst nach dem Weltkrieg ein. Der größte Dichter dieser deutschen Volksgruppe, Adam Müller-Guttenbrunn (1852–1923), ist auch ihr großer Führer und Rufer im Volkstumskampf gewesen. In dem Roman „Glocken der Heimat“ (1911) erzählt der Dichter, wie eine Dorfgemeinschaft im Erlebnis der durch die Wasserflut gefährdeten Heimat und durch die Erkenntnis der bewußten Entdeutschungspolitik durch Kirche und Schule langsam zum völkischen Einheitsbewußtsein erwacht. Im „Großen Schwabenzug“ (1913) hat der Dichter seiner Heimat die Geschichte des Banater Schwabentums geschenkt. Er führt uns in die Anfänge der Besiedlung des Banat und läßt uns den großen Zug deutscher Auswanderer nach den Türkenkriegen und später nach der großen Pest erleben. Mannigfache Einzelschicksale hat der Dichter in das Geschehen dieses volkstümlich erzählten Schicksalsbuches der Banater Schwaben eingefügt.

Alle diese volksdeutschen Dichter sind keine engbegrenzten Heimatdichter. Sie gestalten vielmehr aus einer großdeutschen völkischen Haltung, sie sind Hüter deutscher Art auf fremder Erde, sie sind die Bewahrer und Pfleger der deutschen Sprache und damit der deutschen Seele unter fremden Völkern.



Aus

Arno Mulot:

Die deutsche Dichtung unserer Zeit

Zweite, erweiterte Auflage

Stuttgart, J.B.Metzlersche Verlagsbuchhandlung  
(1944)

Bezirken, in denen Zufall und Kausalität als Schicksal angenommen werden,  
eine Bindung, durch die sich eine göttliche Macht leise und läuternd in  
das menschliche Beisammensein einschleibt.

Seite 38

europäischen Europa, aber auch der deutschen Bewährung. Es setzt als Kind-  
heitsidyll der Vorkriegszeit ein; der deutsche Junge Luz Rheindt wächst  
als Sohn des Direktors einer Fabrikssiedlung bei Kronstadt zusammen  
mit anderen Kindern deutschen, ungarischen, rumänischen und jüdischen  
Blutes auf. Über Kinderspiel, Jungenzwist, Schulfreundschaft und Feindschaft erwacht Luz zur Ahnung völkischer Gegensätze und Schicksale, zum  
Stolz und Verantwortungsgefühl des deutschen Stammes. „Was klar  
und groß gefügt war — er spürte es unbewußt — ist deutsch, das gilt  
für Menschen, Pferde, Wagen, Kirchen, Häuser, Tische, Truhen, Pflüge  
und Ochsen.“ Die kindlichen Erfahrungsbereiche weiten sich zu einer groß-  
räumigen Schau, zu völkerpsychologischen Erfahrungen und zu den grund-  
legenden politisch-völkischen Lehren des Ostens aus. Der siebenbürgi-  
sche Raum verlangt „ein völkerbegreifendes und gerechtes Führen“, das  
bisher nur von Deutschen geleistet wurde. Daher regte sich im Osten im-  
mer wieder die Sehnsucht nach deutscher Hilfe. Alle andern Völker wollten  
nichts als sich selbst, die Deutschen allein wollten das Große, das allen Ge-  
rechte, die Idee, das Gemeinsame. Die Rumänen lebten im dumpfen  
Drang ihrer vitalen Kraft, und selbst die ritterlichen, überlieferungsg-  
ebundenen, mit deutschem Blut tausendfach vermählten Ungarn achteten

<sup>25</sup> Vgl. Hermann Roth „Heinrich Zillich“ (mit Bibliographie) in „Die Neue  
Literatur“, 1938, S. 329—338.



Der Soldat in der deutschen Dichtung unserer Zeit

In immer neuer Weise wandeln die Frontberichte, die soldatischen Erzählungen und die Kriegsdichtungen das lichte Thema der Kameradschaft ab. Wie sie sich als stille, aber unausweichliche Pflicht auch nach dem Tod des Freundes auf die Seele legt, schildert Heinrich Zillich ganz verinnerlichte Novelle „Urlaub“ (1933). Kameradschaft, das erfahren wir hier, ist ein seelischer Antrieb, dem Verstandesgründe und Glückswünsche ohnmächtig entgegenstehen, eine Verpflichtung in den geheimen Bezirken, in denen Zufall und Lässigkeit als Schuld angerechnet werden, eine Bindung, durch die sich eine göttliche Macht leise und läuternd in das menschliche Beisammensein einschiebt.

Seite 38

europäen Trug, aber auch der deutschen Bewährung. Es setzt als Kindheitsidyll der Vorkriegszeit ein; der deutsche Junge Luz Rheindt wächst als Sohn des Direktors einer Fabrikfiedlung bei Kronstadt zusammen mit anderen Kindern deutschen, ungarischen, rumänischen und jüdischen Blutes auf. Über Kinderspiel, Jungenzwist, Schulfreunds- und -feindschaft erwacht Luz zur Ahnung völkischer Gegensätze und Schicksale, zum Stolz und Verantwortungsgefühl des deutschen Stammes. „Was klar und groß gefügt war — er spürte es unbewußt — ist deutsch, das gilt für Menschen, Pferde, Wagen, Kirchen, Häuser, Fische, Truhen, Pflüge und Ochsen.“ Die kindlichen Erfahrungsbereiche weiten sich zu einer großräumigen Schau, zu völkerpsychologischen Erfahrungen und zu den grundlegenden politisch-völkischen Lehren des Ostens aus. Der siebenbürgische Raum verlangt „ein völkerbegreifendes und gerechtes Führen“, das bisher nur von Deutschen geleistet wurde. Daher regte sich im Osten immer wieder die Sehnsucht nach deutscher Hilfe. Alle andern Völker wollten nichts als sich selbst, die Deutschen allein wollten das Große, das allen Gerechte, die Idee, das Gemeinsame. Die Rumänen lebten im dumpfen Drang ihrer vitalen Kraft, und selbst die ritterlichen, überlieferungsgeliebten, mit deutschem Blut tausendfach vermählten Ungarn achteten

<sup>25</sup> Vgl. Hermann Roth „Heinrich Zillich“ (mit Bibliographie) in „Die Neue Literatur“, 1938, S. 329—338.



„deuthesten Deutschen“, gläubiges Bekenntnis zu den Urkräften volkhafter Gemeinschaft.

Heinrich Zillich<sup>25</sup> hat am entschiedensten von allen auslanddeutschen Dichtern sein Werk vom Weltkriegserlebnis her ausgerichtet. Der auslanddeutschen Kriegsgeneration hat er auch seine große Dichtung „Zwischen Grenzen und Zeiten“ (1936) gewidmet. Glocken läuten dieses Buch ein wie Hans Grimms „Volk ohne Raum“, aber es sind verschiedene Glocken, die sonntags ihr Geläut über die siebenbürgische Hochebene senden. Da wehen die heißeren Töne einer ungarischen Glocke heran, dort flattert hastig und ruhelos das Läuten der rumänischen Kirche auf und über alle dunkelt der Erzlaut der deutschen Kirchen hinweg. „Zwischen Grenzen und Zeiten“ ist nicht minder ein Buch von deutscher Not wie „Volk ohne Raum“, aber es ist auch ein Buch von deutscher Größe und Führungskraft im schicksalhaften Miteinander der Völker, ein Buch der deutschen Tragik, aber auch der deutschen Bewährung. Es setzt als Kindheitsidyll der Vorkriegszeit ein; der deutsche Junge Luz Rheindt wächst als Sohn des Direktors einer Fabrikiedlung bei Kronstadt zusammen mit anderen Kindern deutschen, ungarischen, rumänischen und jüdischen Blutes auf. Über Kinderspiel, Jungenzwist, Schulfreundschaft erwacht Luz zur Ahnung völkischer Gegensätze und Schicksale, zum Stolz und Verantwortungsgefühl des deutschen Stammes. „Was klar und groß gefügt war — er spürte es unbewußt — ist deutsch, das gilt für Menschen, Pferde, Wagen, Kirchen, Häuser, Tische, Truhen, Pflüge und Ochsen.“ Die kindlichen Erfahrungsbereiche weiten sich zu einer großräumigen Schau, zu völkerpsychologischen Erfahrungen und zu den grundlegenden politisch-völkischen Lehren des Ostens aus. Der siebenbürgische Raum verlangt „ein völkerbegreifendes und gerechtes Führen“, das bisher nur von Deutschen geleistet wurde. Daher regte sich im Osten immer wieder die Sehnsucht nach deutscher Hilfe. Alle andern Völker wollten nichts als sich selbst, die Deutschen allein wollten das Große, das allen Gerechte, die Idee, das Gemeinsame. Die Rumänen lebten im dumpfen Drang ihrer vitalen Kraft, und selbst die ritterlichen, überlieferungsgebundenen, mit deutschem Blut tausendfach vermählten Ungarn achteten

<sup>25</sup> Vgl. Hermann Roth „Heinrich Zillich“ (mit Bibliographie) in „Die Neue Literatur“, 1938, S. 329—338.



kein Volksrecht als nur das ihre — ganz zu schweigen von dem Judentum, dem Spaltpilz und Nuznießer der Zersekung.

Auch die Siebenbürger Deutschen, die von Wien verraten und von Berlin übersehen wurden, konnten sich nur behaupten, indem sie völkisch wach blieben, aber sie saugten die Gemeinschaft nicht zum eigenen Nutzen aus, sondern sie dienten ihr schöpferisch. Das war so im Bereich des eigenen Blutes: „Der Sachse mochte sich drehen wie er wollte, er blieb der Gemeinschaft verknüpft, gefördert und selbst zur Leistung verpflichtet. So wie der Bauer von der Nachbarschaft zu Grabe getragen wird, die ihm die letzte Wohnstatt kostenfrei schaufelt, wie sein Sterben Gemeinschaftssache ist und Gemeindedienst beansprucht, so auch die Hochzeit, die Taufe, die Schule, die Kirche, der Erwerb und die zahllosen Vereine.“ Das galt für das Deutschtum überhaupt, dessen Grenzen die Sachsen gegen die Türken verteidigt hatten. Das galt aber auch für die um- und mitwohnenden Völker. Ihnen gegenüber vertraten die Siebenbürgendeutschen den Ordnungsgedanken des Reiches, das andere Völker nicht unterdrückt, sondern in seinen Schutz und seine Lehre nimmt. Dies alles erfuhr der heranwachsende Luz Rheindt nicht als totes Wissen, er lebte es in seinem Freundeskreis gleichsam noch einmal selbst vor und wurde seines Volkes ganz bewußt, indem er das Eigene an anderer Art mitfühlend erlebte und schonend achtete.

Dann brach der Weltkrieg über das Land herein und reifte die Jugendfreunde frühzeitig zu harten Männern aus. Noch einmal bewährte sich unter unsäglichen Opfern die deutsche Art und Führung. In ergreifenden Szenen erleben wir mit, wie die Deutschen mit Strömen von Blut ein Reich verteidigten, das kein Reich mehr war, sondern nur noch eine Fiktion. Während dem Muttervolk das letzte Ziel des Weltkrieges verborgen blieb, wußten die Siebenbürger, daß der Kampf um die Sendung des deutschen Volkes in der Welt ging. In Blut und Feuer, Dreck und Schmach versank das Habsburgerreich, das seiner deutschen Mission untreu geworden war, aber die deutschen Freunde retteten das große Erlebnis der Frontkameradschaft und die Gewißheit der deutschen Gemeinschaftsaufgabe aus dem Untergang. Der Staatenwechsel konnte die deutsche Erfahrung und Bestimmung nicht aufheben. Die vorläufigen Lösungen machten die Spannungen und Fragen nur drängender und brennender. „Vielleicht“, sagt Luz Rheindt, „sind gerade wir darum hier in den Osten geworfen worden, wo es von Feindschaften wimmelt, als der Sauerteig



der Zukunft, wie wir in der Vergangenheit die Baumeister waren.“ Der Dichter selbst schließt sein Werk mit der Erkenntnis, „daß deutsches Volk groß genug ist, aller Völker Wesen und Recht zu begreifen, sich selbst daran wachsend, spendend und bewahrend zu erfüllen“.

Diese Entwicklung ist in Zillichs Dichtung in eine weitläufige, von Tatsachen und Zuständen prall erfüllte epische Handlung eingebettet, sie spiegelt sich in einer Vielzahl griffig und sicher gezeichneter Charakterbilder und kommt im Reichtum geistvoller und schmiegsamer Gespräche an die Oberfläche des Bewußtseins. Die Kraft der konzentrierten Zusammenschau, die diese Fülle bündigt, und die ausgleichende, völkerverwägende Gerechtigkeit in dem Epos des Dichters ist schon in seiner Novelle „Die Reinerbachmühle“ (1935) vorgebildet, die mit den folgenden Worten treffend gewürdigt wurde<sup>26</sup>: „Hier wird der Daseinskampf des deutschen und des rumänischen Volkes in Siebenbürgen auf wenigen Seiten mit größter Klarheit und Eindringlichkeit im blitzenden Dialog zweier ebenbürtiger Gegner dargestellt, die Gewichte sind mit höchster Gerechtigkeit verteilt, aber dem Deutschen wird Recht gegeben ... Heller, scharfer Geist, deutsche Gefühlseinbrunst und künstlerische Bildnerkraft haben ein kleines Meisterwerk zustande gebracht.“ Die lyrisch getönte, bildstarke und strömende Sprache weist von dem Epos „Zwischen Grenzen und Zeiten“ zurück auf den Lyriker des Landes „Kommewaswill“ (1935), und das Weltkriegserlebnis verbindet schließlich seinen Roman mit der Erzählung „Der Weizenstrauch“ (1938).

Der Nachhall des Weltkrieges, der Ernst des Volkstumskampfes auf dem volksdeutschen Boden Siebenbürgens und die Idylle eines sommerlichen Glücks bilden den ergreifenden Dreiklang des „Weizenstrauches“. Beate von Walch sucht mit ihren beiden Töchtern Lene und Lise das Grab ihres 1916 bei Kronstadt gefallenen Mannes nach zwanzig Jahren auf. Vergangenheit steht drohend auf und wird durch Hingabe überwunden. Alle drei Walchs werden in ein Leben der Liebe verstrickt, in dem Einst und Jetzt seltsam verflochten sind, Weltkriegsschmerz zur Ruhe gebracht, Weltkriegserinnerung als neue Verpflichtung erlebt wird. Zart und feinsinnig, zu lieblich blaß und unbewegt, um auf die Dauer zu haften, sind die Frauenbildnisse gezeichnet, einprägsam und ernst die Bilder der noch immer vom Krieg besessenen Männer. Keusch verhalten reifen sich die

<sup>26</sup> Wilhelm Schneider, a. a. O., S. 194.



Menschenpaare entgegen, herb und süß lockt die Erfüllung. Da trifft die eifersüchtige Rache eines haltlosen Entarteten einen der Männer, die als Vorkämpfer im Volkstumskampf stehen, zu Tode. Es ist ein Zufall, keine höhere dichterische Notwendigkeit, aber wir beugen uns vor der Einsicht: Liebe und Tod sind verschlungen in dem übergreifenden Gesetz, dem Leben der Gemeinschaft zu dienen und es aus dem soldatischen Erbe zu erneuern.

Adolf Meschendorfer brach mit der „Stadt im Osten“ dem siebenbürgischen Schrifttum der Gegenwart die Bahn zur gesamtdeutschen Wirkung; seine Werke sind Bruchstücke der großen Konfession einer ringenden Künstlerseele, die gespannt den Ausgleich der Persönlichkeit und der Gemeinschaft suchte. In Erwin Wittstock wurde den Sachsen ein starker Erzähler geschenkt, der aus der entschiedenen Sicherheit und Verpflichtung der Gemeinschaft heraus schuf und das Gesamt ihrer Beziehungen im sinnbildhaften Einzelgeschehen durchleuchtete. Wittstock, so sagte man in einer einprägsamen Gegenüberstellung, projiziere die Welt auf Siebenbürgen, Zillich dagegen Siebenbürgen auf die Welt. Heinrich Zillich, Dichter und Kulturpolitiker, verfügte über den epischen Atem, um die geschichtliche Leistung, die ganze völkische und europäische Bedeutung des siebenbürgendeutschen Gemeinwesens, den Untergang der Monarchie und den Willen der Front zu einer wahrhaften und gerechten Ordnung in das Epos „Zwischen Grenzen und Zeiten“ einzuschmelzen. In dieser Dichtung meldete sich das Deutschtum des Südostens „mit dem Anspruch, aus der Tiefe und Kraft seiner politischen Erfahrung in den Vorgang deutscher Volkwerdung unmittelbar hineinzuwirken“<sup>27</sup>.

<sup>27</sup> Karl Kurt Klein, a. a. O., S. 427.



Der Banater Otto Alscher ist mit seinen Büchern als der Schilderer des Zigeunervolkes in die deutsche Dichtung eingegangen. Heinrich Zillich hat in der meisterlichen Novelle „Der Zigeuner“, die in der Sammlung „Sturz aus der Kindheit“ (1933) enthalten ist, das gleiche Motiv aufgegriffen. Während sich Alscher im Mitleid über die versemte Rasse erbarmt, sieht Zillich schärfer und klarer in die animalischen Abgründe dieser Gemeinschaft, die außerhalb der sittlichen Ordnung der kulturschaffenden Völker steht.



## Köpfe des nationalen deutschen Schrifttums

Unsern Ueberblick über die schöpferischen Kräfte des nationalen deutschen Schrifttums der Gegenwart setzen wir heute mit einer Würdigung des Siebenbürger Dichters Heinrich Zillich fort.

### Heinrich Zillich



Die Probleme der Deutschen außerhalb der Grenzen des Reiches spiegeln sich mannigfaltig in unserem Schrifttum wider. Nicht nur innerdeutsche Schriftsteller und Dichter, die einmal länger oder länger draußen waren, wie Grimm, Blund und Ponten zum Beispiel, gestalten auslandsdeutsches Leben und Schicksal in ihren Werken, sondern vor allem haben wir auch zahlreiche Vertreter des Schrifttums im Ausland selbst, die von der Not, vom Kampf, vom Geschick der Deutschen in der Fremde berichten. Am rühmlichsten, am bedeutendsten auch zugleich sind da die Siebenbürger Sachsen am Werk; unter ihnen ist der junge Heinrich Zillich

einer der lebendigsten und fähigsten Köpfe. — Zillich wurde im Jahre 1898 in Kronstadt geboren; sein Vater war Schwabe aus dem Banat, seine Mutter Siebenbürger Sächsin. So hat sich in ihm also gutes deutsches Blut rein gemischt und erhalten. Mit ganz jungen Jahren kam er als Kaiserjäger in den Krieg und kämpfte in der Alpenfront gegen Italien. Später, als Siebenbürger Deutscher durch den Friedensvertrag rumänischer Staatsangehöriger geworden, mußte er — eine besondere Tragik — noch auf rumänischer Seite 1919 gegen Ungarn ziehn, bis es ihm gelang, nach Berlin zu kommen und dort Handelswissenschaft zu studieren. Nach erfolgter Promotion lehrte er 1923 wieder in seine Heimat zurück, wo er auch bei der deutschen „Kronstädter Zeitung“ tätig ist. Seit langen Jahren gibt er die schöne siebenbürgische Zeitschrift „Klinglor“ heraus, und hier vor allem tritt er unermüdlich für alle Bekange und Probleme der Siebenbürger Deutschen ein, für Erhaltung ihres Volkstums und

ihrer Arteeigentümlichkeit, für eine feste und unzerstörbare Verbindung mit dem Reich, hier vor allem betrent er auch die Interessen und Aufgaben der deutschen Jugend Siebenbürgens. Wir im Reich müssen das Zillich besonders danken, denn der Kampf dieses Mannes um das Deutschtum ist oft schwer und einsam und hart.

Die erste dichterische Veröffentlichung Zillichs war die große Erzählung „Attilas Ende“ (1932), worin fast romanartig der Zug des Hunnenkönigs Hgel durch das halbe Abendland bis Mittelitalien mitreißend und sprachlich großartig gestaltet wurde. In der Novelle „Wälder und Laternenschein“, ebenfalls 1923, gab Zillich dann eine wundervolle Liebesgeschichte eines jungen Menschen in Siebenbürgen, tragisch durchzuckt und mit jugendlichem Lebensgefühl erfüllt; vor allem fällt hier bereits Zillichs meisterliches Vermögen der Landschaftshildierung auf. Aber auch Menschen vermag er ähnlich treffend hinzustellen; Zillich beherrscht die Sprache wie wenige und sie ist ihm gleichsam ein stählernbiegsames Instrument, mit dem er die Säge aus einem Block wuchtig, voll innerer Kraft und anschaulicher Greifart schlägt. Das ist selbst in seiner Lyrik erkennbar, in den beiden Bänden „Strömung“ (1924) und „Strömung und Erde“ (1929), wo ihm Gedichte großer Zartheit und erdnahen Atems gelangen. — Ein sehr reizvolles Buch ist dann die Geschichtenammlung „Siebenbürgische Plausen“ (1928), angefüllt mit kurzen Erzählungen und Anekdoten aus dem Siebenbürger Land, vollstimmlich heiter und humorvoll, bestes Erzählgut des Volkes dort, das Zillich kennt und dem er angehört. Einen weiteren Geschichtenband gab der Dichter mit dem Büchlein „Der Toddergerch“, um dann in der im vergangenen Jahr preisgekrönten Novelle „Der Urlaub“ sein bisher bestes und reifstes Prosawerk zu geben (erschieden im Verlag Langen/Müller, München); hierin hat Zillich aus seinem Erlebnis des Alpenkrieges die Geschichte eines jungen österreichischen Offiziers geschrieben, der, obwohl er schon auf Urlaub sein könnte, sich freiwillig zu einem gefährvollen Patrouillengang meldet und ihn auch durchführt, um damit gleichsam eine Verfehlung einem gefallenem Kameraden gegenüber zu sühnen. Der Gedanke der Tat, des Opfers und der Selbstbeherrschung ist auf bezeichnende Art in der sprachlich meisterhaften Erzählung eingefangen und menschlich mitreißend zu einem der eindringlichsten Stücke Prosa verdichtet worden, die wir im Schrifttum der Jungen haben.

Außerordentlich schön und dichterisch stark ist auch der in der Reihe der „Erzähler der Gegenwart“ des Verlages F. Staadmann (Leipzig) veröffentlichte neue Novellenband „Sturz aus der Kindheit“ (1933), der fünf Arbeiten Zillichs enthält, darunter auch jene frühe Geschichte „Wälder und Laternenschein“, die sonst vergriffen ist. An diesem Buch sehen wir so recht des Dichters ureigene Art: Er ist der wahre Schilderer des siebenbürgischen Volkes und der siebenbürgischen Landschaft. Daraus wählt er sich seine Gestalten aus

und setzt sie in Beziehung zum Schicksalhaften; hier findet er das Gleichnis des Lebendigen aus den vielfältigen Stimmen des Bodens, der Landschaft, die die große Delferin und Kräftependlerin für alles Geschehen, sei es tragisch oder heiter, ist.

Zillich ist der gekorene Erzähler, wir erhoffen uns noch viel von ihm. Und wir haben allen Grund, ihm, dem Kämpfer für das Deutschtum in Siebenbürgen, dankbar zu sein. Zillich gehört zu uns und ist nicht mehr fortzudenken aus unserem jungen deutschen Schrifttum, eine ursprüngliche Begabung, an die wir uns halten müssen.

Dr. Eberhard Meckel.

## Ehrungen für Dr. Richard Strauß

### Die Reichsmusikkammer feiert ihren Präsidenten

In den festlich geschmückten Räumen der Reichsmusikkammer fand in Anwesenheit des Präsidenten Dr. Richard Strauß und zahlreicher Ehrengäste, darunter Staatssekretär Dr. Weiskner, eine Vorfeier aus Anlaß des 70. Geburtstages Dr. Strauß' statt.

Staatssekretär Dr. Funk sprach im Auftrage der Reichsregierung und überreichte zusammen mit seinen Glückwünschen ein in Silber gerahmtes Bild des Führers mit der eigenhändigen Unterschrift „Dem großen Komponisten Richard Strauß in aufrichtiger Verehrung, Adolf Hitler“. Ferner übergab er dem Jubilar ein Bild des Reichsministers Dr. Goebbels mit der Widmung „Dem großen Meister der Töne in dankbarer Verehrung zum 70. Geburtstag“. In seinem Begleitschreiben bringt Dr. Goebbels die tiefe Freude und Dankbarkeit zum Ausdruck, die zusammen mit ihm das Volk befehle. Millionen von Menschen habe Richard Strauß Freude und innere Erbauung gespendet. Staatssekretär Pfundtner überbrachte im Namen des Reichspräsidenten den Adler-Schild des Deutschen Reiches mit der Inschrift „Dem Schöpfer und Meister deutscher Musik“. Das Begleitschreiben Hindenburgs gilt dem Komponisten, der in der ersten Reihe der deutschen Tonsetzer stehe und den Ruhm deutscher Musiker im In- und Auslande verbreitet habe. Anschließend übermittelte Staatssekretär Pfundtner die Glückwünsche des Reichsinnenministeriums.

Im Namen der Reichsmusikkammer wandte sich sodann der Geschäftsführer Heinz Ihler an den Jubilar und übergab ihm als Festtagsgabe Originalbriefe Mozarts an seine Frau Konstanze und Wagners an Mendelssohn. Diese besondere Form der Ehrengabe geht darauf zurück, daß der Präsident bei der Präsidentschaft der Aufnahmeformulare in der Rubrik der Patenschaft die Namen Mozarts und Wagners als seine Paten vermerkt hatte. Richard Strauß dankte für die erwiesenen Ehrungen mit bewegten Worten und versprach, seine ganzen Kräfte in den Dienst der ihm heute zufallenden Aufgaben zu stellen.

(Weitere Kunstnachrichten Seite 6.)